

SATZ UND WORT IM HEUTIGEN DEUTSCH

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben und Hans Neumann

herausgegeben von Hugo Moser

BAND I

SATZ UND WORT IM HEUTIGEN DEUTSCH

Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung

JAHRBUCH 1965/1966



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1967 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1967
Umschlagentwurf Paul Effert
Gesamtherstellung Schwann Düsseldorf

INHALT

Geleitwort	7
<i>Hugo Moser</i> , Ziele und Aufgaben des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim	9
I Bewegungen in der Gegenwartssprache	
<i>Hugo Moser</i> , Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im heutigen Sprachgeschehen	15
<i>Gustav Korlén</i> , Führt die politische Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?	36
II Probleme des Satzbaus	
<i>Ulrich Engel</i> , Satzbaupläne in der Alltagssprache	55
<i>Hennig Brinkmann</i> , Die Syntax der Rede	74
<i>Kaj B. Lindgren</i> , Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs	95
<i>Paul Grebe</i> , Der semantisch-syntaktische Hof unserer Wörter ...	109
<i>Harald Weinrich</i> , Die Stellung des Adjektivs im Französischen. ...	115
III Der Bereich der Wortarten	
<i>Johannes Erben</i> , Zur Morphologie der Wortarten im Deutschen ...	128
<i>Carl Soeteman</i> , Praeteritopraesentia Revisa	137
<i>Heinz Rupp</i> , Zum deutschen Verbalsystem	148
<i>Klaus Baumgärtner</i> , Die Struktur des Bedeutungsfeldes	165
<i>Emil Öhmann</i> , Einige Fälle von Homonymie	198
<i>Els Oksaar</i> , Sprachsoziologisch-semantische Betrachtungen im Bereich der Berufsbezeichnungen	205

IV Grammatik und Stil

<i>Werner Winter</i> , Stil als linguistisches Problem	219
<i>Walter Weiss</i> , Dichtung und Grammatik Zur Frage der grammatischen Interpretation	236

V Gesprochenes Deutsch

* <i>Hugo Steger</i> , Gesprochene Sprache Zu ihrer Typik und Terminologie	259
<i>Hermann Bausinger</i> , Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache	292
<i>Christian Winkler</i> , Zur Frage der deutschen Hochlautung	313
<i>Helmut Richter</i> , Zur Intonation der Bejahung und Verneinung im Hochdeutschen	329

VI Wege der Erforschung der deutschen Gegenwartssprache

<i>Peter von Polenz</i> , Zur Quellenwahl für Dokumentation und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache	363
<i>Hans Eggers</i> , Philologische Erfahrungen mit datenverarbeitenden Maschinen	379

VII Fragen sprachwissenschaftlicher Methode

<i>Helmut Gipper</i> , Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung Stellungnahmen von <i>G. Ungeheuer</i> und <i>Eberhard Zwirner</i>	392
---	-----

Geleitwort

Die neue Schriftenreihe des Instituts für deutsche Sprache ist, gemäß der Hauptrichtung seiner bisherigen Wirksamkeit, vornehmlich der Sprache der Gegenwart gewidmet.

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war die Sprachwissenschaft historisch ausgerichtet. Die Erkenntnis, daß der Sprache der Gegenwart besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden müsse, brach sich bezeichnenderweise zuerst im Ausland Bahn. In Deutschland setzte, wenn man von der Mundartforschung absieht, nach vereinzeltten Ansätzen vor allem zwischen den beiden Kriegen die intensive, systematische Erforschung der Sprache der Gegenwart erst nach dem Ende des zweiten Weltkrieges ein. Diese Neuorientierung der Sprachforschung (die Literaturwissenschaft war ihr vorangegangen) entspricht einer allgemeinen Hinwendung zur „Zeitgeschichte“, ist aber wohl auch der Einwirkung der auf unmittelbar Gegenwärtiges gerichteten Naturwissenschaften zuzuschreiben.

Im Bereich der deutschen Gegenwartssprache liegen viele dringende Forschungsaufgaben, was die Aufnahme des Bestandes wie eine deutende Analyse der Erscheinungen angeht. So ist auch das Institut für deutsche Sprache vorzugsweise mit dem Blick auf das heutige Deutsch und seine Entwicklung ins Leben gerufen worden; die diachronische Betrachtungsweise ist jedoch keinesfalls ausgeschlossen, wie schon die Gründung einer Kommission für älteres Neuhochdeutsch zeigt.

Die mit diesem Band eröffnete Schriftenreihe soll Zeugnis von der im Zusammenhang mit dem Institut geleisteten Arbeit ablegen; die Autoren sind Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates und der Kommissionen oder hauptamtliche Mitarbeiter des Instituts. Der

vorliegende Band enthält Beiträge, die anlässlich der Mannheimer Tagungen des Wissenschaftlichen Rates im Frühjahr und Herbst 1965 und 1966 vorgelegt worden sind. Zu den streng wissenschaftlichen Referaten treten zwei vor der Öffentlichkeit gehaltene Vorträge mit einer allgemeineren Thematik (von Korlén und Moser); ein öffentlicher Vortrag gehört zur Tradition der Mannheimer Tagungen. Die Beiträge beziehen sich auf Fragen des Satzbaus und der Wortarten, auf das Verhältnis von Grammatik und Stil und auf Probleme der gesprochenen Sprache, darüber hinaus aber auch auf Wege der Forschung und auf Fragen der Methode. Die Vielfalt der Stimmen, die in dieser Sammlung zu Wort kommen, mag zeigen, daß das Institut für deutsche Sprache keine der zeitgenössischen Forschungsrichtungen auf Kosten anderer bevorzugen oder bestimmte Betrachtungsweisen vernachlässigen möchte, sondern daß es bereit und gewillt ist, alle ernsthaften methodischen Ansätze zu prüfen und nach Möglichkeit zu nutzen.

Von den kommenden Bänden soll einer dem Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik, den Spannungen zwischen Sprachnorm und Sprachwirklichkeit und den Aufgaben und Grundlagen der Sprachpflege gelten, einer den Funktionsverben, andere der Syntax der Alltagssprache, dem Gebrauch der Tempora und Modi im heutigen Deutsch, wieder andere den Problemen einer strukturalistischen Grammatik des Deutschen, dem Wandel der deutschen Berufsbezeichnungen und den Eigentümlichkeiten der Sprache der Werbung. So hoffen wir, daß die neue Schriftenreihe wichtige Beiträge zur Kenntnis und, davon ausgehend, auch zur Pflege der deutschen Sprache von heute leisten kann, und daß sie nicht nur den Fachgenossen und allen Lehrenden, sondern nicht zuletzt auch all denen willkommen sein wird, die sich als Liebhaber ihrer Sprache zugleich für deren Entwicklung verantwortlich fühlen.

Die Herausgeber

Ziele und Aufgaben des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

Am 29. April 1964 ist in Mannheim das Institut für deutsche Sprache gegründet worden. Es ist eine Stiftung des bürgerlichen Rechtes. Schon seit mehreren Jahren war in einem Kreis von Forschern, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, der Plan erörtert worden, ein solches Institut ins Leben zu rufen. Es nimmt alte Pläne früherer Forschergenerationen auf, die bis in die Zeit von Leibniz zurückreichen; schon dieser hatte eine Forschungs- und Pflegestätte für deutsche Sprache gefordert, und der Wunsch, eine solche Stelle für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der eigenen Sprache ins Leben zu rufen, war nie mehr erloschen. Die Notwendigkeit, einen Mittelpunkt, einen losen Zusammenschluß von Gelehrten und eine Arbeitsstelle für die Beobachtung und Erforschung besonders der Gegenwartssprache zu schaffen, war immer drängender geworden. Abgesehen von dem von Professor Leo Weisgerber, Bonn, gegründeten Schwerpunkt „Sprache und Gemeinschaft“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von der unter Leitung von Dr. habil. Paul Grebe stehenden Dudenredaktion in Mannheim und von der von Professor Hans Neumann geführten Arbeitsstelle des Grimmschen Wörterbuches in Göttingen sowie von vereinzelt Ansätzen an Universitätsseminaren (so in Saarbrücken, Heidelberg, Bonn), bestand damals in Westdeutschland keine Stelle, die sich intensiv und mit einer genügenden Zahl von Mitarbeitern und ausreichenden Geldmitteln mit der deutschen Hochsprache von heute befaßte; durch den Deutschen Sprachatlas in Marburg war, zusammen mit dem Deutschen Spracharchiv in Münster in Westfalen, nur die gebietliche Sprachforschung genügend gesichert. Lediglich in dem bis vor kurzem von Professor Theodor Frings, Leipzig, geleiteten Institut für deutsche

Sprache und Literatur an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin gab es eine großzügig ausgebaute Forschungsstätte, die sich auch den Problemen der heutigen deutschen Hochsprache widmete.

Die Aufgabe des neuen Mannheimer Instituts besteht einmal darin, die Arbeiten der vorhandenen Ansatzstellen in gemeinsamem Wirken aufeinander abzustimmen, um Doppelarbeit zu vermeiden. Zum anderen gilt es, die Beobachtung und Erforschung der deutschen Sprache in ausgreifenderer Weise durchzuführen, als dies bislang möglich war. Dabei wird auf schon Begonnenes Rücksicht genommen, selbstverständlich auch auf die Arbeiten des Ostberliner Instituts, mit dem eine ständige Fühlung persönlicher und sachlicher Art angestrebt wird.

Die Arbeitsvorhaben werden von einem Kuratorium in Zusammenarbeit mit einem Wissenschaftlichen Rat bestimmt. In diesen Rat werden Forscher aus dem deutschen Sprachraum als ordentliche, andere als korrespondierende Mitglieder berufen. Dem Kuratorium gehören zur Zeit an:

Professor Dr. Hugo Moser, Bonn (Präsident) – Professor Dr. Hans Eggers, Saarbrücken – Professor Dr. Johannes Erben, Innsbruck – Professor Dr. Hans Glinz, Aachen – Dr. habil. Paul Grebe, Mannheim (Direktor) – Professor Dr. Friedrich Maurer, Freiburg i. Br. – Professor Dr. Hans Neumann, Göttingen – Oberbürgermeister Dr. Hans Reschke, Mannheim – Professor Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg – Staatssekretär Dr. Hans Steinmetz, Bonn (als Vorsitz der Gesellschaft für deutsche Sprache) – Professor Dr. Gerhard Storz, Leonberg-Stuttgart – Professor Dr. Jost Trier, Münster – Professor Dr. Leo Weisgerber, Bonn – Professor Dr. Paul Zinsli, Bern.

Der Wissenschaftliche Rat zählt zur Zeit 75 Mitglieder, fast durchweg Hochschullehrer.

Ordentliche Mitglieder sind: Professor O. Basler, Freiburg i. Br. – Professor K. Baumgärtner, Technische Hochschule Stuttgart – Professor H. Bausinger, Tübingen – Professor W. Besch, Bochum – Professor W. Betz, München – Professor B. Boesch, Freiburg i. Br. – Professor G. Cordes, Kiel – Privatdozent Dr. H. Gipper, Bonn – Professor S. Grosse, Bochum – Professor P. Hartmann, Münster – Professor H. M. Heinrichs, Gießen – Professor W. Höllerer, Berlin – Professor Blanka Horacek, Wien – Professor R. Hotzenköcherle, Zürich – Professor J. Knobloch, Bonn – Dr. K. Korn, Frankfurt a. M. –

Professor E. Kranzmayer, Wien – Professor A. Langen, Saarbrücken – Professor E. E. Müller, Basel – Professor G. Neumann, Gießen – Professor R. Olesch, Köln – Professor P. v. Polenz, Heidelberg – Professor I. Reiffenstein, Salzburg – Dr. W. Ross, Goethe-Institut, München – Professor H. Rupp, Basel – Professor A. Schöne, Göttingen – Professor R. Schützeichel, Bonn – Dr. Dora Schulz, Goethe-Institut, München – Professor E. Schwarz, Erlangen – Professor H. Seidler, Wien – Professor H. Seiler, Köln – Professor S. Sonderegger, Zürich – Professor K. Stackmann, Göttingen – Professor H. Steger, Kiel – W. E. Süskind, München – Professor F. Tschirch, Köln – Professor Dr. G. Ungeheuer, Bonn – Professor K. Wagner, Mainz – Professor M. Wandruszka, Tübingen – Professor H. Weinrich, Köln – Professor W. Weiss, Salzburg – Professor Chr. Winkler, Marburg – Professor W. Winter, Kiel – Professor W. Wissmann, München† – Professor E. Zwirner, Münster.

Als korrespondierende Mitglieder gehören dem Wissenschaftlichen Rat an: Professor W. Admoni, Leningrad (UdSSR) – Professor T. Ahldén, Lund (Schweden) – Professor H. Bach, Aarhus (Dänemark) – Professor G. Bech, Kopenhagen (Dänemark) – Professor T. Dahlberg, Göteborg (Schweden) – Professor I. Dal, Oslo (Norwegen) – Professor J. van Dam, Amsterdam (Niederlande) – Professor H. Draye, Löwen (Belgien) – Professor E. Erämetsä, Jyväskylä (Finnland) – Professor J. Fourquet, Paris (Frankreich) – Professor J. Goosens, Löwen (Belgien) – Professor L. Hammerich, Kopenhagen (Dänemark) – Professor A. V. Isačenko, Prag (Tschechoslowakei) – Professor M. Kloster Jensen, Bergen (Norwegen) – Professor G. Korlén, Stockholm (Schweden) – Professor O. Leys, Löwen (Belgien) – Professor K. B. Lindgren, Helsinki (Finnland) – Professor I. Ljungerud, Lund (Schweden) – Professor C. Minis, Amsterdam (Niederlande) – Professor F. Norman, London (England) – Professor E. Öhmann, Helsinki (Finnland) – Professor Els Oksaar, Hamburg – Professor L. Saltveit, Oslo (Norwegen) – Professor V. Santoli, Florenz (Italien) – Professor V. Schirmunski, Leningrad (UdSSR) – Professor G. de Smet, Gent (Belgien) – Professor C. Soeteman, Leiden (Niederlande) – Professor P. Trost, Prag (Tschechoslowakei) – Professor L. Zabrocki, Posen (Polen).

Die Aufgaben des Instituts werden von einzelnen Abteilungen wahrgenommen. Sie werden von Kommissionen beraten, die von dem Wissenschaftlichen Rat gebildet werden.

Es wurden Kommissionen für folgende Sondergebiete gegründet:

1. Dokumentation der deutschen Gegenwartssprache
2. Datenverarbeitende Maschinen und Sprachforschung
3. Strukturalistische Grammatik
4. Gesprochene Sprache
5. Rechtschreibfragen
6. Fragen der Hochlautung
7. Sprache im geteilten Deutschland
8. Sprache des Nationalsozialismus
9. Wissenschaftliche Grundlagen der Sprachpflege
10. Älteres Neuhochdeutsch

Von der Bildung einer Kommission für inhaltbezogene Grammatik wurde abgesehen, weil sich der mit dem Institut in ständiger Zusammenarbeit stehende Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“ mit dem inhaltlichen Aufbau der deutschen Sprache befaßt.

Das Institut hat heute vier Arbeitsstellen: eine Zentralstelle in Mannheim mit acht wissenschaftlichen Mitarbeitern und Außenstellen in Bonn (Leitung Professor Moser) und Kiel (Leitung Professoren Steger und Winter) mit je zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern sowie in Innsbruck (Leitung Professor Erben) mit einem wissenschaftlichen Mitarbeiter. Im Vordergrund der Arbeit des Instituts steht zunächst die Beschäftigung mit der deutschen Gegenwartssprache. Die Abteilung „Dokumentation des heutigen Deutsch“ soll ein vordringliches Bedürfnis erfüllen. In einem repräsentativen Querschnitt durch das heutige Schrifttum und auf Grund einer sorgsam vorbereiteten Programmierung soll zunächst die geschriebene deutsche Sprache von heute auf elektronischem Wege gespeichert werden, wobei Gesichtspunkte der Wortlehre und des Satzbaus berücksichtigt werden. Das so gewonnene Material soll allen Forschern, die sich um die deutsche Sprache bemühen, zur Verfügung stehen.

Die Dokumentation der grammatischen Merkmale wird in einzelnen Arbeitsgruppen verwirklicht. Zur Zeit bearbeitet eine Gruppe den Bereich der Tempora, Modi und des Passivs, eine andere die Wortstellung und die Satzbaupläne, eine weitere die Wortbildung, eine vierte in vergleichender Weise die Entwicklung der Sprache im geteilten Deutschland, eine fünfte Probleme der gesprochenen Sprache. Die Ergebnisse dieser und anderer Arbeiten werden in dieser Schriftenreihe veröffentlicht werden.

Erhebungen solcher Art sollen Beiträge zur Erarbeitung einer wissenschaftlichen Grammatik des heutigen Deutsch liefern. Diese Grammatik soll die Gliederung des Wortschatzes, die Wortbildung, den Formenbau und die Syntax umfassen. In ihr sollen zunächst vorwiegend die in dem Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“ gewonnenen Erkenntnisse ausgewertet und die dort gemachten Ansätze ausgebaut werden. Im Institut kommen aber auch andere Betrachtungsweisen, vor allem die strukturalistische, zur Geltung. Das Institut fördert deshalb zugleich die Entstehung einer strukturalistischen Grammatik des Deutschen.

Seit kurzem beschäftigt sich eine Abteilung mit der Erarbeitung eines „Grunddeutsch“. Die Tatsache, daß Deutschland im Gegensatz etwa zu Frankreich (*Français fondamental*) über ein solches anerkanntes System noch nicht verfügt, ist für die Erlernung der deutschen Sprache im Ausland überaus nachteilig. Schon geleistete Vorarbeiten werden dabei benützt. Die Untersuchungen erstrecken sich auf geschriebenes und auf gesprochenes Deutsch. Sie gelten dem Wortschatz und der Wortbildung, dem Gebrauch der Tempora und der Modi, den Satzbauplänen und der Wortstellung wie auch der Intonation. Die Stiftung Volkswagenwerk hat die für die Erforschung der Grundstrukturen der deutschen Sprache der Gegenwart benötigten Mittel zur Verfügung gestellt.

Das Institut ist auch sonst bestrebt, die Ergebnisse seiner Forschung dem Sprachleben zugute kommen zu lassen. So wird mit besonderem Nachdruck die Begründung der Abteilung für wissenschaftlich begründete Sprachpflege betrieben, die enge Fühlung mit Einrichtungen der Sprachpflege (so der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden) halten und Grundlagen für deren Wirksamkeit liefern soll.

Weitere Abteilungen sollen sich später anschließen, so zur Erforschung des Einflusses der Alltagssprache, der Fach- und Sondersprachen und namentlich der Fremdsprachen auf das heutige Deutsch. Auch auf die regionalen Unterschiede der deutschen Hochsprache, besonders in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz, soll das Augenmerk gerichtet werden. Lexikographische Arbeiten sollen ebenfalls in Angriff genommen werden.

Die Forschungsarbeiten werden weithin mit Hilfe von datenverarbeitenden Maschinen durchgeführt, und zwar mit Lochstreifen, wofür zwei Schreibgeräte erworben wurden, und mit Lochkarten; die maschinelle Auswertung erfolgt von Mannheim aus in

Zusammenarbeit mit dem Deutschen Rechenzentrum in Darmstadt, in Bonn in Zusammenarbeit mit dem Institut für Phonetik und Kommunikationsforschung und mit dem Institut für instrumentelle Mathematik.

Die Gründung des Instituts wurde durch eine Starthilfe der Fritz-Thyssen-Stiftung ermöglicht, die auch die Mittel für den Aufbau der Bibliothek gewährte. Das Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung und das Kultusministerium des Landes Baden-Württemberg haben das Institut in ihren Haushaltsplan für 1967 aufgenommen, und das Institut hofft, daß die zuständigen parlamentarischen Gremien dazu ihre Zustimmung geben.

Das Institut ist nach allen Seiten und für die verschiedenen Richtungen sprachwissenschaftlicher Forschung geöffnet. Es hofft auf eine enge und fruchtbare Zusammenarbeit mit bestehenden Institutionen, Universitätsinstituten und sonstigen Einrichtungen sowie mit allen Einzelforschern auf dem Gebiet der deutschen Sprache. Gut besuchte und fruchtbar verlaufene Tagungen des Wissenschaftlichen Rates im Frühjahr und Herbst 1965 und 1966 und im Frühjahr 1967 sowie verschiedene Sitzungen der Kommissionen haben gezeigt, daß das Institut eine Lücke innerhalb der germanistischen Forschungseinrichtungen auszufüllen vermag.

Hugo Moser

Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im Sprachgeschehen der Gegenwart

Öffentlicher Vortrag von Hugo Moser

Otto Basler zum 75. Geburtstag gewidmet

Über Entwicklungen in der deutschen Gegenwartssprache zu reden, ist nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Sie liegen einerseits im Beobachter selbst. Er hat zu wenig Abstand von dem untersuchten Gegenstand, und er kann darum oft kaum mit Sicherheit unterscheiden, ob eine sprachliche Neuerung punktuellen, okkasionellen, temporären oder aber generellen und bleibenden Charakter hat, ob sie nur der ‚parole‘, der „Rede“ angehört, ob sie als Sprachbrauch zu gelten hat oder aber als Sprachnorm zu betrachten ist. Verstärkt werden die Schwierigkeiten, wenn der Beurteiler selbst Mitglied der Sprachgemeinschaft ist, über deren Sprache er sich äußern soll. Er ist dann selbst Mitakteur des sprachlichen Geschehens, das er betrachtet, und bekanntlich ist Selbsterkenntnis der unsicherste Teil der Erkenntnis. Doppelt schwierig ist es, die Triebkräfte zu erkennen, die hinter den sprachlichen Wandlungen stehen. Aber auch vom Gegenstand her ist es nicht leicht, Gültiges zur Gegenwartssprache auszusagen, schon deshalb, weil diese im Vergleich zu früheren Sprachzeiten einen ausgesprochen dynamischen Charakter hat; vieles ist im Fluß, so daß man oft nur gewisse Tendenzen der Entwicklung erkennen und nur bis zu einem bestimmten Grad die Triebkräfte feststellen kann, von denen sie ausgehen.

Es ist hier nicht der Ort, sich mit dem Begriff „Sprache“ auseinanderzusetzen. Aber zweierlei muß in unserem Zusammenhang gesagt werden. Einmal: Sprache ist hier gemeint im Sinne des geltenden sprachlichen Besitzes, des „Systems“, also der ‚langue‘, die de Saussure der ‚parole‘ gegenüberstellt. Die Anwendung des Systems in der „Rede“ ist nicht unser Thema: Nicht stilkritische Betrachtungen sind unser Ziel, wohl aber gelegentlich sprachkritische. Und zum zweiten:

„Sprache“ muß hier, soll unser Überblick nicht zu umfangreich und zu vielfältig werden, in einem eingeschränkten Sinn gebraucht werden. Wir betrachten hier nur die deutsche Hochsprache, und innerhalb dieser klammern wir Fach- und Sondersprachen aus. Wir versuchen also, der „Durchschnittshochsprache“ oder der „allgemeinen Hochsprache“ nachzugehen, wobei wir wissen, daß sie eine Erscheinung ist, deren genaue Abgrenzung problematisch ist.

Wie wollen wir vorgehen? Ich möchte ein Wort Schillers an den Anfang stellen: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Die Sprache ist also für Schiller ein Spiegel der sie tragenden Menschen, der Sprachgemeinschaft. Schillers Wort enthält eine Wahrheit, die uns allen vertraut ist, allerdings nicht die ganze Wahrheit.

Wir könnten bei unserer Betrachtung zunächst nach den Ausgangspunkten der sprachlichen Entwicklung fragen. Diese sind heute von der Zeit Schillers in vielem verschieden. Während um 1800 die Sprache der Dichtung als Quelle sprachlicher Neuerungen noch stark im Vordergrund stand, ist dies im letzten Jahrhundert anders geworden. Die Bedeutung der Dichtung für die Sprachentwicklung ist stark zurückgegangen, nicht nur weil ihre gesellschaftlichen Funktionen geschrumpft sind, sondern auch weil die Dichter vielfach auf die Entfaltung eigener sprachlicher Besonderheiten verzichtet haben und sich weitgehend der Durchschnittshochsprache (oder der Alltagssprache) bedienen. Heute stehen andere Sondersprachen im Vordergrund, so die der Verwaltung, der Technik, der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften. Die sprachliche Entwicklung wird auch weitgehend, in viel höherem Maße, als wir uns das eingestehen wollen, von der Werbesprache beeinflusst. Hinzu kommt die verstärkte Einwirkung der gesprochenen Alltagssprache.

Auch die Wege der Ausbreitung der sprachlichen Neuerungen sind wesentlich andere als um 1800. Von besonderer Wichtigkeit sind die modernen Kommunikationsmittel – Zeitung, Rundfunk, Bildfunk – und die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Auch das Buch hat heute eine ganz andere Verbreitung. Sehr entscheidend ist geworden, daß die Schriftsprache und die Hochsprache überhaupt im letzten Jahrhundert mehr und mehr zum (allerdings sehr abgestuften) aktiven Besitz aller Mitglieder der Sprachgemeinschaft geworden sind.

Das ist eine ganz andere Situation als in den Tagen Schillers, wo der aktive Anteil an der Schriftsprache auf eine kleine Elite beschränkt war.

Wir könnten auch die Sprache als Spiegel der Gesamtsituation im Bereich der geistigen Objektivierungen kultureller, wirtschaftlicher, politischer, technischer Art betrachten. Hier würden wir vor allem den Wortschatz fassen, der ja ein feiner Seismograph für viele Wandlungen und Neuerungen ist. Aber es liegt uns daran, möglichst alle Bezirke der Sprache einzubeziehen, nicht bloß den Wortschatz. Bei diesem Bemühen könnten wir den Gesichtspunkt grammatischer Kategorien in den Vordergrund stellen, also Veränderungen im Bereich der Lautung, der Schreibung, des Wortes und des Satzes einschließlich der Flexion untersuchen.

Wir wählen einen anderen Weg. Wir gehen aus von den Triebkräften, welche die Wandlungen bewirken und die dahinter sichtbar werden. Dabei stehen für uns die Ursachen der Entstehung von Neuerungen im Vordergrund, während die Gründe für deren Ausbreitung in diesem Zusammenhang zurücktreten müssen.

Die Triebkräfte, die bei der Entstehung von Wandlungen am Werk sind, können an zwei Orten gesucht werden: in der Sprache selbst und bei den Trägern der Sprache. Wir werden nicht mehr wie Wilhelm von Humboldt einer Sprache bestimmte Anlagen oder Anlagetendenzen zusprechen, die sich zu einem bestimmten Ziel hin entfalten. Auf dem Weg der Entwicklung der Sprache durch ihre Träger wird jedoch gewissen Richtungen der Weg gebahnt, in denen die Entfaltung fortschreitet, werden Anlagen geschaffen, an denen sie ansetzen kann. Entscheidend aber sind die beiden Sprachbenützer selbst wirksamen Kräfte, durch die auch latente Anlagen in der Sprache aktualisiert werden.

Bei diesen außersprachlichen Impulsen wirken geistig-seelische Triebkräfte und Ursachen mit Bedingungen sozialer Art zusammen. Die Triebkräfte psychologischer Art – teils sind es individualpsychologische, teils gruppenpsychologische – sind im wesentlichen dieselben, die auch bei der Ausbreitung von sprachlichen Wandlungen wirksam sind: die Neigung zur Differenzierung und Verdeutlichung einerseits, zur Systematisierung und Ökonomie andererseits, die Tendenz zur Abstraktion neben der zu bildhafter Ausdrucksweise, ästhetische und ethische Impulse. Häufig wirken mehrere Kräfte zusammen, nicht selten auch manche gegeneinander. Bei der

Ausbreitung von Veränderungen tritt als wichtige Ursache die Neigung zur Nachahmung dazu (s. u.).

Was die Ursachen sozialer Art, also die objektiven Antriebe für sprachliche Entwicklungen anbelangt, so geht es um die Frage, wie sich gesellschaftliche Veränderungen sprachlich auswirken: kulturelle, religiöse, politische, wirtschaftliche. Diese objektiven Ursachen hängen ihrerseits zum Teil wieder mit geistig-seelischen Wandlungen zusammen.

Es zeigt sich, daß die geistig-seelischen Triebkräfte zu allen Zeiten der sprachlichen Entwicklung im Grunde die gleichen sind, obwohl sie in verschiedener Stärke und mit verschiedenem Akzent auftreten und in ihrer Wirkung durch die verschiedene Situation sozialer Art modifiziert werden. Von ihnen gehen wir aus, wenn wir uns nun wichtigen Veränderungen im System der heutigen deutschen Hochsprache zuwenden; Fragen der Ausbreitung von Neuerungen und der regionalen Geltung des Systems werden wir erst am Schluß streifen. Es wird sich zeigen, daß es sich bei den meisten Neuerungen um das Streben der Sprachträger nach höherer Leistungsfähigkeit der Sprache, nach verstärkter Sicherung der Verständigung, nach *Efficiency*, handelt.

I. Wandlungen im System

Differenzierung

Im Zeitalter der Spezialisierung kommt auch der sprachlichen Differenzierung eine besondere Bedeutung zu. Die Sprache hat ja nach Wilhelm von Humboldt die Aufgabe, die Welt in das Eigentum des Geistes überzuführen. Die Entwicklung in Deutschland wie in Europa geht seit dem späten Mittelalter dahin, daß nicht nur die vom Menschen sprachlich zu bewältigende Welt differenzierter wird, sondern daß in engem Zusammenhang damit die Kultursprachen in vielen ihrer Mittel, namentlich in ihrem Wortsystem, immer differenzierter werden. Auch in unseren Tagen wird ständig sprachlich Neues im geistigen wie im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich aus dem überkommenen Erbe entwickelt, und ständig entstehen neue Wörter mit neuen Erscheinungen. Eine fast beängstigende Ausweitung des Wortschatzes hat seit dem letzten Jahrhundert in der deutschen wie in anderen Kultursprachen eingesetzt. Sie vollzieht sich mit den herkömmlichen Mitteln, vor allem denen der Synthese, also der Wortzusammensetzung und der sogenannten Ableitung. Dabei

wird das Mittel der Zusammensetzung, das für die germanischen Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung so besonders fruchtbar geworden ist, heute im Deutschen – das sei sprachkritisch bemerkt – oft in nicht unbedenklicher Weise angewandt. Es gibt nicht nur mehr zweigliedrige, sondern auch drei-, vier- und mehrgliedrige Zusammensetzungen; Beispiele sind etwa: *Generalstaatsanwalt*, *Hauszinssteuerdarlehen*. Ein fachsprachliches Wort wie *Hochleistungsultrakurzwellengeradeausempfänger* zeigt deutlich die Gefahr, daß das Bildungsmittel der Zusammensetzung überanstrengt wird und daß Wortungetüme entstehen.

Häufig übernehmen wir auch Wörter aus anderen Sprachschichten und aus anderen Sprachstufen. So greifen wir zurück auf Wörter wie *Ampel* (*Verkehrsampel*), *Trube* (*Musiktrube*) und lassen wir Wörter der Alltagssprache wie *tippen*, *selbstredend* in die Hochsprache eingehen. Vor allem aber entlehnen wir auch Wörter aus anderen Sprachen, wobei es sich heute fast nur um Übernahme aus dem amerikanischen Englisch handelt (*Trend*, *Job*, *fit* usw.). Unsere Einstellung ist dabei – ohne daß die Probleme verschleiert werden sollen – im wesentlichen die Goethes, der die Auffassung vertreten hat, das Fremde sei für die Sprache nicht dazu da, daß sie es abstoße, sondern daß sie es verschlinge. Entscheidend ist, ob ein fremdes Wort eine Lücke im System ausfüllt.

Verdeutlichung

Die angeführten Vorgänge der Differenzierung betreffen den Wortschatz; andere beziehen sich auf den Formenbau. Hier zeigt sich besonders klar, daß die Differenzierung sehr oft gleichzeitig der Verdeutlichung dient.¹ Ich denke etwa daran, daß wir heute in indirekter Rede zwar meist noch den Konjunktiv verwenden, dabei aber den Konjunktiv der Vergangenheit (Konjunktiv II) neben dem des Präsens (Konjunktiv I). Hieß es früher der Regel nach: *Er sagt(e)*, *er komme morgen*, so vielfach heute: *Er sagt(e)*, *er käme morgen*. Ausgangspunkt für diese Entwicklung sind Formen, in denen Indikativ und Konjunktiv des Präsens formal im Neuhochdeutschen übereinstimmen. In diesen Fällen, d. h. in der 1. Person des Singulars und im ganzen Plural, ist man im Sinne der Verdeutlichung schon lange dazu übergegangen, die Formen des Konjunktivs II zu gebrauchen.

¹ Vgl. zum folgenden Verf., zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, Festschrift für Taylor Starck, 1964, S. 98 f.

Im Zuge einer Generalisierung oder Systematisierung dehnt man nun den Gebrauch des Konjunktivs II auch auf die 2. und 3. Person Singular aus, bei denen eine formale Scheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv noch vorhanden ist (*du kommst – daß du kommest; er kommt – daß er komme*).

Sehr häufig begegnet aber auch in der indirekten Aussage schon der Gebrauch einer analytischen Bildungsweise, des sogenannten Konditionalis, also der Umschreibung mit *werden*: *Er sagt(e), er würde morgen kommen*. Hier nimmt die Entwicklung ihren Ausgang von den schwachen Verben. Man betrachte das folgende Beispiel: *Wenn ich ihm begegnete, sagte ich es ihm*. Hier genügt die finite Form des Verbums im Hauptsatz nicht mehr, um den Modus zum Ausdruck zu bringen, da schon seit langem im Neuhochdeutschen Indikativ und Konjunktiv der einfachen Vergangenheit bei den schwachen Verben formal zusammengefallen sind. Die Umschreibung mit *werden* dient also der Verdeutlichung. Wieder schließt sich diesem Vorgang ein solcher der Systematisierung an, insofern, als auch die starken Verben von der Entwicklung erfaßt werden. Bei ihnen sind Indikativ und Konjunktiv der einfachen Vergangenheit noch geschieden: *Er kam – daß er käme; er stand – daß er stünde*. Trotzdem tritt an die Stelle von: *Wenn ich ihn träfe, böte ich ihm mein Buch an* heute schon häufiger: *Wenn ich ihn träfe, würde ich ihm mein Buch anbieten*. Ja, selbst nach *wenn* wird heute entgegen der herkömmlichen Regel schon häufig die analytische Form, die Umschreibung mit *werden* gebraucht, obwohl hier der Modus durch die synthetische Form genügend gesichert wäre: *Wenn ich ihm begegnen würde, wenn ich ihn treffen würde*.

Damit hat sich eine Entwicklung angebahnt, die zu einem analytisch gebildeten Einheitskonjunktiv führen kann.

Ein Stilproblem entsteht durch das Zusammentreffen von zwei *würde*: *Wenn ich ihn treffen würde, würde ich ...* Es läßt sich auf eine doppelte Weise lösen. Einmal durch die Umstellung des Haupt- und des Gliedsatzes: *Ich würde ihm mein Buch anbieten, wenn ich ihn treffen würde*. Zum anderen kann im *wenn*-Satz an die Stelle von *werden* das Modalverb *sollen* treten: *Wenn ich ihn treffen sollte, würde ich ...*

Auch im Satzbau zeigt sich bei den Infinitivsätzen eine Tendenz zur Verdeutlichung. Wir sind heute geneigt, neben oder statt des einfachen Infinitivs mit *zu* den mit *um zu* zu gebrauchen, gleichgültig, ob es sich um Final- oder Konsekutivsätze handelt: *Er ging nach Hause, um sich auszuruben; er ist Manns genug, (um) sich zu verteidigen*.

Die Entwicklung hat längst auch auf die Attributivsätze übergegriffen: *Das ist nicht die Methode, (um) ihn zu überzeugen*. Ja, im Zuge der, wie sich zeigt, auch hier eintretenden Systematisierung werden auch innerlich nicht verbundene Sätze heute mit *um zu* verbunden: *Er ging nach Italien, um dort krank zu werden*.

Auch der Gebrauch von *damit, so daß* an der Stelle von finalem und konsekutivem *daß* ist unter dem Gesichtspunkt der Verdeutlichung zu werten: *Er redete mit ihm, damit/so daß er nichts antworten konnte*.

Sehr oft wird heute auch der Inhalt eines Infinitivsatzes durch ein allgemeines *es, das, da* + Präposition vorausgenommen: *Er hatte es vor, zu kommen. Er erinnerte sich daran, daß er sie gesehen hatte*. Ich möchte dies antizipierende Konstruktionen nennen.² Im Zusammenhang der Substantivierung von Infinitiven werden wir noch eine andere Form der Verdeutlichung zu vermerken haben.

Systematisierung

Auf eine starke Tendenz, die der Neigung zur Differenzierung entgegengesetzt ist, haben wir schon wiederholt hingewiesen: auf die zur Systematisierung. Im Zeitalter eines ausgeprägten Rationalismus wirkt sich die Neigung zum logischen Ordnen auch in der Sprache besonders aus.

Die Kasusendungen im heutigen Deutsch³ sind seit dem frühen Mittelalter in einem Ausgleich begriffen, der sich auch heute noch fortsetzt. In wachsendem Maße wird der starke Dativ Singular endungslos verwendet: *mit einem Wort* – statt *Worte*, *an diesem Tag* – statt *Tage*. Der Dativ verliert damit sein eigenes Gesicht. Zwei Gründe sind für diese Vorgänge namhaft zu machen. Einmal ein phonetischer: die seit dem frühen Mittelalter einsetzende Abschwächung der Nebensilbenvokale. Sodann die Tatsache, daß wir im Deutschen in ganz unökonomischer Weise seit dem frühen Mittelalter die Stellung eines Wortes im Satz in doppelter Weise zu kennzeichnen pflegen, einmal durch die Kasusendung und andererseits in der Regel durch ein flektiertes Begleitwort, einen Artikel, ein Pronomen oder (und) ein Adjektiv.

² G. Bech spricht von explikativen Konstruktionen (vgl. Studien über das deutsche Verbum finitum 2, 1957, S. 5ff.); doch scheint mir hier keine erklärende Funktion vorzuliegen.

³ Vgl. Verf., Formenausgleich, a.a.O., S. 93f.

Auch daß die Bezeichnung des starken Genitivs durch *s* zurückgeht, gehört in diesen Zusammenhang. Diese Entwicklung hat zunächst die Namen erfaßt, die mit einem Adjektiv verbunden sind, vgl. *die Städte des bayerischen Franken*. Goethe gab seinem Roman noch den Titel „*Die Leiden des jungen Werthers*“. Heute besteht auch die Neigung, das Genitiv-*s* bei der Verbindung von Personennamen und Titel zu unterdrücken: *die Bücher des Professor(s)/Doktor(s) Schulze*, wenn man nicht vorzieht, die Umschreibung mit *von* zu verwenden: *die Bücher von Professor/Doktor Schulze*.

Damit ist die in der gesprochenen Sprache schon weithin zu beobachtende Tendenz zum analytisch, mit *von* gebildeten Genitiv berührt (Typus des gesprochenen Deutsch: *der Hut von meinem Vater* neben: *meinem Vater sein Hut*); sollte die Systematisierung fortschreiten, so könnte der Umschreibung auch in der geschriebenen Sprache einmal die Zukunft gehören. Daß sich übrigens auch beim Dativ Ansätze zu präpositionaler Umschreibung zeigen, ist bekannt: *Er schrieb seiner Mutter – er schrieb an seine Mutter*.

Vor allem sind solche systematisierende Tendenzen bei der Wortbildung zu beobachten: die Wortverbindung *ein Band, eine Schallplatte besprechen* ist gebildet nach dem Muster von *ein Blatt Papier beschreiben*; *vertippen* ist eine Parallelbildung zu *versprechen*, *entloben* eine Gegenbildung zu *verloben*.

Ökonomie

Die Vorgänge der Systematisierung sind auch unter einem anderen Gesichtspunkt zu sehen, nämlich unter dem der sprachlichen Ökonomie, der Einsparung oder der sparsameren Verwendung sprachlicher Mittel.

Freilich könnte man etwa einwenden, es sei unökonomisch, die Konjunktivumschreibung mit *werden* statt der einfachen Form des Konjunktivs II zu verwenden. Dieser Einwand trifft zu, was die Gestalt der Formen angeht. Im Ganzen des Systems aber stellt die Entwicklung durchaus eine Vereinfachung dar; immer mehr tritt, wie schon gesagt wurde, an die Stelle der verschiedenen Formen des Konjunktivs ein Einheitskonjunktiv, eben das sogenannte Konditional. Ähnliches gilt für die oben besprochene Ausbreitung der analytischen Bildungsweise des Genitivs.

Die Neigung zur sprachlichen Ökonomie, die in neuerer Zeit durch den drängenden Rhythmus des Lebens wohl noch verstärkt wurde,

zeigt sich zunächst wieder besonders deutlich beim Wortsystem, nämlich in der starken Entwicklung der sogenannten Akü-Sprache, der Abkürzungssprache. Wir beobachten heute geradezu eine Inflation von Abkürzungswörtern. Es sind zwar größtenteils Fachwörter oder Namen, aber viele (so z. B. für Parteien und Automarken) sind auch der allgemeinen Hochsprache eigen. Haben diese Abkürzungswörter zunächst der geschriebenen Sprache angehört, so gehen sie neuerdings mehr und mehr auch in die gesprochene über. Man schreibt und spricht selbstverständlich von *PS* (Pferdestärken), vom *LKW* (Lastkraftwagen) oder vom *VW*, und im Jargon der Studenten geht man auf die *UB* (Universitätsbibliothek). 90 000 Abkürzungswörter und -namen sind in Westdeutschland gezählt worden. Dabei handelt es sich im Deutschen größtenteils um Buchstabenabkürzungen, während im Englischen und Russischen die Silbenabkürzungen überwiegen (im Deutschen etwa DIN = Deutsche Industrienorm). Daneben bestehen jedoch auch Teilwörter: *F-Zug* für Fernschnellzug, *Bus* für Omnibus, in der gesprochenen Sprache *Uni* für Universität.

Die Zunahme der Zusammensetzungen, von der oben zu sprechen war, ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Differenzierung zu sehen, sondern wiederum auch unter dem der sprachlichen Ökonomie. Die Zusammensetzungen sind ja zum Teil ausgesprochene Raffwörter. So wird in der Bildung *Spitzenkandidat* ein ganzer Satz zusammengefaßt: *der Kandidat, der an der Spitze einer Wahlliste steht*. Weitere Beispiele dafür sind etwa *Überraschungsmanöver*, *Kennedyrunde*. Die sprachökonomische Funktion tritt in hohem Maße auch in einer bestimmten Art von Zusammensetzungen zutage, die heute rasch zunehmen, bei solcher ephemerer Art, wie sie besonders als Überschriften in den Zeitungen beliebt sind, vgl. *De-Gaulle-Reise nach Südamerika*. Hinter der Bildung *Fernsehurteil* steht eine ganze politische Entwicklung (Urteil im Streit von Bund und Ländern um die Zuständigkeit für das Zweite Fernsehen).

Sprachökonomische Gründe werden auch bei der Ausbreitung der Form der einfachen an Stelle der zusammengesetzten Vergangenheit im Spiel sein, vgl. die Formel des Rundfunks: *Sie hörten/saben ein Spiel von N. N.* (s. u.).

Bekanntlich verändern sich nicht nur die Formen des Konjunktivs, sondern sein Gebrauch geht in der indirekten Rede zurück. Man kann heute schon sagen: *Er sagt, er kommt morgen* statt: *Er sagt, er komme*

morgen oder *er käme morgen*, *er würde morgen kommen* (s. o.). Anders ist es bei der Wortfrage, wo der Konjunktiv noch häufiger steht: *Er fragt(e) ihn, wohin er gebe* oder auch hier: ... *wohin er ginge*, ... *wohin er gehen würde*; doch begegnet bei der Vergangenheit auch schon der Indikativ: *Er fragte ihn, wohin er ging*.

In bestimmten Fällen wird aber andererseits der Konjunktiv heute mehr gebraucht als früher. In wissenschaftlichen Vorträgen, aber auch sonst in der öffentlichen Rede begegnen oft Wendungen wie diese: *wenn man so sagen könnte*, *wenn ich so sagen dürfte*, *ich würde sagen*, *man könnte meinen* usw. Es handelt sich hier um sogenannte Konjunktive der Höflichkeit. Sie haben die Funktion eines Potentialis. Sie können abgeblaßte Höflichkeitsformeln darstellen, können eine Unsicherheit zum Ausdruck bringen, aber auch Ausdruck der Vorsicht sein. Ich glaube, daß sich darin nicht selten ein anderer Habitus in der Einstellung zum Erkenntnisvermögen äußert. Frühere Generationen waren mehr überzeugt von der Gültigkeit, ja Endgültigkeit ihrer Erkenntnisse, als wir Heutigen es auf Grund der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und eigener Erfahrung sein können.

Auch bei Veränderungen im Satzbau sind sprachökonomische Gesichtspunkte von großer Bedeutung. Mit H. Eggers ist eine Tendenz zu kurzen Sätzen zu vermerken. Dabei mag Alltagssprachlicher Einfluß im Spiel sein, zum Teil mögen auch Schriftsteller wie Hemingway Vorbild sein. Man ist auch geneigt, abgesehen von *daß*- und *wenn*-Sätzen, wenig Nebensätze mehr zu gebrauchen; die hypotaktischen Fügungen, insbesondere die Relativsätze treten nach dem Beispiel der gesprochenen Sprache stark zurück, die herkömmliche Satzperiode verliert an Boden. Die Sätze werden aber damit nicht ohne weiteres kürzer. Sie werden anders gebaut, insofern als nicht selten eine größere Zahl von Hauptsätzen aneinandergereiht werden, die oft durch eine Aufschwellung der einzelnen Satzglieder durch Genitivattribute, präpositionale Ergänzungen oder Partizipialsätze gekennzeichnet sind, vgl. *die Neigung der Sprecher zum Gebrauch des Konjunktivs der Vergangenheit in der indirekten Rede, der Mißbrauch der den Regierungen in die Hand gegebenen Mittel zur Erhöhung des Wohlstands der Bürger*.

Auffällig ist dabei die Zunahme nominaler Fügungen. Sie sind einmal als Ausdruck der Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise zu werten, von der gleich die Rede sein wird, aber sie dienen vor allem auch

sprachökonomischen Zwecken. Den oben angeführten Raffwürtern entspricht das Streben nach Raffung im Satz. Man vergleiche: *Die Geltendmachung meines Anspruchs behalte ich mir vor* und: *Ich behalte mir vor, meinen Anspruch geltend zu machen*. Die Substantivierung *die Geltendmachung* rafft den Inhalt eines ganzen Satzes und wird zugleich wieder Ausgangspunkt eines neuen Satzes. Zugleich aber ergibt sich aus diesem Satz noch ein anderer Zusammenhang zwischen der Neigung zur Nominalisierung und der zur sprachlichen Ökonomie. Er wird etwa an einem Satz aus einem Rundschreiben einer Oberpostdirektion, der seinerzeit viele Sprachliebhaber schockiert hat, noch deutlicher: *Wir bitten Sie, die Abholung des Fernsprechbuches am 12. Dezember von 15 bis 17 Uhr, Wilhelmstraße 20, Zimmer 5, vorzunehmen*. Man hätte den Satz natürlich verbal wenden können: *Wir bitten Sie, das Fernsprechbuch am 12. Dezember von 15 bis 17 Uhr, Wilhelmstraße 20, Zimmer 5, abzuholen*. Jetzt zeigt sich der Nachteil des deutschen Klammersatzes, bei dem das Verbum, das in der Regel der Hauptsininträger eines Satzes ist, erst am Schluß erscheint. Diese Crux, unter der bekanntlich vor allem auch die Simultandolmetscher seufzen, wird in amüsanter Weise durch folgende Anekdote illustriert. Zwei Franzosen hören einen deutschen Vortrag. Der Redner gebraucht eben einen langen Klammersatz. Franzose A: „Qu'est-ce qu'il veut dire?“ Franzose B: „Attendez le verbe!“ Mit Hilfe der Nominalisierung gelingt es, den Inhalt des Verbums gleich zu Beginn des Satzes zum Ausdruck zu bringen, und darin liegt eine sprachökonomische Leistung. Freilich ist formal die Klammer damit nicht vermieden, aber das infinite Verbum (*vornehmen*) hat keine semantische Funktion mehr, sondern nur noch eine grammatische, nämlich die eines „Hilfsverbs“ (man spricht heute mit einem nicht ganz befriedigenden Terminus vielfach von einem „Funktionsverb“). In dem sprachökonomischen Vorteil sehe ich einen Hauptgrund für die Ausbreitung von Nominalgefügen, vgl. das soeben angeführte Beispiel *Die Geltendmachung meines Anspruchs behalte ich mir vor* mit: *Ich behalte mir vor, meinen Schadensanspruch geltend zu machen*, oder auch: *Wir haben die Abrechnung mit der Firma gestern in Berlin ohne jegliche Beanstandung durchgeführt* mit: *Wir haben mit der Firma gestern in Berlin ohne jegliche Beanstandung abgerechnet*. (Von solchen nominalen Umschreibungen sind jedoch untrennbare präpositionale Fügungen wie *unter Beweis stellen* wohl zu trennen.) Auch in anderen Fällen möchte ich den Rückgang der Satzklammer weitgehend in gleicher Weise als sprachökonomischen Prozeß werten.

Wieder entsprechend dem mündlichen Sprachgebrauch wird heute beim Relativsatz die Umklammerung weitgehend vermieden. Schrieb man etwa früher: *Den Mann, der uns gestern überfallen hat, kenne ich*, so findet sich heute daneben schon: *Den Mann kenne ich, der uns gestern überfallen hat*.

Ebenso wird auch in Sätzen mit präpositionalen Objekten heute vielfach die Entklammerung angewendet: *Die Untersuchung wird durchgeführt auf Grund eines noch nicht erprobten Verfahrens. Ich empfehle, zurückhaltend zu sein gegen Menschen, die nicht aufrichtig sind. Die Untersuchung wird sehr erleichtert dadurch, daß die Gewährsleute zuverlässig sind*.

Schließlich hat die Neigung, die Klammer zu vermeiden, auch zum Teil schon auf die trennbaren Präfixverben übergegriffen, vgl. *ich anerkenne* statt *ich erkenne an* (mit Verschiebung der Betonung: 'anerkennen – aner'kennen).

Abstraktion

Nicht zu übersehen ist in der deutschen Gegenwartssprache eine andere Neigung, die zu abstrakter Ausdrucksweise. Diese Tendenz ist zwar allen vergangenen wie heutigen Kultursprachen eigen, gilt aber in besonderem Maße für die deutsche Gegenwartssprache. In ihr begegnen häufig Sätze wie diese: *Die Materialbeschaffungslage hat sich gebessert; die Straßenverhältnisse sind schlecht*. Es handelt sich um Vorgänge der Abstraktion: Man stellt einen allgemeinen Gesichtspunkt in den Vordergrund und wendet ihn auf Spezielles an. In einfacher und konkreter Weise würde man sagen: *Es gibt wieder genügend Material; die Straßen sind schlecht*.

Auch die Neigung zu nominalen Fügungen, die wir unter sprach-ökonomischen Gesichtspunkten besprochen haben, hat, wie wir schon festgestellt haben, eine Wurzel in der Zunahme abstrakter Ausdrucksweise. Wir wollen allerdings nicht übersehen, daß neben der Bildung nominaler Umschreibungen von Verbalinhalten auch immer wieder neue einfache Verben, Denominativa, entstehen, so etwa *drabten, fönen*. Man erkennt hier eine deutliche Gegentendenz: Die sprachliche Entwicklung hat, wie alle geistigen Entwicklungen, nicht selten einen dialektischen Charakter.

Ein besonderer Fall abstrakter und zugleich ökonomischer Ausdrucksweise ist der wachsende Gebrauch von Adverbien auf -mäßig: *Wohnungsmäßig geht es ihm schlecht*, statt *er hat keine (gute) Wohnung; lebensmittelmäßig geht es ihnen nicht gut*. Schon beginnt man diese

Bildungen auch adjektivisch zu benützen: *witterungsmäßige Einflüsse* u. ä.; hier liegt eine parallele Entwicklung zu den Bildungen auf *-weise* vor.

Im Zuge der Abstraktion und zugleich der Differenzierung sind sehr viele neue Substantivabstrakta entstanden, und ihre Zahl vermehrt sich zusehends. Es handelt sich vor allem um Bildungen auf *-heit/-keit* und *-ung*. Abstrakta auf *-heit/-keit* können grundsätzlich von allen Adjektiven und Partizipien der Vergangenheit gebildet werden: *Differenziertheit, Durchgängigkeit* usw.; solche auf *-ung* von allen Verben: *Durchdringung, Verlandung*.

Allerdings besteht die Neigung, an der Stelle von Abstrakta auf *-ung* substantivierte Infinitive zu gebrauchen. Wir schreiben heute vielfach: *das Erproben* statt *die Erprobung einer Methode*, *das Empfinden* statt *die Empfindung*, *das Erleben* statt *das Erlebnis*. Vielleicht ist dies eine Folge des Kampfes, den die Sprachpflege, besonders die Schule lange Zeit gegen die Abstrakta auf *-ung* geführt hat. Aber es gibt auch wohl noch andere Gründe. Wörter wie *das Erleben, das Empfinden* haben einen volleren Inhalt als die entsprechenden, abgegriffenen *ung*-Bildungen – vor allem besitzen sie noch viel von der Dynamik des Verbums; so stoßen wir hier auf eine besondere Form der Verdeutlichung (s. o.). Doch besteht auch hier wieder eine Gefahr. Wir können sie an der Sprache Heideggers beobachten, die von der Substantivierung des Infinitivs einen übertrieben starken Gebrauch macht. Die Erscheinung als solche ist im übrigen alt und findet sich schon in der Sprache der hochhöfischen mittelalterlichen Dichtung wie besonders in der der Mystik und der idealistischen Philosophie. Im Deutschen können bekanntlich ganze Infinitivsätze substantiviert werden: *das-Sich-einer-Sache-bewußt-werden-können* usw.

Sprachkritisch sei bemerkt, daß die Ausbreitung abstrakter Ausdrucksweise, die zunehmende „Vergeistigung“ der Sprache, auch eine Gefahr bedeutet: Die Sprache wird leicht zu blutleer, ihre Fähigkeit, Neues zu bewältigen, wird beeinträchtigt. Angesichts des Rückgangs der Mundarten, deren Einfluß auf die Hochsprache auch darin bestand, daß sie eine Quelle von Bildern waren, könnte man fürchten, daß die deutsche Hochsprache noch mehr an Bildhaftigkeit verliert. Es ist tröstlich, daß auch hier eine Gegenbewegung zu beobachten ist. Die Hochsprache nimmt auch heute immer wieder neue Bilder auf, nicht mehr wie früher aus den Bereichen der Natur, der bewältigten Natur – der Landwirtschaft, der Jagd – und des Handwerks, sondern

aus anderen Bezirken, aus denen des Sports und vor allem der Technik, vgl. *starten, stoppen, Briefmarkensport; Lohn-Preis-Spirale, Schmalspurstudium, entgleisen*. Auch aus der saloppen, zum Teil jedoch sehr bildkräftigen Alltagsrede (s. u.) dringen neue Bilder und Metaphern ein: *am Rande erwähnen, in den Griff bekommen, schief liegen*.

Inhaltliche Verblässung

Die zunehmende Abstraktion fördert aber zugleich den Vorgang inhaltlicher Verblässung. Das ist ein weiteres Kennzeichen unserer heutigen Sprache, hinter dem nun allerdings noch Tieferes sichtbar wird. Wir leben in einer schnelllebigen Zeit, von der Sprache aus gesehen zudem in einer Zeit, da die Hochsprache, wie wir gesehen haben, in den Händen aller ist. Das bringt es mit sich, daß die Schriftsprache lexikalisch und grammatisch stärker abgeschliffen wird als früher. Das bedeutet, daß vor allem die Inhalte von Wörtern sehr viel rascher und allgemeiner verblassen können als in früheren Zeiten, denen die Erscheinung als solche im übrigen nicht fremd war. Ein Beispiel dafür ist das absolute Steigerungswort *sehr* (ahd. *sēro*), das ursprünglich *schmerzlich* bedeutete (vgl. *versehren* usw.). Schon im Laufe des Mittelalters wird *sehr* (mhd. *sēre*) auch zur Steigerung verwendet. Eine Frucht jeder sprachgeschichtlichen Betrachtung ist eine gewisse Gelassenheit gegenüber dem sprachlichen Geschehen: Was vor Jahrhunderten für *sehr* festzustellen ist, gilt heute ähnlich für *ungeheuer* und zumindest in der gesprochenen Sprache auch für Steigerungswörter wie *schrecklich, furchtbar (ungeheuer aufschlußreich, schrecklich schön, furchtbar nett, entsetzlich groß)*. An der Beschleunigung des Vorgangs der Sinnentleerung ist im besonderen auch die Sprache der Werbung beteiligt, die den Superlativ liebt: *etwas sorgfältigst aufbewahren, das strahlendste Weiß, Welturaufführung* usw. Es kommt hinzu, daß heute sehr viele verblaßte Modewörter im Gebrauch sind: *Gespräch, Ebene, Sektor, Problem, Anliegen, Bereich*.

Impulse ästhetischer und ethischer Art

Schon lange hat man erkannt, daß bei der Entwicklung der Sprache auch Triebkräfte ästhetischer Art im Spiel sind. Sie äußern sich nicht nur etwa – da in besonders deutlicher Weise – in Zwillingsformeln, die durch Alliteration oder Endreim verbunden sind und zum Teil ein hohes Alter haben (*mit Mann und Maus, auf Schritt und Tritt*), sondern auch in anderen Fällen, so vielleicht bei dem Vor-

dringen der einfachen Vergangenheit gegenüber der umschriebenen (wo vor allem eine sprachökonomische Tendenz am Werk ist, s. o.). Sie sind zweifellos auch von Einfluß auf den Satzrhythmus, und sie mögen auch bei der Neigung, die Klammer zu vermeiden, eine Rolle spielen.

Ebenso sind auch ethische Impulse von nicht geringer Bedeutung für die sprachliche Entwicklung. Bestanden sie früher vor allem in einer oft übersteigerten Anwendung nationaler Gesichtspunkte, namentlich mit Bezug auf die Sprachreinheit, so sind es heute hauptsächlich Aspekte humaner Art, die eine Rolle spielen. Man wendet sich gegen eine sprachliche Verdinglichung des Menschen, die etwa in Bildungen wie *Menschenmaterial*, *Schülermaterial* vorliegt, besonders aber gegen den Gebrauch von Ausdrücken und Wendungen, die in der Zeit des Nationalsozialismus einen inhumanen, nicht selten einen entsetzlichen Sinn bekommen haben (vgl. *Selektion*, *Sonderbehandlung*). Eine moralische Beurteilung wird sich primär gegen die Anwendung in der „parole“ richten. Gewiß sind sich diejenigen, die diese sprachlichen Mittel gebrauchen, deren inhumaner Inhalte in der Regel nicht bewußt (wie frühere Wortinhalte den Sprachbenützern ja überhaupt nur in sehr verschiedenem Maße gegenwärtig sind). Aber eine verantwortungsbewußte Sprachpflege muß bemüht sein zu erreichen, daß Ausdrücke und Ausdrucksweisen, die sprachbewußtere Teile der Sprachgemeinschaft schockieren können, in der „Rede“ vermieden werden.

Sprachbewußtheit

Die bis jetzt aufgeführten Beispiele sprachlicher Veränderungen sind Zeichen eines schwankenden oder schwindenden sprachlichen Normempfindens. Auf der anderen Seite ist unsere Zeit gekennzeichnet durch eine ausgesprochene sprachliche Bewußtheit – wie überhaupt durch ein gesteigertes Bewußtsein ihrer selbst. Damit steht eine intensive Sprachbeobachtung und eine bewußte Sprachpflege im Zusammenhang. Es gibt in Deutschland keine Entsprechung zur Académie Française, aber neben der Gesellschaft für deutsche Sprache haben sich auch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und die Dudenredaktion die Sprachpflege zum Ziel gesetzt, und das Institut für deutsche Sprache in Mannheim ist soeben im Begriff, eine neue Abteilung für wissenschaftliche Begründung der Sprachpflege ins Leben zu rufen. Es ist hier nicht der Ort, sich über die

Prinzipien der Sprachpflege zu äußern: Sie betätigt sich vorzugsweise reaktiv, ohne daß aktives Wirken ausgeschlossen wäre. Einerseits wirkt sie retardierend, versucht Entwicklungen aufzuhalten, andererseits verfolgt sie positive Ziele, bemüht sie sich, sprachliche Entwicklungen zu fördern. Dabei ist es wichtig, daß ein gemeinschaftsbezogenes subjektives und objektive Prinzipien zusammenwirken: das Normempfinden und die Prinzipien der Häufigkeit (der Frequenz) und der Strukturgemäßheit.

Die ausgeprägte Sprachbewußtheit hat aber auch andere Folgen. So ist in den Bereichen der Rechtschreibung und der Hochlautung ein besonders starkes Streben nach Systematisierung zu beobachten. Die Bemühungen, das Rechtsschreibsystem von Unklarheiten und Widersprüchen zu befreien (z. B. auch was die Groß- und Kleinschreibung angeht), haben zugenommen. Nachdem im 19. Jahrhundert die gesprochene Form der Hochsprache neben der geschriebenen hervorgetreten war, wurde 1898 von dem Germanisten Siebs und seinem Arbeitskreis eine einheitliche Hochlautung geschaffen, die sich an der norddeutschen Aussprache orientierte; diese, zunächst für die Bühne gedacht, wurde bezeichnenderweise immer mehr zum allgemeinen Leitbild der Aussprache und wirkt sich auch schon auf die landschaftlichen Umgangssprachen und die Mundarten aus. Allerdings sind gerade heute Bestrebungen im Gange – wieder ein Ausdruck wachen sprachlichen Bewußtseins –, die Siebsschen Regelungen in manchen Punkten zu ändern. Sie gehen vor allem teils vom Rundfunk, teils von süddeutschen Sprachgebieten aus. So ist man dabei, neben der Siebsschen Hochnorm eine gemäßigte Hochlautung zu schaffen.

Auch in diesem Zusammenhang muß von einer Gefahr gesprochen werden, davon nämlich, daß die sprachliche Bewußtheit den Menschen verleitet, sich allzusehr als den Herrn der Sprache zu fühlen und zu glauben, daß er über diese frei verfügen kann. Das ist aber nur in einem Bereich, dem der Schreibung, voll berechtigt; sie ist ja eine Techne, die der Mensch selbst der Sprache hinzugefügt hat.

II. Wandlungen in der Geltung des Systems

Zum Schluß sei die Frage nach der Ausbreitung von Neuerungen, d. h. nach der Geltung von Systemwandlungen, wenigstens noch gestreift. Es wurde schon oben gesagt, daß hier dieselben geistig-

seelischen Triebkräfte am Werk sind wie bei der Entstehung von Neuerungen: Differenzierung und Systematisierung, sprachliche Ökonomie und Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise, ästhetische und ethische Impulse wie eine gesteigerte Sprachbewußtheit. Dazu tritt der Nachahmungstrieb als Grundlage der Ausbreitung von Wandlungen, aber auch ein Prinzip des Gegensatzes: Man ahmt ja nicht nur nach, man will auch anders sein, anders sprechen und schreiben. Allerdings ist die Neigung zur Opposition weit weniger wirksam als die zur Anpassung, und sie tritt besonders im Verhältnis einer Generation zur vorausgehenden in Erscheinung. Von entscheidender Bedeutung ist in neuerer Zeit eine allgemeine, dem Fortschritt zugeneigte Grundhaltung, die der Verbreitung aller Neuerungen, auch der sprachlichen, förderlich ist.

So ist auch im sprachlichen Bereich ein ausgesprochener Zug zum Ausgleich zu beobachten. Er ist allgemein der kulturellen Entwicklung eigen – nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen europäisch geformten Welt. Er hängt zusammen mit dem Einfluß der Industrialisierung, der Verwischung der sozialen Unterschiede u. a. m.

Ausgleich vertikaler Art

Die Ausgleichsbewegungen haben einen doppelten Aspekt. Einmal einen sozialen. Dieser zeigt sich darin, daß die sprachlichen Schichten sich annähern, daß also etwa die Mundarten sich auf die Hochsprache zu entwickeln und Umgangssprachen neben sie und an ihre Stelle treten. Aber solche Ausgleichsvorgänge vertikaler Art berühren auch die Hochsprache, vor allem insofern, als sie in zunehmendem Maße von der Alltagsrede beeinflußt wird. Ihre Einwirkung zeigt sich, wie wir gesehen haben, in bildhaften, wenngleich nicht selten saloppen Ausdrücken wie im Satzbau.

Ausgleich horizontaler Art

Die andere Form des Ausgleichs ist geographisch bestimmt. Sie zeigt sich z. B. sehr deutlich in einem horizontalen Ausgleich der Mundarten und darin, daß sich großräumigere landschaftliche Umgangssprachen entwickeln, aber wiederum auch innerhalb der Hochsprache. Gerade sie weist im deutschen Sprachgebiet landschaftliche Eigentümlichkeiten vor allem des Wortschatzes auf. Als Beispiele seien etwa genannt *Mappe* – *Aktentasche* und besonders Bezeichnungen für Berufe und Speisen: *Flaschner* – *Klempner* – *Installateur*;

Blumenkohl – *Karfiol*. Noch deutlicher werden diese Unterschiede, wenn man die Randgebiete des deutschen Sprachraums einbezieht. In der Schweiz spricht man von *Buße* statt von *Strafe*, in Österreich von einer *Bedienerin* statt einer *Aufwartefrau*. In neuerer Zeit ist vor allem im binnendeutschen Gebiet ein überregionaler Ausgleich in Gang gekommen, der schon weit vorangeschritten ist und zum Teil auch die Randgebiete erfaßt hat.

Auf der anderen Seite aber ist diesen gebietlichen Ausgleichsprozessen seit 1945, seit der politischen Teilung Deutschlands, eine Gegenbewegung erwachsen. Es ist ein wichtiger Vorgang im Rahmen der deutschen Sprachentwicklung, daß im Osten Deutschlands neue Wörter geprägt, andere zurückgedrängt und zum Teil Wörter begrifflich verändert werden. Die Neuerungen betreffen fast ausschließlich die herrschende politische Ideologie, die verbreitet werden soll, und aus ihr entstandene Einrichtungen. Zwar steht die ältere Generation dieser Entwicklung oft zurückhaltend gegenüber. Aber es gibt unvermeidbare Übernahmen von Wörtern wie *HO-Laden* (Geschäft der Handelsorganisation), *Volkskammer* oder *politischer Zirkel*. Ein Teil der Jugend verhält sich ebenfalls zurückhaltend gegenüber vielen sprachlichen Neuerungen, aber sie gebraucht sie schon zum Teil unbewußt, während sie ein anderer Teil bejaht und bewußt verwendet. Das mit den Mitteln eines totalitären Staates angestrebte Ziel ist, die ursprüngliche politische Sondersprache in die allgemeine Hochsprache überzuführen. Es ist außer in den kontrollierten öffentlichen Äußerungen noch nicht voll erreicht.

Man hat in beiden Teilen Deutschlands in diesem Zusammenhang das Wort „Sprachspaltung“ gebraucht. Man muß dieses Wort scharf ablehnen. Es liegt keine Spaltung der Sprache vor, wenn nicht nur die Regeln der Rechtschreibung und im wesentlichen auch die der Hochlautung, sondern vor allem auch die Flexionsformen und der Satzbau gemeinsam sind, wenn 98 oder mehr Prozent des Wortschatzes noch übereinstimmen! Aber die Gefahr einer Sonderung ist allerdings nicht zu übersehen. Das ist ein Faktum, das man, wenn man die Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache analysiert, nicht verschweigen darf.

*

Wohin steuert das heutige Deutsch? Es hat sich ergeben, daß diese Frage nicht in einem Satz zu beantworten ist. Es haben sich im System

Entwicklungen gezeigt, die einander zum Teil widersprechen: Neben einer Neigung zur Synthese im Wortschatz steht die zur Analyse im Formenbau, neben der zur Differenzierung die zur Systematisierung. Ständig, auch heute, vollziehen sich Vorgänge der Auseinanderentwicklung und solche des Zusammenführens zu gleicher Zeit. Neben einem starken Normbewußtsein läßt sich eine Schwächung des Normempfindens feststellen. Was wohl allgemein gilt, ist eine Tendenz zu abstrakter Ausdrucksweise, zur Vergeistigung der Sprache, der Verluste an lautlicher Vielfalt und an Formenreichtum entsprechen, das Streben nach sprachlicher Ökonomie und die Absicht, die *Efficiency* der Sprache nicht nur zu erhalten, sondern vor allem auch zu verstärken. Im Hinblick auf die Geltung des Systems läßt sich gleichfalls nicht durchweg dieselbe Entwicklungsrichtung erkennen. Eindeutig ist der Zug zu einem Ausgleich sozialer Art in der Richtung zur Hochsprache hin. Im Bereich der geographischen Ausbreitung dagegen steht einem schon seit längerem erkennbaren Zug zum regionalen Ausgleich der innerhalb der Hochsprache bestehenden landschaftlichen Verschiedenheiten seit 1945 die Gefahr einer neuen Sonderung gegenüber.

Daß das heutige Deutsch neben den überkommenen viele neue Ausdrucksmittel anbietet, bedeutet eine Chance und eine Gefahr zugleich, die der Ausländer besonders stark empfindet. Die neuen Mittel sind ihrem Wert nach größtenteils neutral, weil sie der Struktur der deutschen Hochsprache nicht widersprechen; Sprachkritik im eigentlichen Sinn schien gelegentlich notwendig, so vor allem im Zusammenhang mit der Neigung zur Abstraktion. Es ist nun eine Frage der „Rede“ und des Stils, ob und inwieweit man diese Mittel gebraucht.

Damit kehren wir zum Eingang zurück. Wir haben gesagt, Schillers Wort von der Sprache als einem Spiegel einer Nation, also der Sprachgemeinschaft, enthalte nicht die ganze Wahrheit. Es hat sich besonders auch bei den Überlegungen zu den sprachlichen Folgen der politischen Teilung Deutschlands gezeigt, daß die Sprache nicht nur ein Spiegel ihrer Zeit, sondern auch eine wichtige Bewegerin, ein Motor ihrer Zeit ist. Damit tragen wir alle eine große Verantwortung gegenüber unserer Sprache. Und damit treffen wir uns mit dem zweiten Teil des Schillerwortes. Es enthält *implicite* eine Aufforderung, eine Mahnung: „...wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Dabei

beziehen sich „groß“ und „trefflich“ zunächst auf die Art des Bildes, auf das *Wie*, das *significans*, nicht auf das dargestellte *Was*, das *significatum*, also auf Schillers „von uns“. Den Optimismus, mit dem Schiller in der Sprache eine Abbildung der Eigenart einer Sprachgemeinschaft finden zu können glaubte, werden wir trotz oder wegen Voßlers Forschungen nur ebenso bedingt teilen, wie wir skeptisch sind gegenüber einer zu raschen Verknüpfung von Sprachstil und Individualcharakter; das Verhältnis von Sprache und Anthropologie ist uns problematischer als früheren Generationen. So sind wir zurückhaltend hinsichtlich der Möglichkeit, einmal das Schillersche *Was* des Bildes, d. h. „uns selbst“, unsere Gesellschaft, unsere Zeit auf Grund unserer Sprache zu erkennen. Was aber das *Wie* des Bildes angeht, so ist uns unsere Sprache als überkommener Besitz in die Hand gegeben, und es erhebt sich die Frage: Wie werden die nach uns Kommenden die Art des ihnen im Spiegel entgentretenden Bildes, also die äußere und innere Form unserer Sprache, einmal bewerten? Ob sie einmal „groß“ und „trefflich“ genannt werden wird?

Literaturhinweise

An Literatur, die diesem Vortrag zugute kam, nenne ich vor allem folgende:

- G. Bech, Studien über das deutsche Verbum finitum, 1. Bd. 1955, 2. Bd. 1957 (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Hist. fil. Medd. 35, Nr. 2 und 6).
- Eggers, Hans: Beobachtungen zum „präpositionalen Attribut“ in der deutschen Sprache der Gegenwart, Wirkendes Wort VIII, 1957/58, S. 257–267.
- Erben, Johannes: Abriss der deutschen Grammatik, 7. Aufl., München 1964.
- Grebe, Paul (Hgr.): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (= Der Große Duden, Bd. 4), 2. Aufl., Mannheim 1966.
- Korn, Karl, Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl., Olten 1959.
- Lindgren, Kaj B.: Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen, Neuphilol. Mitt. (Helsinki) LXIV, 1963, S. 264–283.
- Ljungerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900 (= Lunder Germanist. Forschungen 31), 1955.
- von Polenz, Peter: Funktionsverben im heutigen Deutsch (= 5. Beiheft zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“), Düsseldorf 1963.
- Rath, Rainer, Trennbare Verben und Ausklammerung. Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, Wirkendes Wort XV, 1965, S. 217–232.
- Weisgerber, Leo: Die Verantwortung für die Schrift (= Duden-Beiträge 18), Mannheim 1964.
- Verf., Entwicklungstendenzen im heutigen Deutsch, Der Deutschunterricht 1954, H. 2, S. 87–107, erweitert in: Moderna Språk, 1965, S. 213 ff.

- Verf., Groß- oder Kleinschreibung? Ein Hauptproblem der Rechtschreibreform (= Dudenbeiträge 1), Mannheim 1958.
- Verf., Neue und neueste Zeit, in: F. Maurer – F. Stroh, Deutsche Wortgeschichte II, 2. Aufl., Berlin 1959, S. 445–560.
- Verf., Zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, Festschrift Taylor Starck, 1964, Coleman, S. 91–101.
- Verf., Sprache – Freiheit oder Lenkung? Betrachtungen zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege (= Duden-Beiträge 25), Mannheim 1967. (Darin auch Weiteres zu Sprachbrauch und Sprachnorm, S. 16 ff.; Prinzipien der Sprachpflege, S. 37ff.).

Das Schiller-Zitat auf S. 2 stammt aus „Deutsche GröÙe“ (Sämtl. Werke, Verl. C. Hanser, München, 1. Bd., 1958, S. 474f.).

Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?¹

Öffentlicher Vortrag von Gustav Korlén

In den schönen Studien zur Literatur, die der allzu früh verstorbene Göttinger Germanist Wolfgang Kayser vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Vortagsreise“ herausgab, findet sich der inhaltsschwere Satz: „Leise Bewunderung mischt sich in den Neid auf die Kollegen, die standhaft genug sind, alle Einladungen abzulehnen.“²

Zu spät, meine Damen und Herren, habe ich mich an diesen denkwürdigen Satz erinnert. Denn ich befinde mich ja hier eigentlich in einer unmöglichen Situation, vor eine unlösbare Aufgabe gestellt, indem ich über ein kompliziertes, mit wissenschaftlichem und politischem Sprengstoff geladenes Thema zu sprechen habe, einerseits vor einer Reihe von prominenten Kollegen, die es besser wissen, andererseits vor Ihnen, meine Damen und Herren, die es besser wissen möchten, d. h. die besser informiert zu werden wünschen. Aber ich tröste mich mit einer anderen Aussage von Wolfgang Kayser, die von tiefer Weisheit und langer Erfahrung zeugt. An einer anderen Stelle bei ihm heißt es in bezug auf populärwissenschaftliche Aufsätze nämlich: „Man schreibt ohnehin nicht für Kollegen.“

Ich spreche im folgenden also nicht zu Ihnen, meine sehr verehrten Kolleginnen und Kollegen, wiewohl ich, was Sie ja aus den folgenden Ausführungen sogleich und mühelos feststellen werden, vielen von Ihnen und Ihren Forschungen zu Dank verpflichtet bin, sondern ich spreche heute zu Ihnen, meine Damen und Herren.

¹ Für ältere Literaturangaben s. den Sammelband Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, Polemik, Analysen, Aufsätze, hrsg. v. Friedrich Handt, Literarisches Colloquium, Berlin 1964. Die folgenden Anmerkungen berücksichtigen im allgemeinen nur die seitdem erschienenen Beiträge zum Thema.

² Wolfgang Kayser, Die Vortagsreise. Studien zur Literatur, Bern 1958.

In der Hoffnung, damit den erwünschten Verfremdungseffekt erreicht zu haben, gehe ich dazu über, nun auch die nötige wissenschaftliche Distanz zum Thema herauszuarbeiten. Ich gehe dabei aus von einer bemerkenswerten Vorlesung, nicht eines Wissenschaftlers, sondern eines Schriftstellers. Ich denke an die Frankfurter Vorlesungen, die Heinrich Böll im Wintersemester 1963/64 als Gastdozent für Poetik hielt – wo er ja ebenfalls nicht zu seinen Kollegen sprach –, und die vor einiger Zeit veröffentlicht worden sind. Es heißt hier: „Es herrschen merkwürdige Vorstellungen von Realismus in diesem Lande, als wäre ein Wort so platt und so gängig wie ein Groschen, wo doch jedes Kind spätestens am ersten Schultag erfährt, daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt, daß es nicht einmal das Wort Gottes so nehmen darf, wie es ist: Politik wird mit Worten gemacht, Wissenschaft drückt sich in Worten aus, Religion verkündet sich in Worten, von denen keins so platt und so gängig genommen werden kann wie ein Groschen, der in den nächstbesten Schlitz paßt.“³

Nun, ich fürchte, daß Böll hier die pädagogische und sprachtheoretische Wirkung des ersten Schultages überschätzt, aber im übrigen ist es für einen Sprachwissenschaftler leicht, hier die Brücke zwischen der heutigen sprachtheoretischen Forschung und der Welt des Dichters zu sehen: wir leben alle in einem Jahrhundert, in dem das Verhältnis des reflektierenden Menschen zur Sprache in bisher nicht bekannter Weise problematisch geworden ist. Eine 1966 erschienene Anthologie des Bonner Hochschuldozenten Karlheinz Daniels, „Über die Sprache“, mit Erfahrungen und Erkenntnissen deutscher Dichter und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, legt davon ein beredtes Zeugnis ab.⁵ Und man könnte von der sprachwissenschaftlichen Seite die von der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung in diesem Jahr preisgekrönte Schrift des Kölner Romanisten Harald Weinrich gewissermaßen als Korreferat anführen; die Preisfrage lautete: „Kann die Sprache die Gedanken verbergen?“

³ Heinrich Böll, Frankfurter Vorlesungen, Köln 1966, S. 28.

⁴ Zu diesem Problem s. Bodo Müller, Der Verlust der Sprache. Zur linguistischen Krise in der Literatur, GRM NF XVI, 1966, S. 225ff., und Hans Mayer, Sprechen und Verstummen der Dichter, in: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert, Göttingen 1966.

⁵ Über die Sprache. Erfahrungen u. Erkenntnisse deutscher Dichter u. Schriftsteller des 20. Jh.s. Eine Anthologie, herausgegeben und eingeleitet von Karlheinz Daniels (= Sammlung Dietrich Bd. 311), Bremen 1966.

und die von Weinrich eingereichte Arbeit trägt den provozierenden und verlockenden Titel: „Linguistik der Lüge.“⁶

Über eine Sprache und in dieser Sprache zu reden, setzt also eigentlich einen größeren Grad von sprachlicher Unschuld voraus, als es moderne Sprachtheorie und Sprachphilosophie ohne weiteres zu gewährleisten bereit sind. Aber gerade daraus darf vielleicht der ausländische Germanist nun doch seine Legitimation ableiten; möglicherweise ist er, durch das Medium seiner fremden Muttersprache, in der Lage, gewisse Erscheinungen objektiver, oder sagen wir bescheidener in der eingangs gewählten Formulierung, aus der nötigen Distanz zu betrachten.

Um auf die Böllsche Aussage in einer gesamtdeutschen Perspektive zurückzukommen: daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt, hätten wir spätestens am Tage des Redneraustausches erfahren – in Hannover und in jener Stadt der DDR, für die es zwei Namen gibt, und für die Willy Brandt die Kompromißformel „Karl-Marx-Stadt an der Chemnitz“ geprägt hat. *Auch* aus diesem Grunde muß man also bedauern, daß der sogenannte Dialog – das jüngste Modewort der deutschen Sprache – nicht zustande kam.

Damit sind wir bei der Titelfrage meines Vortrages angelangt, die man zugleich als die Gretchenfrage der heutigen Germanistik bezeichnen kann, die aber natürlich von so beunruhigender Art ist, daß sie nicht nur die Germanisten angeht: Gibt es zwei Sprachen in Deutschland? Kann man von einer Spaltung der deutschen Sprache sprechen? Oder auf die deutsche Nachkriegsliteratur bezogen: Gibt es zwei deutsche Literaturen?

Seien Sie beruhigt: darum geht es im Grunde nicht. Worum es geht, hat der Münchener Germanist Werner Betz treffend so formuliert:

„Wenn, wie heute oft, die Behauptung aufgestellt wird, daß es bereits zwei deutsche Sprachen in Deutschland gäbe, dann könnte man wohl auch die Gegenfrage stellen: ‚Nur zwei?‘ Welcher Fischer von der Waterkant würde einen oberbayrischen Bergbauern verstehen, wenn beide in ihrer Mundart verharren? Welcher normaldeutsche Sprachbesitzer würde einem auf deutsch geführten medizinischen oder atomphysikalischen Fachgespräch auch nur im Verständnis der einzelnen Wörter folgen können? Oder – ein dritter Bereich von weit mehr als zwei Sprachen: Welcher normale Deutsche versteht, was ein ‚Unhahn‘ oder ein ‚Unzahn‘ ist, eine ‚Verlade‘ oder eine

⁶ Harald Weinrich, *Linguistik der Lüge*, Heidelberg 1966.

„Bediene“, was in einer der modernen Sondersprachen, der sogenannten Twen-Sprache, angeblich soviel heißen soll wie ein unangenehmer Mensch, ein unangenehmes Mädchen, eine angenehme, eine unangenehme Angelegenheit. – Wollte man hier mit dem gleichen Maßstab messen wie bei jener so vielfach unnötig und mit falschem Akzent dramatisierten west-östlichen Sprachklage, dann müßte man sagen, es gäbe in Deutschland nicht nur zwei, sondern Dutzende von verschiedenen Sprachen.“⁷

Damit habe ich also die Titelfrage beantwortet, ich könnte mit anderen Worten hier schließen, und wir könnten alle wieder nach Hause gehen. Aber ich kann Ihnen also jetzt eines verraten: der Titel stammt nicht von mir, sondern von den Organisatoren dieser Veranstaltung, die der Meinung waren – und offenbar zu Recht der Meinung waren –, daß er zugkräftig sein würde.⁸ Nachdem Sie nun also so zahlreich erschienen sind, sehe ich eigentlich keinen Hinderungsgrund, nun doch über das von mir vorgesehene Thema „Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache in West und Ost“ zu sprechen. Auf die Titelfrage kommen wir auf jeden Fall zurück.

Die deutsche Sprache, wenn wir davon reden, so erweist sich hier also schon die Richtigkeit der Böllschen These, daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt. Die Sprache aller Deutschen – oder richtiger aller Deutschsprachigen, denn wir sollten ja Österreich und die Schweiz nicht vergessen –, das gibt es heute genauso wenig wie zu irgendeinem anderen Zeitpunkt der deutschen Sprachgeschichte. Im Grunde gab es immer – und gibt es also auch heute – nur soziologisch und politisch bedingte und gestufte Sprachschichten, die mit der herkömmlichen Dreiteilung in Mundart, Umgangssprache und Hochsprache nur höchst unzulänglich umschrieben sind. Daß es dabei auch eine soziologisch und politisch bedingte, spezifisch ostdeutsche Sprachschicht gibt – oder, in der Terminologie von Betz, eine ostdeutsche Sondersprache –, das ist, so wie sich die politischen Machtverhältnisse auf deutschem Boden nach dem zweiten Weltkrieg entwickelt haben, an sich nicht weiter verwunderlich. Prinzipiell wäre diese Situation nicht anders zu beurteilen als etwa die Sonderstellung des österreichischen Deutsch, das allerdings nun ideologisch

⁷ Zitiert nach: Deutsch – gefrorene Sprache, S. 155.

⁸ Daß die Frage aber gestellt und (mit Nein) beantwortet sein will, ergibt sich aus dem Studium mancher populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen. So heißt z. B. ein Aufsatz in der Mainzer Studentenzeitung Nobis vom Juli 1961: „Die gespaltene Sprache.“

westlich ist. Und hier liegt natürlich der Hund begraben. Auf diesen sozusagen ideologischen Hund werden wir also zurückkommen müssen.

Sie werden aber, meine Damen und Herren, hoffentlich Verständnis dafür haben, daß ich bei der folgenden Analyse einiger Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache, höchst lückenhaft und notwendigerweise abstrahierend und verallgemeinernd, zunächst Erscheinungen herausgreife, die eine größere Allgemeingültigkeit beanspruchen und für mehrere Sprachschichten charakteristisch sind. Ich möchte vorausschicken, daß ich dabei – soweit es sich nicht um Forschungsergebnisse der hier anwesenden Kollegen handelt – vorwiegend auf eine Reihe von Stockholmer Seminararbeiten zurückgreife. Schwedische Professoren haben nach den jüngsten Ereignissen unserer Universitätswelt als staatliche Befehlsempfänger nicht mehr Wissenschaft, sondern Bürokratie und Verschulung zu betreiben.

Aber ich befinde mich ja im Moment nicht im Würgegriff der schwedischen Universitätsbürokratie, sondern, Herr Oberbürgermeister, erfreulicherweise in Mannheim. Und es empfiehlt sich wohl, daß ich in dieser Stadt, Sitz einer Wirtschaftshochschule und internationaler wissenschaftlicher Institute, mit jener besonders augenfälligen Tendenz beginne, die man als die Internationalisierung und Erweiterung – die enorme Erweiterung – des Wortschatzes im technischen Zeitalter bezeichnen könnte, die aber in einen größeren Zusammenhang hineingehört, den man als deutsche Sprachentwicklung in europäischen oder richtiger mondialen Bezügen charakterisieren muß. Die Welt ist kleiner geworden – das Ergebnis ist, daß der Wortschatz größer geworden ist. Aus der spezifisch westdeutschen Perspektive haben wir dabei zunächst die Frage nach der anglo-amerikanischen Beeinflussung des Wortschatzes zu analysieren, wobei wir auch die prinzipiellen sprachlichen Mechanismen kennenlernen, die für das Problem der Sonderentwicklung in der DDR von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Noch vor zehn Jahren meinte man von germanistischer Seite, die Einwirkung des Anglo-Amerikanischen sei nicht sehr bedeutend und beschränke sich auf Wörter wie *Camping*, *City*, *Story*, *Teenager*, *Trend*, *fit*, *testen*, *trampen*. Diese optimistische Sicht war freilich schon damals zu schön, um wahr zu sein, und sie ist heute vollends unhaltbar, seitdem wir von dem Hamburger Anglisten Broder Carstensen eine

ausführliche Analyse und Bestandsaufnahme der anglo-amerikanischen Einflüsse besitzen.⁹ Ein Studium westdeutscher Zeitungen und nicht zuletzt der Illustrierten ergibt ja bekanntlich auch ein völlig anderes Bild, von der Reklame ganz zu schweigen. Da wäre, um nur ganz wenige Beispiele herauszugreifen, zunächst an so zentrale Wörter für so zentrale Begriffe im Lande des vielzitierten – vielleicht allzuviel zitierten – Wirtschaftswunders zu erinnern wie den Manager und die damit verbundene Wortsippe einschließlich der Managerkrankheit. Wenn man an die puristische Tradition der deutschen Wortgeschichte denkt, ist es auch auffällig, daß sich für die Stewardß keine deutsche Bezeichnung durchgesetzt hat. Eine Gliederung der fremden anglo-amerikanischen Nachkriegswörter nach Sachgruppen ist nun aber auch insofern aufschlußreich, als sie uns zeigt, welche Lebensbereiche für den anglo-amerikanischen Einfluß besonders anfällig waren. Neben Luftfahrt und Militärwesen sind das nach Carstensen vor allem die Vergnügungsindustrie, Mode und Kosmetik, Rundfunk und Fernsehen, Wirtschaft und Geschäftsleben, Politik und Technik. Das heißt, wenige Bereiche sind unberührt. Es erübrigt sich hier, die Ihnen allen geläufigen Beispiele, die Legion sind, anzuführen. In vielen Fällen stehen Fremdwort und Übersetzung nebeneinander. Das gilt z. B. für Background und Hintergrund: N. verfügte über einen liberalen Hintergrund, hieß es vor einiger Zeit in einer Zeitung. Das hatte nichts mit Herrn Mende oder der FDP zu tun, sondern gemeint war eine gute Bildungsgrundlage (a liberal background). Mit diesem Beispiel sind wir aber bei einer entscheidenden Kategorie angelangt. Der Laie ist nämlich allzu leicht geneigt, das Problem der sprachlichen Beeinflussung aus der mehr oder weniger puristischen Perspektive des Fremdworts zu sehen und zu werten. Geistesgeschichtlich wichtiger und sprachtheoretisch interessanter ist die unauffälligere Einwirkung auf die sogenannte innere Sprachform, die man in der Sprachwissenschaft als Lehnübersetzung und Lehnbedeutung bezeichnet. Gerade sie spielen in der heutigen Sprachsituation aller Länder eine außerordentlich wichtige Rolle. Es wird daher notwendig sein, auf diese Erscheinungen etwas genauer einzugehen.

⁹ Broder Carstensen, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, (= Beihefte zum Jahrb. für Amerikastudien, Heft 13), Heidelberg 1965. Vgl. auch W. Wils, Der Einfluß der engl. Sprache auf die deutsche seit 1945, Linguistik und Informationsbearbeitung, Heft 8, 1966, ferner R. Filipović, The English Element in the European Languages (= Studia Romanica et Anglica 21–22), Zagreb 1966.

Unter Lehnübersetzung versteht man eine genaue Nachübersetzung, eine Glied-für-Glied-Wiedergabe des fremden Ausdrucks. Dies gilt für die schier unübersehbare Menge von modernen Wortbildungen, wie *Gehirnwäsche*, *Teilzeitarbeit*, *Podiumsgespräch*, *Gipfelkonferenz*, *Selbstbedienungsladen*, *Moralische Aufrüstung*, *Kalter Krieg*, *Eiserner Vorhang*, *Lohnpreisspirale* usw., oder im verbalen Bereich: *überlappen*, *herumhängen*, *die Schau stehlen* usw. Nicht weniger zahlreich sind ältere Beispiele aus allen Perioden der deutschen Kultur- und Wortgeschichte. Sie reichen bis in die Frühzeit der deutschen Bildung zurück, wo es darum ging, die römische und christliche Begriffswelt, Antike und Christentum an der Wiege der deutschen Sprache, sprachschöpferisch in der Muttersprache zu bewältigen. Als Typenbeispiele seien hier, neben christlichen Wortbildungen wie *Gewissen*, *Mitleid* und *allmächtig* (deren entsprechende lateinische Wörter bezeichnenderweise fast alle wiederum Lehnübersetzungen aus dem Griechischen sind), nur noch so unscheinbare geläufige Wörter wie *ankommen* und *umgeben* (aus *advenire* und *circumdare*) genannt. Sie bestätigen die These eines schwedischen Germanisten, wonach die deutsche Sprachentwicklung nur *sub specie latinitatis* zu verstehen sei. Aus dieser Perspektive erweist sich nun aber die innere semantische Struktur der meisten europäischen Sprachen in der Tat als so verwandt, daß man berechtigt ist, von einem abendländischen Sprachenausgleich zu sprechen. Der Wortschatz ist in diesem Sinne in nicht geringem Ausmaße mehr oder weniger identisch. Erst dieser Umstand erklärt es, daß eine Verständigung innerhalb dieser Sprachen einigermaßen möglich ist, oder daß die prinzipielle Unmöglichkeit des Übersetzens eigentlich nur bei geographisch und kulturell entfernten Sprachsystemen ganz evident wird.

Nicht weniger wichtig für das Verständnis dieser grundsätzlichen zwischensprachlichen Beziehungen ist die zweite Kategorie, die der Lehnbedeutung: ein in der eigenen Sprache schon vorhandenes Wort erhält durch den Anstoß der fremden Sprache eine neue Bedeutung. Auch dies ist eine Erscheinung, die bis in die älteste christliche Missionsbewegung auf altd deutschem Boden mit Wörtern wie *heilig*, *Geist*, *taufen*, *glauben* usw. zurückgeht. Die heutigen Bedeutungsveränderungen dieser Art unter anglo-amerikanischem Einfluß entgehen in vielen Fällen dem Laien, und man hat den Eindruck, daß auch die Sprachkritik in Schweden und in Deutschland sich allzuwenig mit diesen sozusagen schleichenden semantischen Neuerungen

befäßt. Thomas Mann schreibt z. B. in seinen Tagebuchaufzeichnungen „Die Entstehung des Doktor Faustus“, daß er erst damals *realisiere*, was es heiße, ohne den Josephsroman zu sein. Hier finden wir offenbar eine dem englischen *realize* entlehnte Bedeutung, die sich inzwischen ziemlich allgemein in der Umgangssprache durchgesetzt hat. Die gleiche Entwicklung läßt sich, wie im Schwedischen, so auch für das Französische nachweisen, wo überhaupt – nach dem amüsanten, wenn auch ein wenig leichtsinnigen Buch von Etiemble, „Parlez-vous franglais?“, zu urteilen – die anglo-amerikanische Unterwanderung bedenklichere Ausmaße angenommen hat. Neuerdings findet man auch im Deutschen gelegentlich für das Adverb „definitiv“, wie seit langem schon im Schwedischen, die nicht ganz unbedenkliche, da zu Mehrdeutigkeit führende Lehnbedeutung „absolut“ aus dem Englischen „definitely“¹⁰. Daß meine frühesten Belege hier aus dem SPIEGEL stammen, kann nicht verwundern, da die – im guten und schlechten – eminent sprachschöpferische Spiegelsprache sich überhaupt als das Haupteinfallstor für das Gros nicht nur der Lehnwörter, sondern auch der Lehnübersetzungen und Lehnbedeutungen in der westdeutschen Nachkriegssprache erweist. Dies gilt ebenfalls für syntaktische Erscheinungen wie z. B. den Ausfall des bestimmten Artikels (Strauß-Intimus K., Adenauer-Sohn Paul, Denker Heidegger). Ein weiterer, noch nicht genügend untersuchter Faktor ist offensichtlich der Einfluß der Übersetzungssprache der Nachrichtenagenturen. Auf diesem Wege sind höchst wahrscheinlich aus der Zeitungssprache die neuen Nuancen in so ausgesprochenen Modewörtern wie *attraktiv*, *alarmieren*, *Herausforderung* (engl. *challenge*) und *Ebene* (auf Bundesebene usw.) übernommen worden. Weitere derartige schleichende Veränderungen sind z. B. *einmal mehr*, *in anderen Worten*, *in Deutsch*. Letzteres war vor zwanzig Jahren zweifellos möglich, aber weniger frequent. Man könnte also in diesem Falle von einer Lehnfrequenz¹¹ sprechen und als weitere Beispiele dieser Kategorie Wörter wie *regent*, *informativ*, *signifikant* anführen. – Besonders bedenklich wird der Einfluß der Nachrichtenagenturen, wenn die Meldungen, wie bei uns häufig, durch eine zweite Fremd-

¹⁰ Broder Carstensen und Hans Galinsky, Amerikanismen der deutschen Gegenwartssprache. Entlehnungsvorgänge und ihre stilistischen Aspekte, Bespr. in *Moderna språk* 58, 1964, S. 401.

¹¹ Vgl. zur Terminologie des Lehngutes jetzt Evelyn Scherabon Coleman, Zur Bestimmung und Klassifikation der Wortentlehnungen im Althochdeutschen (Zs. f. dt. Spr., Bd. 21, S. 68ff.).

sprache, in unserem Falle also englisch, filtriert werden. Was dabei herauskommt ist z. B. eine Stadt namens Brunswick, die man vergeblich auf der Landkarte sucht – gemeint ist nämlich Braunschweig –, oder man liest von der federalen Regierung statt von der Bundesregierung.

Zusammenfassend spricht also manches dafür, daß der anglo-amerikanische Einfluß z. Z. die stärkste einzelne Triebkraft in der Entwicklung der deutschen Sprache ist, wobei allgemeine politische und soziologische Erwägungen es nahelegen, daß der Einfluß vorwiegend der amerikanischen Sprache zuzuschreiben ist. Er ist offensichtlich eine, wenngleich schwächere Triebkraft auch östlich des sogenannten Eisernen Vorhangs. Neuere Untersuchungen bestätigen das zum mindesten für die Umgangssprache, wonach die Teenagersprache frappante Ähnlichkeiten mit der westdeutschen aufweist. Daß ein Wort wie *Teenager* im Ost-Duden fehlt, ist dabei lediglich ein Indiz für die ideologische Auslese der Redaktion und besagt nichts über den tatsächlichen Gebrauch. Diese Auslese hat nun aber im West-Duden ihr Gegenstück: dort fehlen sogar in der westdeutschen Zeitungssprache so frequente Wörter wie *Volkspolizist*, *Traktorist*, *volkseigen* usw. Das scheint mir ebenso bedenklich zu sein wie die Forderung von Hildegard Zwerenz in einer Rundfunksendung, der Duden solle das Wort Gefolgschaft nicht bringen, weil es in der NS-Ideologie eine Rolle gespielt hat.

Wir kommen damit auf das Problem der sondersprachlichen Entwicklung in der DDR zurück. Denn es liegt auf der Hand: Je mehr Ostdeutschland eine den westlichen Demokratien entgegengesetzte politische, soziale und kulturelle Struktur erhielt, um so mehr mußte dies auch zu sprachlichen Konsequenzen führen. Dabei wirken nun also prinzipiell dieselben sprachlichen Mechanismen, die wir bereits kennengelernt haben. Die Zahl der reinen Fremdwörter aus dem Russischen ist verhältnismäßig gering (*Kombinat*, *Exponat*, *Diversant* usw.), in einigen Fällen handelt es sich sogar um ursprünglich englische Wörter, die ihre Frequenz dem russischen Einfluß verdanken (*Festival*, *Meeting*, *Dispatcher*). Die wesentlichen Wandlungen im Bereich des Wortschatzes sind auch hier das Produkt von Lehnübersetzungen (*Volkseigentum*, *Plansoll*, *Sollschwein*, *vorfristig*, *übererfüllen*, *Kulturhaus*, *Held der Arbeit*, *Perspektivplan* usw.) und Lehnbedeutungen, die nun natürlich besonders verfänglich werden: derselbe Lautkörper hat ganz verschiedenen Inhalt (*Demokratie*,

Freiheit, parteilich, Aktivist, Neuerer usw.). In dem ostdeutschen Gegenstück zu dem Mannheimer Stilduden¹² finden sich unter *parteilich* u. a. folgende zwei Sätze: erstens, „er sieht die Dinge nicht parteilich genug“, das ist die neue, für die SED-Sprache zentrale Verwendung; zweitens, „du bist in deinem Urteil zu parteilich“, das ist die alte und westliche Bedeutung.

Aber auch hier scheint mir die Warnung vor allzu weit gehenden Vereinfachungen am Platze, die Werner Betz in dem bereits zitierten Aufsatz so formuliert hat: „Und Freiheit? Ist Hegels Freiheitsbegriff nicht etwa verschieden von dem Nietzsches? Versteht in der Bundesrepublik Franz Josef Strauß unter ‚Pressefreiheit‘ dasselbe wie sein journalistischer Gegner Rudolf Augstein? Meinte Adenauer mit ‚Kanzlerdemokratie‘ dasselbe wie Dehler?“

Nun, das ist zweifellos richtig. Aber andererseits: die ostdeutschen Neuprägungen und Lehnbedeutungen sind nun ja doch das Produkt einer umfassenden und sehr bewußt betriebenen Sprachregelung und Sprachlenkung – worunter ich also den Versuch verstehe, die Macht der Sprache über das Denken bewußt auszunützen.¹³ Dieser ist wiederum nicht isoliert aus der russischen Perspektive zu verstehen, sondern gehört in einen größeren slawischen und volksdemokratischen Zusammenhang hinein. Man könnte also als Parallele zu dem bereits zitierten abendländischen Sprachenausgleich von einem volksdemokratischen oder sozialistischen Ausgleichsprozeß sprechen – wobei ich mir freilich bewußt bin, daß es wenige Begriffe gibt, die so strapaziert worden sind wie die Wörter, hier Abendland, dort Sozialismus.

„Wer Diktator werden will, tut gut daran, Semantik zu studieren“, heißt es in einem Aufsatz des vor kurzem verstorbenen, führenden dänischen Sprachtheoretikers Louis Hjelmslev.¹⁴ Nicht nur die Diktatoren, auch jeder demokratische Politiker, ob in Schweden oder

¹² Erhard Agricola, Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch, Leipzig 1962.

¹³ Vgl. zur Terminologie Heinz Ischreyt, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik (= Sprache und Gemeinschaft, Studien IV), Düsseldorf 1965, S. 259ff., vgl. auch Els Oksaar, Sprache als Problem und Werkzeug des Juristen, Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 52, 1966.

¹⁴ Louis Hjelmslev, Sprogets inholdsform som samfundsfaktor, Det danske Magasin II, 1954, engl. Übersetzung in dem Sammelband L. Hjelmslev, Essais linguistiques, (= Travaux du cercle linguistique de Copenhague, Vol. XII) 1959, S. 89ff. Prinzipiell wichtig ist hier der Hinweis auf die grundlegende Schrift des Schweden Esaias Tegner über die Macht der Sprache über das Denken aus dem Jahr 1880.

in der Bundesrepublik, ist heutzutage – bewußt oder unbewußt – ein Praktiker der Semantik. Denn wir sollten uns nichts vormachen lassen: Sprachlenkung ist keine Erscheinung, die lediglich für die östliche Welt zu verzeichnen wäre. Wir befinden uns in Schweden im Endspurt eines Wahlkampfes und haben also reichlich Gelegenheit gehabt, die Erscheinung zu studieren. Der Finanzminister spricht grundsätzlich nicht von Steuererhöhungen, sondern von Einkommenverstärkung, des Staates also.

Wir haben da zunächst den ganzen Bereich der Reklame. Hier ist die Manipulierung der Sprache unter Ausnützung der raffiniertesten Methoden der Massenpsychologie – und der Semantik – jedem so evident, daß sich ein näheres Eingehen darauf erübrigt. Wir haben aber auch die Manipulierung der politischen Sprache. Gewiß ist diese im stalinistischen Restgebiet anders zu beurteilen als im Westen. Sie wird dort mit allen Mitteln einer totalitären Macht betrieben. Sie ist daher auch leichter zu entlarven. Daß sie aber auch in Westdeutschland zur Technik der politischen Beeinflussung gehört, hat Hans Magnus Enzensberger vor drei Jahren in seiner eindrucksvollen Georg-Büchner-Rede mit bissiger Ironie unterstrichen: „Die politische Sprache, die heute in Deutschland gesprochen wird, widersetzt sich aller Vernunft. Man kann über sie sprechen, in ihr nicht“ – ein herber Satz, mit dem ich mich nicht in seiner ganzen Konsequenz identifizieren möchte. Aber immerhin, man könnte dazu eine ganze Reihe von antithetischen Vokabeln anführen: hier *Schandmanier*, dort *Schutzwall*; hier *Spalterflagge*, dort *Abspaltung vom deutschen Nationalverband*; hier *Alleinvertretungsrecht*, dort *Alleinvertretungsanmaßung*; hier *Oder-Neiße-Linie*, dort *Friedensgrenze*; hier *Bundesrepublik* und *Mitteldeutschland*, dort *Westdeutschland* und *Deutsche Demokratische Republik*. Günter Grass hat ja diese Art von Antithetik auf sehr geschickte und effektvolle Weise in seinem Brecht-Stück „Die Plebejer proben den Aufstand“ montiert.

Besonders lehrreich sind die zuletzt genannten Fälle. Sie führen zugleich in eine germanistische Kontroverse.¹⁵ Die eine Auffassung

¹⁵ Hans Magnus Enzensberger, Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1963, Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1963, Heidelberg/Darmstadt 1964. Vgl. zum Thema Theodor Pelster, Die politische Rede im Westen und Osten Deutschlands (= 14. Beiheft zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“), Düsseldorf 1966. Vgl. auch Walther Dieckmann, Information und Überredung, Marburg 1964, S. 59ff. Das Wort „Revanchismus“, das Betz mir in den Mund legt (Zs. f. dt. Spr. Bd. 21, S. 123), habe ich freilich nie verwendet.

meint, daß es sich bei dem Wort Mitteldeutschland gewissermaßen um eine neutrale Prägung handle, die von denen gewählt würde, die sich weder auf den Ausdruck DDR noch auf die wiederum eine andere Sehweise vermittelnde Bezeichnung „Zone“ festlegen wollten. Ich selbst meine, daß es sich um einen eindeutigen Fall von Sprachregelung handelt, die geschichtlich zu verfolgen nicht ganz ohne Interesse ist. Schon beim ersten Auftreten der Bezeichnung *Mitteldeutschland* in der deutschen Presse im Jahre 1949 ist der politische Akzent offenkundig, so z. B. wenn in der Allgemeinen (später Frankfurter Allgemeinen) Zeitung von „diesem fälschlich als Ostdeutschland bezeichneten deutschen Kernland“ die Rede ist. Studiert man die Presse und die Bundestagsprotokolle der damaligen Zeit, also um 1950, erweist es sich freilich, daß die heute in der Bundesrepublik offiziell verpönten Zusammensetzungen mit *Ost-*, *Ostdeutschland* und *Ostzone*, durchaus gebräuchlich waren (*Ostzone* dominierte damals noch im Sprachgebrauch von Adenauer, Lemmer und Schumacher). Erst einige Jahre später ist im Zuge der Aktivierung der bundesrepublikanischen Ostpolitik die offizielle Sprachregelung vollzogen: In einer Fragestunde des Bundestages im März 1954 erklärte der damalige Minister für gesamtdeutsche Fragen, Jacob Kaiser, er „werde sich wieder darum bemühen, daß die unzutreffende Bezeichnung Ostzone für die sowjetische Besatzungszone aus dem Sprachgebrauch verschwinde. Die deutsche Öffentlichkeit müsse sich bewußt bleiben, daß die Sowjetzone nicht der deutsche Osten sei. Spreche man vom deutschen Osten, könne man nur an die Gebiete jenseits der Oder und Neiße denken. Die Sowjetzone sei Mitteldeutschland.“ Sechs Jahre später fand diese Sprachregelung ihren Niederschlag auch in der germanistischen Wissenschaft. In dem Protokoll eines Bonner Seminars zum Thema der Sprache im geteilten Deutschland heißt es: „Wir benutzen nach Möglichkeit die Termini ‚Mitteldeutschland‘ oder ‚SBZ‘ für das Gebiet der sogenannten DDR und ‚Ostdeutschland‘ für die östlich davon gelegenen, heute fremdverwalteten Gebiete, weil diese Benennung der Dreiteilung Deutschlands sachlich gerecht wird. Die populären Bezeichnungen ‚Ostzone‘ und ‚Ostdeutschland‘ für das Gebiet der sowjetisch besetzten Zone sind sachlich falsch.“ Und vor einigen Monaten

¹⁶ Zum folgenden vgl. G. Korlén, „Mitteldeutschland“ – Sprachenkung oder Neutralismus? Eine wortgeschichtliche und sprachpädagogische Bestandsaufnahme, *Moderna språk* 59, 1965, S. 37ff.

konnte man im Ministerialblatt des Bundesverteidigungsministeriums sehr präzise und noch mehr ins einzelne gehende Sprachregelungsvorschriften finden: Ost-Berlin soll z. B. Sowjetsektor von Berlin, Kurzfassung: „Sowjetsektor“, genannt werden, aber, so wird in einem Zusatz gnädig konzediert, „auch von Ost-Berlin darf im täglichen Sprachgebrauch die Rede sein“.¹⁷

Diesen Bemühungen von Kaiser und anderen zum Trotz haben sich freilich in der Umgangssprache vorwiegend andere Bezeichnungen behauptet. Nach einer vom Frankfurter Institut für Werbepsychologie und Markterkundung im November 1960 durchgeführten demoskopischen Untersuchung verteilten sich damals die Prozentzahlen auf folgende Kategorien: Ostzone 34 Prozent, DDR oder Deutsche Demokratische Republik (also ohne den Zusatz „sogenannte“ oder gar Gänsefüßchen) 19 Prozent, Russische Zone oder Russische Besatzungszone 14 Prozent, Sowjetzone 9 Prozent, Mitteldeutschland ebenfalls nur 9 Prozent und kein einziges Mal SBZ. Diese Statistik ist insofern offensichtlich nicht ganz einwandfrei, als so frequente Bezeichnungen wie *Zone* oder *driiben* fehlen, aber im ganzen ergibt sich doch schon ein recht aufschlußreiches Bild von der Diskrepanz zwischen Umgangssprache und Behördendeutsch, die ein so wesentliches Merkmal auch der heutigen Sprachsituation ist.

Wie steht es zwanzig Jahre danach mit dem sprachlichen Erbe des Nationalsozialismus? Auch diese Frage erfordert eine differenzierte Behandlung. Daß die totalitäre Sprache der DDR-Machthaber mit ihren militanten, superlativistischen, pseudomonumentalen, auch pseudosakralen Stilelementen Parallelen zur Sprache des Dritten Reichs aufweist, kann nicht überraschen. Die Gemeinsamkeiten gehen hier bis in Einzelheiten des Wortschatzes und der Wortbildung. Charakteristisch sind die Wörter: *Feindsender*, *Nationalpreis*, *Großkundgebung*, *Kulturschaffender*, *kämpferisch*, *schlagartig* usw. Eine Bildung wie *Demokratismus*, mit dem für die DDR-Sprache typischen Gebrauch von *-ismus* im pejorativen Sinne, findet man bei Goebbels schon 1933. Ein Beschluß des SED-Vorstandes vom Jahre 1950, wonach die nationale Kultur gegen alle zersetzenden Einflüsse des nordamerikanischen Imperialismus zu verteidigen sei, erinnert geradezu wort-

¹⁷ Zitiert nach der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Juni 1966. Nach dem Regierungswechsel Ende 1966 kann man allerdings neue Tendenzen auch in sprachlicher Hinsicht feststellen, so z. B. die „Welt“ vom 15. Dezember 1966 mit der Überschrift: „Minister Wehner spricht von DDR. Der Regierungssprecher benutzt den Ausdruck Ostdeutschland“.

wörtlich an Proklamationen der Reichskulturkammer. In der linientreuen Literaturwissenschaft ist denn auch die – freilich auf die marxistische Philosophie zurückzuführende – Betonung des Nationalen auffällig: Es ist da von der nationalliterarischen Leistung, von nationalerzieherischer Aufgabe, von Nationalschriftsteller und Nationalsprache, ja sogar von Nationalcharakter die Rede (letzteres eine gewiß nicht weniger fragwürdige Vokabel als der seinerzeit vielberufene sogenannte Volkscharakter). Überhaupt zeigen sich ja in der Bewertung des sozialen Realismus durch seine offiziellen Vertreter bei der Bevorzugung des „Gesunden“ und der Abweisung der „dekadenten“ Kunst manche mit der damaligen Zeit gemeinsame Züge.

Freilich nicht nur mit einer vergangenen Epoche. Denn das Wort „zersetzend“ erinnert uns daran, daß es auch im heutigen Westdeutschland Restbestände gibt. Walter Jens hat mehrfach darauf hingewiesen, wie sehr diese und ähnliche Vokabeln der völkischen Literaturgeschichtsschreibung noch heute gang und gäbe sind, und zwar nicht nur in rechtsradikalen Blättern vom Typus der Deutschen Nationalzeitung oder in der klerikalen Provinzpresse, sondern auch in modernen Literaturgeschichten.¹⁸ Als weiteres Beispiel sei hier nur ein so verbreitetes und allgemein anerkanntes Werk wie Ernst Alkers „Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert“ zitiert: „Diese Presse (nämlich im Österreich Franz Josefs I., kurz zuvor „entartete Presse“ genannt) züchtete ein wurzelloses Literatentum hoch, das, abgesehen von seinen zersetzenden Wirkungen, echter Dichtung die Lebensmöglichkeiten beschränkte.“ Näher an die Sprache der Literaturgeschichtsschreibung im Dritten Reich kann man kaum herankommen. Es fehlt hier eigentlich nur der pejorative Hinweis auf die Intellektuellen, wofür im Großen Brockhaus noch im Jahre 1954 die erstaunliche Erläuterung zu lesen war: „Intellektueller: ein Mensch, der seinem Verstande nicht gewachsen ist.“

Aber, meine Damen und Herren, ein sprachsoziologisches Pharisäertum stünde hier einem schwedischen Betrachter schlecht an, der aus einem Lande kommt, wo ein Wort wie *Menschenmaterial* – spätestens seit Karl Kraus in seinem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ mit dem Makel des Inhumanen gestempelt –, wo dieses Wort und die

¹⁸ Walter Jens, Völkische Literaturbetrachtung – heute, in: Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962, hrsg. von Hans Werner Richter, München 1962, vgl. auch Wendula Dahle und Ulrich Eggstein in der Zeitschrift Alternative 28, 1963. S. 1ff. Zur Wortgeschichte von *intellektuell* s. Betz, ZfdWortf. 16, S. 120f. und Alternative, a.a.O.

abgeleiteten Bildungen zum täglichen Wortschatz gehören, wo man in der fahrlässigsten Weise nicht nur von Schülermaterial und Studentenmaterial spricht, sondern wo man neuerdings in einer Fernsehsendung sogar vom *schlechten Lehrmaterial* einer Hochschule hören konnte (ein schwacher Trost, daß es sich immerhin nicht um die Stockholmer Universität handelte). Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß Erscheinungen, die man als Restbestände der Lingua Tertii Imperii interpretieren oder zum Wörterbuch des Unmenschen rechnen möchte, sich auch anderswo belegen lassen.

Anders steht es natürlich um die ausgesprochene politische Funktionärssprache des Dritten Reichs. Sie ist über Nacht verschwunden, und ein ähnliches Schicksal stünde der Parteisprache in der DDR bevor, sollten sich dafür einmal politische Voraussetzungen ergeben. Es würde sich dann auch herausstellen, daß bei einer „Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit“ die eigentlich entscheidende Problematik nicht im sprachlichen Bereich zu suchen ist. Denn was hier an sprachsoziologisch Trennendem aufgezeigt wurde, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich überwiegend um Erscheinungen handelt, die die eigentliche Struktur der deutschen Sprache jedenfalls bisher nicht berührt haben. Besonders aufschlußreich in dieser Hinsicht ist das Studium eines vor wenigen Jahren in Leipzig erschienenen, außerordentlich lesenswerten Taschenbuchs von Georg Möller: *Deutsch von heute*.¹⁹ Es ist dem Verfasser dieses Werkes vor allem darum zu tun, die neueren Tendenzen jener von angewandter Wissenschaft, erweiterter Ausbildung, öffentlicher Verwaltung und allverbindendem Verkehr beeinflussten Durchschnittssprache sichtbar zu machen, die im sozialen Leben Gebrauchswert hat und die Möller daher mit einem glücklichen Terminus „Gebrauchssprache“ nennt. Es findet sich hier kaum eine Beobachtung, die nicht auch für die entsprechenden Sprachschichten in Westdeutschland zuträfe, wie sie namentlich von Karl Korn in seinem hochinteressanten, zwar nicht einwandfreien, aber von der zünftigen Germanistik doch wohl allzu unsanft behandelten ersten Versuch mit dem bedeutsamen Titel „Sprache in der verwalteten Welt“ analysiert wurde.²⁰

¹⁹ VEB Verlag Enzyklopädie, Leipzig 1961. 3. verbesserte Aufl. 1965.

²⁰ Eine nützliche und aufschlußreiche Materialsammlung zu diesem Thema findet sich jetzt bei F. C. Delius, *Wir Unternehmer. Eine Dokumentar-Polemik an Hand der Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 in Düsseldorf*, Berlin 1966.

Dies gilt für Substantivierungserscheinungen²¹ der verschiedensten Art, von den Modewörtern „Sektor“ und „Ebene“ an über substantivierte Infinitive bis zu den bekannten Formeln „unter Beweis stellen“ und „zur Durchführung bringen“, also für den gesamten, wiederum nicht nur für die deutsche Sprache charakteristischen „Trend“ zum nominalen Stil. Es gilt nicht weniger für Tendenzen der Wortbildung wie den auffälligen Zuwachs an Wörtern auf -mäßig oder die Überhandnahme der sogenannten Akusprache, wobei lediglich die einzelnen Abkürzungen in Ost und West verschieden sind, nicht aber die allgemeine Tendenz zur Frequenzsteigerung. Auch in diesen Fällen – sowohl für -mäßig wie für die Kurzwörter – ließen sich parallele Erscheinungen in anderen europäischen Sprachen anführen.

Aber dann eine spezifisch deutsche, für West- und Ostdeutschland gleichermaßen charakteristische Tendenz im Bereich der Verbal-syntax, die den ausländischen Germanisten besonders interessieren muß.²² Seit je ist, nicht zuletzt aus der Sicht des Ausländers, eines der Hauptmerkmale der deutschen Satzstruktur der sogenannte Satzrahmen, der im Hauptsatz bei mehrgliedrigem Prädikat auftritt, im Nebensatz durch die Endstellung des Verbums bedingt ist. Man nennt dies auch die verbale Klammer oder das Gesetz der Umklammerung. Worum es dabei geht, hat der amerikanische Humorist Mark Twain, für den die deutsche Sprache ja überhaupt in mancher Hinsicht ein Ärgernis war, in einer reizvollen Formulierung mit dem folgenden Bild charakterisiert: „Whenever the literary German dives into a sentence, that is the last you are going to see of him till he emerges on the other side of his Atlantic with his verb in his mouth.“ Die Endstellung des Verbums also, d. h., häufig erreicht der Satz im Deutschen erst mit dem letzten Wort seinen abschließenden Sinn, eine Tatsache, die einen schwedischen oder englischen Simultan-dolmetscher auf schwerste Belastungsproben stellen kann. Nun ver-

²¹ Vgl. dazu jetzt Karlheinz Daniels, Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache (= Sprache und Gemeinschaft, Studien Bd. 3), Düsseldorf 1963, wonach diese Umschreibungen nicht mehr pauschal verurteilt werden können, da sie häufig für Mängel und Lücken des deutschen Verbal-systems eintreten. Ähnliche Feststellungen trifft auch in einer Reihe von Beiträgen Peter v. Polenz, s. z. B. Muttersprache 1963, S. 193ff. und dort angef. Lit.

²² Zum folgenden s. Birgit Stolt, Der prädikative Rahmen und die Reihung (= Moderna språk, Language Monographs 9), 1966. Vgl. auch Emilija Grubačić, Untersuchungen zur Frage der Wortstellung in der deutschen Prosadichtung der letzten Jahrzehnte (= Zagreber germanistische Studien, Heft 2), 1965.

stärkt sich aber, sowohl in der Sprache der Wissenschaft als auch in der Literatur zusehends eine Tendenz zur sogenannten Ausklammerung von Präpositionalgefügen. Ich führe hier nur zwei Beispiele aus wissenschaftlicher Prosa an: „Unsere Sprache wird nicht nur mitgeprägt von der Zeitungssprache, der Sprache des Rundfunks und zum Teil auch (wenngleich viel weniger als früher) von der Sprache der Dichtung“ (Hugo Moser, Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands). „Ungeklärt scheint es zu sein, ob überhaupt eine Gemeinsamkeit möglich ist zwischen der deutschen romantischen Schule und den außerdeutschen Romantikern“ (Hans Mayer, Zur deutschen Klassik und Romantik).

Wenn ich in meiner Schulzeit derartige Sätze im Deutschunterricht zustande gebracht hätte, was aus sachlichen Gründen allerdings nicht denkbar gewesen wäre, wären sie mir zweifellos als schwere Fehler angekreidet worden, und ich fürchte, daß auch heute noch manche Lehrer der alten Schule in Schweden in diesem und in anderen Fällen päpstlicher sind als der Papst. Dabei ist es ein leichtes, auch aus der älteren Literatur, in unserem Jahrhundert etwa bei Thomas Mann und Lion Feuchtwanger, markante Vorzeichen derartiger Satzstrukturen zu finden. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die deutsche Sprache der Gegenwart in diesem Bereich einen ihrer interessantesten und auffälligsten Umwandlungsprozesse erlebt. Bei Böll, Grass, Uwe Johnsson, ebenso wie in der jungen Prosa der DDR, sind die Beispiele außerordentlich zahlreich. Man muß also Mark Twain insofern berichtigen, als der deutsche Schriftsteller oder Wissenschaftler heutzutage nicht selten bereits in der Mitte des Atlantiks mit seinem Verb im Munde auftaucht, was auf lange Sicht nicht ohne angenehme Folgen für den Deutschunterricht im Ausland sein wird.

Gilt etwas Ähnliches – um noch eine zweite Erscheinung im Bereich der Verbalsyntax herauszugreifen – auch, wie vielfach behauptet wird, für den Konjunktiv, der ja zweifellos ebenfalls zu den Klippen für den Deutsch Studierenden im Ausland gehört? Für die Auffassung, daß das Aussterben des Konjunktivs zu den Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache gehöre, hat man sich manchmal auf eine berühmte Äußerung von Wolfgang Borchert berufen, der in seinem damals vielbeachteten Manifest eine „neue Harmonielehre“ forderte und folgende Thesen aufstellte: „Wir brauchen keine wohltemperierten Klaviere mehr. Wir selbst sind zuviel Dissonanz. Wir brauchen

keine Dichter mit guter Grammatik. Zu guter Grammatik fehlt uns Geduld. Wir brauchen die mit dem heißen, heiser geschluchzten Gefühl. Die zu Baum Baum und zu Weib Weib sagen und ja sagen und nein sagen, laut und deutlich und dreifach und *ohne Konjunktiv*.²³ Nun, die Berufung auf Borchert ist hier fehl am Platz, wie ja denn überhaupt, nach einer vor kurzem erschienenen, fast aufsehenerregenden Baseler Dissertation von Urs Widmer, manche bisher gültigen Thesen zur Prosa der ersten Nachkriegsgeneration revisionsbedürftig zu sein scheinen.²⁴ Das Gerücht von dem Aussterben des Konjunktivs ist, wie aus mehreren Stockholmer Seminararbeiten hervorgeht, für die Schriftsprache übertrieben. Selbst ein der Umgangssprache so verpflichteter Autor wie Günter Grass erweist sich als erstaunlich konjunktivfreudig. Die Erklärung ist aber naheliegend: Der sprachliche Wert des Konjunktivs, die Möglichkeit einer distanzierenden Haltung in der indirekten Rede ist ein allzu evidenter Aussagewert, als daß die Autoren davon nicht Gebrauch machen würden.

Wohl aber gibt es in diesem Bereich eine eindeutige Tendenz zur Konjunktivumschreibung mit *würde*, die mit einer allgemeinen Entwicklung der deutschen Sprache von einer sogenannten synthetischen zur analytischen Struktur zusammenhängt. Vor allem das *würde* im wenn-Satz – also der Typus *wenn ich das tun würde*, wäre ich dumm – ist heutzutage so allgemein, nicht nur in der west- und ostdeutschen Zeitungssprache, sondern in gleichem Maße in der modernen Literatur, daß der von vielen Sprachkritikern der älteren Schule geführte Kampf gegen das angeblich würdelose *würde* bereits als aussichtslos und der Sprachgeschichte zugehörig bezeichnet werden muß.²⁵

Es bleibt nur noch die eingangs aufgeworfene Frage zu beantworten: Gibt es, wenn nicht zwei Sprachen, so doch zwei deutsche Literaturen? Es ist dies ein z. Z. nicht nur hüben und drüben, sondern auch z. B. in der französischen Literaturkritik eifrig diskutiertes Problem, das übrigens auch das Generalthema einer über das ganze Frühjahrssemester laufenden deutschsprachigen Sendereihe des schwedischen

²³ Zitiert nach Wolfgang Borchert, Das Gesamtwerk, Hamburg 1949, S. 348ff.

²⁴ Urs Widmer, 1945 oder die „Neue Sprache“. Studien zur Prosa der „Jungen Generation“ (= Wirkendes Wort, Schriftenreihe Bd. 2), Düsseldorf 1966.

²⁵ Vgl. hierzu Peter von Polenz, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, Der Deutschunterricht 16, 1964, Heft 4, S. 80ff.

Rundfunks sein wird.²⁶ Auch diese Frage erfordert eine differenzierte Antwort. Es gibt zweifellos eine linientreue Literatur, deren sozialer Realismus und positive Heldenromantik einen westlichen Leser auf schwere Geduldproben stellt. Ein Paradebeispiel ist der über neunhundert Seiten starke Wälzer von Erich Neutsch, „Spur der Steine“, dessen mit politischem Sondervokabular durchsetzte Handlung in der Tat nur mit Hilfe eines erläuternden Kommentars verständlich wird. Es gibt aber andererseits, wie man bei der Berliner Tagung der Gruppe 47 im Herbst 1965 feststellen konnte, eine ostdeutsche Lyrik, bei der jeder Versuch einer ideologischen oder geographischen Heimatbestimmung scheitern muß. Und dazwischen die neuerdings auch in Westdeutschland verlegten Romane von Dieter Noll, Christa Wolf oder Hermann Kant – letzterer bei weitem die größte Erzählbegabung in der jungen literarischen Generation der DDR –, wo der ideologische Standort zwar unverkennbar ist, wo aber doch das Parteideutsch der Funktionärssprache, aufs Ganze gesehen, nicht sehr erheblich ist. Die Antwort muß also auch hier sein: Es gibt nicht zwei deutsche Literaturen, sondern – und zwar bereits in der DDR – mehrere deutsche Literaturen.²⁷

Die Schlußbilanz, meine Damen und Herren, sieht also vielleicht nicht ganz entmutigend aus. Man sollte das Trennende immer noch nicht allzusehr dramatisieren. Vielmehr erweist sich, bei aller Beachtung der immanenten und auf lange Sicht gewiß nicht unbedenklichen sprachpolitischen Gefahren, im zweigeteilten Deutschland die deutsche Sprache am Ende doch wohl als das eigentlich verbindende Element.

²⁶ Zweimal Deutschland? Deutscher Sprachkursus, hrsg. von Franz Stroh und Göran Löfdahl, Sveriges Radio, Stockholm 1966 mit weiterer Literatur.

²⁷ Hermann Pongs, Dichtung im gespaltenen Deutschland, 2 Bde., Stuttgart 1966, ist nützlich durch die zahlreichen Literaturangaben, in seiner Gesamtkonzeption aber allzu abstrus-metaphysisch und in den Wertungen höchst fragwürdig. – Vgl. zum Thema jetzt vor allem Hans Mayer, Zur deutschen Literatur der Zeit, Hamburg 1967.

Satzbaupläne in der Alltagssprache*

Von Ulrich Engel

Wäre Sprache nur die Summe der Sprechhandlungen, so könnte man mit einer Beschreibung nie zu Ende kommen. Saussures fruchtbare Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* hat unseren Blick zuvörderst auf die konstitutiven Gestalten der Sprache gelenkt, die dem Sprechakt erst Gültigkeit verleihen. Unser Thema zielt in beide Bereiche: Es gilt, zuerst bestimmte syntaktische Muster zu finden und dann über die Verwendung dieser Muster Klarheit zu schaffen.

Daß jede Sprache über eine begrenzte Anzahl von Satzbauplänen verfügt, scheint heute von der gesamten Sprachwissenschaft anerkannt zu sein. Der hier vorgelegte erneute Versuch, der sich zahlreichen Bemühungen um Systematisierung und Beschreibung der Satzbaupläne zugesellt und diese teils weiterführen, teils korrigieren möchte, macht folgende Voraussetzungen:

Die sprachlichen Inhalte sind letztes und eigentliches Ziel jeder linguistischen Untersuchung.

Was weithin als Sprachinhalt *ausgegeben* wird, ist indessen grundsätzlich suspekt; vor allem logische und psychologische Kategorien stiften hier Verwirrung.

Zwischen Inhalt und Form der Sprache besteht ein enges Wechselverhältnis. Deshalb muß versucht werden, alles Inhaltliche durch *Formkriterien* abzusichern.

Leo Weisgerber hat schon in den dreißiger Jahren die Erforschung der Satzbaupläne gefordert, aber die ersten systematischen Darstellungen stammen aus dem angelsächsischen Bereich. Die *patterns of sentences*, die Fries 1952 vorlegte¹, sind im wesentlichen formale

*Gekürzte Fassung eines Referats, dessen erster Teil am 17. September 1966 im Institut für deutsche Sprache vorgetragen wurde.

¹ C. C. Fries, *The Structure of English*, 4. Aufl. 1963.

Satztypen, die auf den vier Hauptwortarten beruhen und auch die Wortstellung einbeziehen. Hornbys 25 verb patterns² beruhen ebenfalls weitgehend auf formalen Merkmalen. Sie umfassen auch komplexe Sätze und Satzgefüge; andererseits findet sich hier inhaltlich Verschiedenes (z. B. Artsatz und Gleichsetzungssatz) ungetrennt.

Beide Arbeiten zeigen grundlegende Übereinstimmung mit der kontinentaleuropäischen Satzbauplanforschung insofern, als sie sich – dies bei den indoeuropäischen Sprachen sicher zu Recht – auf den Verbalsatz beschränken. Im übrigen gibt es Unterschiede, die uns zu einer Entscheidung zwingen. Mit den meisten Forschern schließen wir aus der Untersuchung der Satzbaupläne im Deutschen zunächst die Wortstellung aus (diese gilt es in einem besonderen Regelwerk zu erfassen); außerdem beschränken wir uns auf den einfachen Satz, zunächst den Hauptsatz.

Für besonders fruchtbar halten wir Tesnières Begriff der *Valenz* des Verbs, das (bei Tesnière bis zu drei) Leerstellen um sich eröffnet, die von actants – „Mitspielern“ – besetzt werden.³ Daß Tesnière nur zähle, damit die Sprache zum inhaltsleeren Mechanismus erkläre, ist wiederholt behauptet worden – gewiß zu Unrecht. Seine actants zeigen leicht erkennbare inhaltliche Unterschiede, und aus der Zahl der actants läßt sich nicht schon ohne weiteres auf ihre Inhalte schließen. Tesnières Fehler liegt vielmehr darin, daß er nur die actants, nicht aber die circonstants (Umstandsangaben) als satzkonstitutiv gelten läßt.⁴ Völlig unabhängig von ihm hat 1958 Johannes Erben⁵ ein ähnliches System von „Grundmodellen“ oder „Satzschemata“ vorgelegt. Bei diesem methodisch saubersten Versuch steht der Gedanke der quantitativen Valenz im Vordergrund: Es gibt ein- bis vierwertige Modelle, die auf Grund inhaltlicher Besonderheiten jeweils in mehreren „Bauformen“ auftreten. Dieses System ist klar und übersichtlich. Zu fragen bleibt höchstens, ob die Valenz (als „Stelligkeit“ verstanden) oberstes Gliederungsprinzip für die Satzbaupläne sein darf. Hennig Brinkmann hat diesen Punkt

² A. S. Hornby, *A Guide of Patterns and Usage in English*, 1954.

³ Lucien Tesnière, *Eléments de syntaxe structurale*, 1959, bes. S. 105 ff.

⁴ Der deutsche Satz „*Ich lebe in Augsburg*“ enthält nach Tesnière an letzter Stelle ein circonstant, ein sozusagen „freies“ Glied also; der reine Satz würde *Ich lebe* heißen, weil *leben* ein monovalentes Verb ist. Vergleiche dazu: *Eléments de syntaxe structurale*, S. 128: „le circonstant est essentiellement facultatif.“

⁵ Johannes Erben, *Abriß der deutschen Grammatik*, 7. Aufl. 1964, bes. S. 231 ff.

besonders scharf kritisiert.⁶ Er unterscheidet Handlungssatz, Vorgangssatz, Substantivsatz, Adjektivsatz. Man stellt befriedigt fest, daß die „Satzmodelle“ und ihre Varianten zum erheblichen Teil auf exakt kontrollierbaren Fakten beruhen. Allerdings stützt man, wenn man unter „Vorgang als Lebensäußerung“ so Verschiedenes wie *Das Gebälk kracht* – *Karl schreibt seinem Vater* – *Das Fenster läßt sich öffnen* findet. Bei den letztlich inhaltlich gefaßten Satzmodellen vermißt man doch immer wieder das sprachlich-formale Korrelat. Die logisch-grammatischen Modelle des Leningrader Germanisten Admoni⁷ kommen den bisher besprochenen Typen stellenweise recht nahe. Sie zeigen aber insofern ein zwiespältiges Gesicht, als zu den spezifischen Typen auch die Kombination „Modalverb + Infinitiv“ tritt, die besser als generelle Transformationsmöglichkeit beliebiger Satztypen anzusehen ist. Mehr befriedigt, was Hans Glinz vor Jahren als Grundbilder (Zielbild, Zuwendbild, Artbild usw.) vorgestellt hat.⁸ Das sind zwar noch keine grammatischen Formen, sondern geistige Gestalten, die hinter den Satzbauplänen stehen. Eine eingehende Untersuchung ihrer Realisierungs- und Kombinationsmöglichkeiten könnte aber vermutlich wertvolle Aufschlüsse geben.⁹ 1959, fast gleichzeitig mit Tesnières „*Eléments de syntaxe structurale*“ und Erbens „*Abriß*“, ist die neue Duden-Grammatik erschienen, in der Paul Grebe das Feld der „Grundformen“ bearbeitet hat.¹⁰ Hier wird ein geschlossenes System von 29 Grundformen (darunter zwölf Nebenformen) vorgelegt. Die Hauptgliederung folgt der Passivfähigkeit der Verben. Diese Darlegung dürfte auch heute noch der gelungenste Versuch sein, die deutschen Satzbaupläne in ihrer Gesamtheit darzustellen. Dennoch haben sich mittlerweile einige Mängel herausgestellt, die einem ersten Entwurf nicht anzukreiden sind, die aber nun zu erneutem Durchdenken Anlaß geben. Das Duden-System ist nämlich nicht ganz vollständig (nicht passivfähige Akkusativsätze und A.c.I.-Sätze sind nur als Sonderformen unterzubringen), auch ist der unterschiedliche Rang der Glieder nicht

⁶ Hennig Brinkmann, *Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung*, 1962, S. 508ff., bes. S. 511.

⁷ W. Admoni, *Der deutsche Sprachbau*, 2. Aufl. 1966, S. 229ff.

⁸ Hans Glinz, *Der deutsche Satz, Wortarten und Satzglieder*, wissenschaftlich gefaßt und dichterisch gedeutet, 4. Aufl. 1965.

⁹ Neuerdings hat Glinz Methoden zur Auffindung von Satzbauplänen skizziert, die neue, wesentliche Einsichten erwarten lassen; vgl. H. Glinz, *Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse*, 1965.

¹⁰ Jetzt in der 2. Auflage, S. 468–509, bes. S. 504–507.

berücksichtigt. Vor allem aber ist nicht eindeutig gesagt, welche Satzglieder für den Bauplan konstitutiv („notwendig“) seien, und es wird keine exakte und brauchbare Methode für die Ermittlung dieser konstitutiven Elemente angegeben.¹¹

So ergibt sich als erstes Desiderat die Präzisierung der Abstrichmethode. Sie führt zunächst zu formgleichen Kombinationen konstitutiver Glieder, den Satzmustern, aus denen sich die Satzbaupläne als inhaltliche, aber weitgehend formal abgesicherte Einheiten ergeben. Schließlich ist nach weiteren Kriterien für die Beschreibung dieser Satzbaupläne zu suchen.

Was ein Satzglied ist, hat am treffendsten Glinz formuliert: „Was sich gesamthaft versetzen läßt.“¹² Davon nehmen wir zunächst im Bereich des Prädikats die Erscheinungen aus, die sich durch Erweiterungen aus dem einfachen Prädikat gewinnen lassen, also die Tempus- und Modusabwandlungen sowie die Modalverbgefüge. Diese Abwandlungen sind für die Satzbaupläne irrelevant und können daher als ein Glied betrachtet werden.

Ferner gibt es verschiebbare Elemente, die sich nicht identifizieren lassen (*Schlange stehen*, *Auto fahren* usw.). Solche Elemente betrachten wir, indem wir die Identifizierbarkeit zum weiteren Kriterium für die Gliedfunktion überhaupt erheben, als Nicht-Glieder, damit als Prädikatsteile: Schlange stehen, Boot fahren usw. bilden als stellendeterminierende Verbal-Lexien den prädikativen Kern ihres Satzes.

Ebenso rechnen wir die sogenannten „echten Reflexivpronomina“ (*sich schämen*) zum Prädikatskomplex, weil sie sich weder erfragen noch identifizieren lassen. Die auch nichtreflexiv gebrauchten Verben kommen in der Regel nur fakultativ reflexiv vor (*begegnen* | *sich begegnen*; *bekämpfen* | *sich bekämpfen*). Solche Reflexivpronomina sind frei austauschbare Glieder. Doch gibt es eine Reihe von Verben,

¹¹ Interessant und vielversprechend sind Untersuchungen zum selben Problem, die neuerdings in Leipzig angestellt werden. Vergleiche Gerhard Helbig, *Der Begriff der Valenz als Mittel der strukturellen Sprachbeschreibung und des Fremdsprachenunterrichts*, Deutsch als Fremdsprache 1, 1965, S. 10–23; ders., *Untersuchungen zur Valenz und Distribution deutscher Verben*, Deutsch als Fremdsprache 3, 1966, S. 1–11, und 4, 1966, S. 12–19. Zwar leuchtet neben anderem die Beschränkung der Stellendeterminante auf das jeweilige Finitum (wodurch sogar die völlig grammatikalisierten Verbalgefüge in den zusammengesetzten Tempora zerrissen werden) nicht ohne weiteres ein. Aber im ganzen führen die Korrektur des Valenzbegriffes und die angestrebte Genauigkeit der Beschreibung einen guten Schritt über die bisherige Forschung hinaus.

¹² Die innere Form des Deutschen, 4. Aufl. 1964, S. 86.

bei denen die Reflexivkonstruktion, wenn sie angewandt wird, notwendig („echt“) ist. Dazu gehören z. B.: *freuen* (*es freut mich | er freut sich*), *bäuten* (*ein Tier bäuten | sich bäuten*), *ärgern* (*ich ärgere ihn | ich ärgere mich*) u.v.a. Es handelt sich um die „mediale“ Konstruktion („Vorgang oder Tun, das eine nicht beabsichtigte Wirkung hervorruft“), die Gerhard Kaufmann in einem inhaltsreichen Aufsatz auführt.¹³ Es versteht sich, daß auch diese Reflexivpronomina nicht als selbständige Satzglieder anzusehen sind.

Außerdem gibt es eine Gruppe relativ frei verschiebbarer Glieder, die aber auch zusammen mit einem anderen Glied an der Erststelle des Satzes vor dem Finitum erscheinen können, wo nach den geltenden Regeln nur ein Glied stehen kann.

Auf Schlichtung besteht keine Aussicht mehr.
Aussicht auf Schlichtung besteht keine mehr

Auch diese „Halbglieder“ können aus der Betrachtung ausgeschlossen werden.

Die verschiedenen Satzgliedarten lassen sich gewöhnlich durch Erfragen und Ersatzproben leicht identifizieren. Wir führen, um auf der ersten Stufe der Betrachtung jede interpretierende Benennung zu vermeiden, folgende Termini ein:

Nominativ(glied)
Genitiv(objekt)
Dativ(objekt)
Akkusativ(objekt)
Präpositionale
statisches Adverbiale
Richtungsadverbiale
Adjektivale

Bei den ersten vier Gliedern kann, sofern der Gliedcharakter außer Zweifel steht, das Grundwort weggelassen werden. Präpositionale ist das Glied, das nur mit einer Präposition erfragt werden kann. Statische Adverbialia sind alle „Umstandsangaben“, die durch ein Adverb gebildet oder ersetzbar sind, mit Ausnahme der Richtungsadverbialia. Adjektivalia sind Glieder, die durch ein Adjektiv gebildet oder ersetzbar sind.

¹³ Gerhard Kaufmann, Sprachforschung und Datenverarbeitung, in: Deutschunterricht für Ausländer, I, 1966, S. 8.

Als konstitutiv für den Satzbauplan bezeichnen wir alle Glieder, die unmittelbar vom Verb oder einem Verbalkomplex¹⁴ gefordert werden. Damit sind die „Halbglieder“ ausgeschieden, da sie unmittelbar von einem anderen Glied abhängen. Man könnte sie deshalb auch sekundäre Glieder nennen. Nähere Betrachtung ergibt nun, daß der Kreis der sekundären Glieder viel größer ist. Zahlreiche Adjektive können andere Glieder regieren, aber meist auch allein stehen. Mancherlei Formen des abhängigen Gliedes sind möglich.¹⁵ Daneben gibt es einen Typus sekundärer Glieder, der nur im Dativ vorkommt und außerdem – im Gegensatz zu den eben beschriebenen – nicht von Adjektiven, sondern nur von Substantiven abhängen kann: *Ich klopfe meinem Freund auf die Schulter*.¹⁶ Dem Ermessen des Sprechers sind hier engere Grenzen gesteckt: Ist das Oberglied Teil oder Zubehör eines Lebewesens, so muß in der Regel der Dativ der Person gesetzt werden. Wir schlagen vor, daß wir der Sonderstellung dieser Art abhängiger Elemente dadurch Rechnung tragen, daß wir sie als bedingte Glieder (innerhalb der sekundären) herausheben.

Wichtig ist weiterhin die Scheidung zwischen „notwendigen“ und „freien“ Gliedern, wie sie etwa Weisgerber und Grebe¹⁷ vornehmen. Beide Autoren empfehlen zur Ermittlung der notwendigen Glieder¹⁸ die *Abstrichmethode*. Aber das unter diesem Namen angebotene Verfahren ist noch unzureichend beschrieben, wird auch gelegentlich widersprüchlich angewendet; auf keinen Fall steht es schon im Rang einer wissenschaftlichen Methode.

Weiter hilft hier eine Musterung aller überhaupt möglichen Satzglieder.

Objekte sind immer konstitutiv. – Freier Dativ ist daran kenntlich, daß er entweder nicht erststellenfähig (ethicus) oder durch ein Präpositionalgefüge mit „für“ ersetzbar (sympathicus) ist. Damit ist auch der Dativ in komparativen Wendungen (*mir zu bunt*) nicht konstitutiv. –

¹⁴ Vgl. dazu Jean Fourquet, Strukturelle Syntax und inhaltbezogene Grammatik, in: Sprache – Schlüssel zur Welt, Festschrift für Leo Weisgerber, 1959, S. 134–145; künftig auch: ders., Prolegomena zu einer Grammatik (vor der Drucklegung).

¹⁵ Vgl.: *eines Vergehens schuldig, jemandem fremd, etwas gewohnt, auf jemanden eifersüchtig*.

¹⁶ Gleichwertig: *Ich komme ihm auf die Schliche, bin ihm auf den Fersen. Ihm steckt eine Gräte im Hals; ja sogar: Ich bürstete ihm den Rücken*.

¹⁷ Weisgerber, Die sprachliche Gestaltung der Welt, 3. Aufl. 1962, S. 376f.; Duden-Grammatik, 2. Aufl. 1966, S. 468ff.

¹⁸ Wir ziehen den Terminus „konstitutiv“ (im Hinblick auf den Satzbauplan) vor: „Notwendig“ kann unter bestimmten Gesichtspunkten fast jedes Satzglied sein.

Bei den Prädikativen (Richtungsangabe, Adverbiale, Adjektivale, Präpositionale, 2. Nominativ, 2. Akkusativ) hilft die Regel, daß jeder Satz nur ein Prädikativ enthalten kann. – Das Präpositionale ist meist konstitutiv; frei ist es als Täterangabe in Passivsätzen, ferner häufig bei *für* und *mit*.¹⁹ Adjektivalia und Adverbialia sind konstitutiv bei „Kopulae“ und ähnlichen Verben, aber durchaus nicht nur bei diesen. Wo die Valenz nicht ins Auge springt, kann oft der verschiedene Verbinhalt einen Hinweis auf spezifische Valenzen geben (*Karl sieht nicht gut* | *Karl sieht den Koffer*). – Richtungsangaben sind immer konstitutiv; das war für uns ein Hauptgrund, sie von den statischen Adverbialia abzutrennen. – Ebenso erscheinen 2. Nominativ und 2. Akkusativ ausschließlich als konstitutive Glieder.

Diese Hinweise mögen unsystematisch anmuten. Sie fügen sich aber leicht geltenden und verifizierbaren Regeln ein. Fourquets Gesetz der wachsenden Glieder²⁰ funktioniert nämlich nur bis zu einem gewissen Grade glatt und eindeutig. Sein anschaulicher Satz *Dann schlagen die Studenten Herrn Professor die Fenster ein* läßt sich vom Verblexem her aufbauen: *schlagen* | *einschlagen* | *die Fenster einschlagen* | *Herrn Professor die Fenster einschlagen*. Hier ist die Möglichkeit infiniter Transformationen zu Ende. Wir sind der Meinung, daß an dieser Stelle – angesichts des größten Komplexes, der in einem Satze die Erststelle einnehmen könnte (*Herrn Professor die Fenster einschlagen wollen sie!*) – das Subjekt grundsätzlich den nächstgrößeren Komplex bildet.²¹ Alle übrigen Glieder, die also weder dem größten infiniten Komplex angehören noch Subjekt sind, betrachten wir als frei. Diese Regel bedarf freilich noch weiterer Erprobung und Präzisierung.

Für die so ermittelten konstitutiven Glieder bestehen bestimmte Kombinationsmöglichkeiten, die eine überschaubare Liste von Satzmustern ergeben. Dabei lassen sich die zunächst aktivischen Satzmuster grobenteils ins *Passiv* transformieren, wobei das ursprüngliche Subjekt wegfällt (symbolisiert durch –) oder durch „es“ ersetzt werden *kann*, während der etwa vorhandene Akkusativ neues Subjekt

¹⁹ Es scheint, daß konstitutives Präpositionale hinter Satznegation oder Artangabe stehen muß, während es in freier Verwendung auch vor diesen Elementen erscheinen kann.

²⁰ Strukturelle Syntax und inhaltbezogene Grammatik, a.a.O., passim.

²¹ Dies im Gegensatz zu Fourquet, der die „infinite Schwelle“ nicht beachtet, auf jeden Fall nicht so hoch bewertet wie wir und die weitere Bildung der größeren Komplexe teilweise von der Satzgliedfolge abhängig macht.

wird. Die empirisch gewonnene Liste muß möglicherweise erweitert werden.

Liste der Satzmuster:

Zeichen:

N	Nominativglied	P	Präpositionale
G	Genitivobjekt	U	statisches Adverbiale
D	Dativobjekt	R	Richtungsadverbiale
A	Akkusativobjekt	E	Adjektivale
aktivisch	passivisch	Beispielsatz	
N	–	Karl singt / es (hier) wird gesungen	
ND	–D	Ich helfe dir / mir wird geholfen	
NG	–G	Wir gedenken der Toten / der Toten wird gedacht	
NP	–P	Ich warte auf euch / es wird auf euch gewartet	
NU	–U	Kinder spielen im Sand / es wird im Sand gespielt	
NR	–R	Man marschiert ins Feld / es wird ins Feld marschiert	
NE		Die Rose ist schön / –	
NE	–E	Die Deutschen leben gut / es wird gut gelebt	
NN		Vater ist Beamter / –	
NNP		Es ist ein Kreuz mit ihm / –	
NDP	–DP	Ich rate euch zum Nachgeben / euch wird zum Nachgeben geraten	
NDR	–DR	Ich helfe dir ins Bett / dir wird ins Bett geholfen	
NDE	–DE	Wir begegneten ihm schroff / ihm wurde schroff begegnet	
NPP	–PP	Der Direktor sprach mit uns über Anne / es wurde mit uns über Anne gesprochen	
NPE	–PE	Wir gehen mit ihm freundlich um / mit ihm wird freundlich umgegangen	
NA	–N	Ich berate dich / du wirst beraten	
NAD	–ND	Ich gebe euch Freibier / euch wird Freibier gegeben	
NAG	–NG	Man beschuldigt ihn der Unterschlagung / er wird der Unterschlagung beschuldigt	
NAP	–NP	Sie verriet uns an die Feinde / wir wurden an die Feinde verraten	
NAU	–NU	Man fand sie auf der Treppe / sie wurde auf der Treppe gefunden	
NAR	–NR	Ich stelle die Blumen aufs Fensterbrett / die Blumen werden aufs Fensterbrett gestellt	
NAE	–NE	Man nennt ihn faul / er wird faul genannt	
NAA	–NN	Man nennt ihn Dickerchen / er wird Dickerchen genannt	
	oder		
NAA	–NA	Berta lehrt dich den ersten Vers / du wirst den ersten Vers gelehrt	

Damit erweisen sich, mit zwei Ausnahmen, alle Satzmuster als passivfähig (wobei bei den akkusativfreien Sätzen nur unpersönliches Passiv möglich ist). Da wir außerdem die eigentümliche Leistung des Passivs in der täterabgewandten Diathese²² sehen, scheint es uns zweckmäßig, die transformationsverbundenen (und deshalb auch inhaltsverwandten) Formen zusammenzustellen und nicht, wie es der Duden tut, die bloß äußerlich nach der Zahl der „Ergänzungen“ übereinstimmenden Formen, zumal es sich hier nur um eine sehr begrenzte Übereinstimmung handelt.²³ Diese Satzmuster als formgleiche syntaktische Einheiten ergeben offenbar ein vollständiges System. Es erfaßt auch die A.c.I.-Sätze als Kombination des einfachen Akkusativsatzes mit einem beliebigen Satz:

NA × NAR

Ich sehe ihn die Blumen in den Bach werfen.

Manche Satzmuster haben sehr divergente Inhalte, und andererseits findet sich inhaltlich Zusammengehöriges in verschiedenen Mustern, vergleiche: *Ich finde ihn klug* (NAE) – *Ich halte ihn für klug* (NAP).

Der Schritt von den prinzipiell nur formgleichen Satzmustern zu den Satzbauplänen als Inhaltseinheiten wird vollzogen, indem wir fragen, ob eine Gleichsetzung oder eine Artangabe vorliegt. Diese Frage nach Gleichsetzung bzw. Artangabe bewirkt eine Umstellung im System der Satzmuster.

Zunächst bezeichnen wir die Glieder in den Mustern mit Zahlen, und zwar gilt:

A – 1	U – 6
D – 3	R – 7
G – 4	N – 2
P – 5	E – 8

Die Zahlen sind in gewisser Anlehnung an die Bezeichnungen der Grundformen in der Duden-Grammatik gewählt.

Man kann uns vorhalten, daß wir bisher wiederholt mit dem Terminus „Satzglied“ etwas leichtfertig umgegangen sind. Bei den Satz-

²² Leo Weisgerber, *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen*, 1963, S. 233ff.

²³ Die Duden-Grammatik folgt hier nur der „Stelligkeit“ und bringt die Sätze *Das Kind badet* und *Das Kind wird gebadet* in derselben Grundform I, 1; vgl. Duden-Grammatik, 2. Aufl., S. 471.

mustern hatten wir es eher mit Konstituenten zu tun, Bestandteilen, die ohne funktionale Zuordnung für das Muster unabdingbar sind. Das Wort „Satzglied“ impliziert darüber hinaus ein Selbstfunktionieren, Funktionalität im Rahmen des Gesamtinhalts „Satzbauplan“. Erst auf dieser Stufe also verwenden wir den Terminus „Satzglied“ zu Recht. Indessen sind Konstituenten und Satzglieder zu einem so erheblichen Teil identisch, daß der Austausch der Termini mindestens in den angeführten Fällen nicht zu Unrichtigkeiten führte.

Da auf dem Felde der Satzbaupläne, solange diese nicht eingehend beschrieben sind, noch allzu viele Fragen offenbleiben, wollen wir den inhaltbezogenen Begriff des Satzgliedes zunächst möglichst wenig mit interpretierenden Benennungen belasten. Wir können in den meisten Fällen auf die bestehenden formbezogenen Konstituentenbezeichnungen zurückgreifen, sprechen also vom Akkusativ(-objekt, -glied) usw. Aber die Parallele zwischen Konstituenten und Gliedern findet eine deutliche Grenze da, wo Lautgestalt und Inhalt sich offenkundig widersprechen. Es gibt Gleichsetzungen, die nicht durch einen einfachen Nominativ bzw. Gleichsetzungsakkusativ wiedergegeben werden: *Wir halten ihn für einen Verräter.*

Ebenso gibt es präpositionale Adjektivalia (als Artangaben): *Er ist auf Draht.*

Wir setzen an diesen Stellen die inhaltbezogenen Termini „Gleichgröße“ und „Artangabe“ ein und bezeichnen die Glieder mit folgenden Zahlen:

- | | |
|---------------------|-------------------------|
| 1 Akkusativ(objekt) | 5 Präpositionale |
| 2 Gleichgröße | 6 statisches Adverbiale |
| 3 Dativ(objekt) | 7 Richtungsadverbiale |
| 4 Genitiv(objekt) | 8 Artangabe |

Das Subjekt braucht so wenig wie das Prädikat mitverschlüsselt zu werden; es ist weder für Satzmuster noch für Satzbaupläne diakritisches Zeichen. Deshalb ergibt auch die Passivtransformation – die ja lediglich eine Ausschaltung des Täter-Subjekts bewirkt – keine erhebliche Änderung. Man kann das Passiv bei den Satzmustern, etwa im Hinblick auf eine spezielle Untersuchung der Passivsätze, mitberücksichtigen: Bei den Satzbauplänen hat es überhaupt keine Relevanz. Aktiv- und Passivsatz haben denselben Satzbauplan.

Allerdings halten wir die Passivfähigkeit für ein wesentliches Spezifikationsmerkmal, das zur Gliederung der Satzbaupläne beitragen kann. Wir setzen

- 0 = kein Passiv möglich
- 1 = nur unpersönliches Passiv möglich
- 2 = volle Passivfähigkeit

Es ergeben sich dann bei den Satzmustern (wenn wir die leeren Stellen mit Nullen ausfüllen) zweistellige, bei den Satzbauplänen dreistellige Zahlenkombinationen, wobei die Passivfähigkeit an dritter Stelle vermerkt ist.²⁴ Wir schreiben die Zahlen rechtsbündig mit der einen Ausnahme, daß der 1. Akkusativ grundsätzlich (und lediglich der Übersichtlichkeit wegen) an die erste Stelle gesetzt wird.

Theoretisch ist nun eine sehr große Menge von Gliedkombinationen möglich, die sich gemäß der Passivfähigkeit verdreifachen müßte. Praktisch bleibt indessen die Zahl der Satzbaupläne überschaubar, weil zahlreiche Kombinationen nicht aktualisiert werden²⁵ und weil sich außerdem nicht bei jeder Kombination alle drei Stufen der Passivfähigkeit finden.²⁶

Meinen Untersuchungen zur Syntax der Alltagssprachen habe ich ein Korpus von 13 Gesprächen – Unterhaltungen, „Verhören“, Erzählungen – zugrunde gelegt, das insgesamt etwas über 3000 Prädikate und genau 3271 Satzbaupläne enthält.²⁷ Zum Vergleich wurde ein kleineres Korpus von Zeitungstexten²⁸ beigezogen, es enthält rund 1000 (genau 992) Satzbaupläne.

In den beiden Korpora wurden 38 verschiedene Satzbaupläne festgestellt, 31 in den alltagssprachlichen Texten (künftig: Korpus I), 32 in den Zeitungstexten (künftig: Korpus II).

²⁴ Es könnte zunächst den Anschein haben, als ob es auch vierwertige Satzbaupläne gäbe, z. B.: *Er bringt mir die Mappe ins Büro*. Bei genauerem Hinschauen findet man aber, daß es sich beim Dativ um ein bedingtes Glied (*mir die Mappe* – *meine Mappe*) handelt, das nicht mitgezählt wird.

²⁵ Prädikative schließen sich aus; zwei gleiche Glieder schließen sich (vom Akkusativ und vom Präpositionale abgesehen) aus; Gleichgröße und Artangabe können als weiteres Glied nur einen Akkusativ zu sich nehmen usw.

²⁶ So sind die Sätze ohne Akkusativ nicht voll passivfähig. Andererseits kommen Sätze mit Gleichsetzungsakkusativ nur voll passivfähig vor usw.

²⁷ In der Alltagssprache kommen häufig Satzbaupläne ohne determinierendes Verb vor, z. B.: *Ich muß hinein*. – *Ich habe ihn hinauf* usw. Deshalb übersteigt die Zahl der Satzbaupläne die der Prädikate.

²⁸ Es handelt sich um elf Leitartikel der „Stuttgarter Zeitung“ vom Februar 1963.

Daß die Alltagssprachlichen Texte fast ebenso viele Satzbaupläne aufweisen wie die Schriftsprachlichen, mag nicht ohne weiteres einleuchten. Im Grunde sind die beiden Korpora aber nur bedingt vergleichbar. Man darf davon ausgehen, daß bei höherer Satzzahl auch mehr verschiedene Satzbaupläne begegnen, daß vor allem die sehr seltenen Pläne nur in entsprechend großen Korpora auftauchen. Nun umfaßt das Korpus I über dreimal so viele Sätze wie das Korpus II. Wenn wir uns auf vergleichbare Textmengen beschränken, ergibt sich ein anderes Bild: In den Gesprächen 11, 21, 22, 23 (984 Satzbaupläne) finden sich insgesamt 26 verschiedene Satzbaupläne, das sind kaum mehr als vier Fünftel der für die Schriftsprache gültigen Anzahl. [?] Dieses Verhältnis dürfte sich mit einiger Wahrscheinlichkeit verallgemeinern lassen. Bei größeren Textmengen werden sich die Zahlen freilich weitgehend angleichen, wobei völlige Übereinstimmung schon deshalb als ausgeschlossen gelten darf, weil bestimmte Satzbaupläne offenbar nur in der geschriebenen Sprache gebraucht werden.

Es handelt sich um folgende Typen:

000 Eisen rostet	100 Karl hat kein Geld
001 Karl singt	101 Er kann es
	102 Ich berate dich
	112 Berta lehrt dich den ersten Vers
020 Vater ist Beamter	120 Die Entscheidung hat Unan- nehmlichkeiten zur Folge
021 Vater bleibt Beamter	122 Man nennt ihn Dickerchen
030 Das gefällt mir	
031 Ich helfe dir	132 Ich gebe euch Freibier
040 Er bedarf deiner Hilfe	
041 Wir gedenken der Toten	142 Man beschuldigt ihn der Unterschlagung
050 Der Topf besteht aus Ton	150 Ich weiß es von Vater
051 Ich warte auf euch	152 Sie verrät uns an die Feinde
060 München liegt an der Isar	160 Ich habe einen Koffer in Berlin
061 Kinder spielen im Sand	162 Man fand sie auf der Treppe
070 Das Buch kommt in den Schrank	170 Er hat eine Kugel ins Bein bekommen
071 Man marschiert ins Feld	172 Ich stelle die Blumen aufs Fensterbrett
080 Die Rose ist schön	180 Er hat das Hemd offen
081 Die Deutschen leben gut	182 Man nennt ihn faul
250 Es ist ein Kreuz mit ihm	

351 Ich rate euch zum Nachgeben
 371 Ich helfe dir ins Bett
 381 Wir begegneten ihm schroff
 551 Der Direktor sprach mit uns über Anne
 581 Wir gehen mit ihm freundlich um

26 Satzbaupläne sind beiden Korpora gemeinsam. Nur in Korpus I kommen folgende Satzbaupläne vor:

250	371
351	551

Nur in Korpus II finden sich die Satzbaupläne

021	120	
040	142	581
041	381	

Die Satzbaupläne 250, 351, 371, 381, 551, 581, für die sich kein akkusativisches Korrelat finden läßt, kommen nur vereinzelt vor (ein- bis höchstens dreimal), so daß der Verdacht besteht, daß mindestens ein Teil von ihnen noch nicht vollständig grammatikalisiert ist.

Der Anteil der Akkusativsätze an der Gesamtheit aller Sätze stimmt in beiden Korpora weitgehend überein:

Alltagssprache	49,13 Prozent
Schriftsprache	54,23 Prozent

Allerdings zeigen die einzelnen alltagssprachlichen Texte erhebliche Unterschiede; der Anteil der Akkusativsätze schwankt zwischen 35,65 Prozent (Gespräch 19) und 62,26 Prozent (Gespräch 22). Da es sich in diesen beiden Fällen um Gespräche desselben Typs (Patient vor dem Arzt) handelt, läßt sich von hier aus keine Erklärung für diese Verschiedenheit finden. Jedenfalls weist der Befund darauf hin, daß das Material noch zu begrenzt ist und daß offenbar bei statistischen Untersuchungen von Satzstrukturen noch viel mehr in die Breite gegangen werden mußte.

Immerhin fällt auf, daß beide Korpora deutlich andere Verhältnisse zeigen, als sie im Duden bei Auszählungen von zweimal 1800 Sätzen (Buddenbrooks, Zeitungstexte) festgestellt wurden. Hier ergaben sich 42 Prozent bzw. 38,8 Prozent „Handlungssätze“, worunter die Akku-

sativsätze schlechthin zu verstehen sind.²⁹ Unsere beiden Korpora weisen im Durchschnitt über 10 Prozent mehr Akkusativsätze auf, insgesamt mehr als die Hälfte aller Sätze.

Ein detaillierter Vergleich unserer Zählungen mit denen des Dudens, der sich auf die einzelnen Satzbaupläne erstrecken müßte, läßt sich nicht durchführen, da Grundformen und Satzbaupläne trotz weitgehender Übereinstimmungen keineswegs identisch sind.

Wir geben im folgenden die Satzbaupläne in beiden Korpora nach ihrer Häufigkeit geordnet:

Korpus I		Korpus II	
Satzbaupläne	Prozente aller Pläne	Satzbaupläne	Prozente aller Pläne
102	27,30	102	31,35
100	12,72	080	11,89
080	11,49	020	6,85
020	7,97	100	6,35
060	6,23	051	4,94
001	5,68	000	4,64
000	5,04	132	4,54
071	3,97	050	3,83
070	3,11	152	3,43
061	2,50	060	3,22
132	2,26	172	2,72
050	1,86	122	2,01
172	1,86	182	2,01
051	1,65	070	1,81
182	1,40	001	1,61
160	0,98	071	1,51
152	0,95	061	1,31
162	0,82	030	1,20
122	0,50	081	1,00
		031	0,90
		162	0,70

Die übrigen Satzbaupläne bleiben unter 0,5 Prozent:

Korpus I		Korpus II	
030	170	021	142
031	180	040	150
081	250	041	160
101	351	101	180
112	371	112	381
150	551	120	581

²⁹ Nach schriftlicher Auskunft der Dudenredaktion sind bei der Auszählung auf S. 501 der Duden-Grammatik (2. Aufl.) auch die nicht passivfähigen Akkusativsätze (haben-Sätze) als Handlungssätze gezählt worden.

Wiederum lassen sich bemerkenswerte Übereinstimmungen feststellen. Die drei häufigsten Satzbaupläne umfassen in beiden Korpora rund 50 Prozent

Korpus I: 51,51 Prozent (102, 100, 080)

Korpus II: 50,09 Prozent (102, 080, 020)

Die vier häufigsten Pläne sind in beiden Korpora die Typen 102, 100, 080, 020; sie umfassen

in Korpus I 59,48 Prozent

in Korpus II 56,44 Prozent

Auch die sieben häufigsten Pläne erreichen noch ähnliche Anteile:

in Korpus I 76,43 Prozent

in Korpus II 70,56 Prozent

Daneben gibt es freilich beträchtliche Unterschiede. Zwar erreicht wiederum der einfache *Akkusativsatz*³⁰ in beiden Korpora fast gleiche Anteile (40,02 bzw. 37,70 Prozent). Aber die Verteilung der passivfähigen und nicht passivfähigen Formen ist sehr verschieden. In der Alltagssprache verhalten sich die passivfreien zu den passivfähigen Akkusativsätzen fast wie 1 : 2, in der Schriftsprache ist das Verhältnis ziemlich genau 1 : 5. Es handelt sich bei den Akkusativsätzen ohne Passiv hauptsächlich um Verben mit „*haben*-Perspektive“³¹ (häufigste Verben: *haben*, *wissen*); hinzu kommt unpersönliches *geben* (*es gibt*), das, wie alle unpersönlichen Verben, nicht ins Passiv gesetzt werden kann. Sätze mit diesen Verben sind, wohl wegen ihres einfachen Baues und wegen ihrer vielseitigen Verwendbarkeit, in der Alltagssprache ungemein häufig, wie die folgende Gegenüberstellung zeigt:

Häufigkeit der Verben *geben*, *haben* und *wissen* im Satzbauplan 100:

	<i>geben</i>	<i>haben</i>	<i>wissen</i>
Korpus I	57	155	66
Korpus II	16	16	9

Unter Berücksichtigung des verschiedenen Umfanges der Korpora müssen die Werte des Korpus I auf weniger als ein Drittel (303/1000) vermindert werden. Dann ergeben sich folgende Zahlen:

³⁰ 102, 100; der Plan 101 kann wegen seiner Seltenheit vernachlässigt werden.

³¹ Vgl. Hennig Brinkmann, Die „Haben“-Perspektive im Deutschen, in: Sprache – Schlüssel zur Welt, Festschrift für Leo Weisgerber, 1959, S. 176–194.

Häufigkeit der Verben *geben*, *haben* und *wissen* im Satzbauplan 100 bei gleichen Textmengen:

	<i>geben</i>	<i>haben</i>	<i>wissen</i>
Korpus I	17	47	20
Korpus II	16	16	9

Auffallend abweichende Verteilung zeigt auch der Satzbauplan 001, der in Korpus I 5,68 Prozent, in Korpus II nur 1,61 Prozent erreicht. Die Ursache für diesen Unterschied läßt sich nicht so leicht ermitteln. Doch fällt die Tatsache auf, daß viele Verben, die ein Präpositionale oder ein Adverbiale zu sich zu nehmen pflegen, in der Alltagssprache einstellig auftreten:

Ich warte.
Wir haben geschwätzt.
Ihr sollt nicht reden
Karl kommt.

Gerade diese vier Verben erscheinen im Korpus I vorwiegend einstellig.

Dazu paßt sehr gut die Beobachtung, daß die einfachen Sätze mit Präpositionalergänzung (050, 051) alltagssprachlich sehr selten sind:

	Präpositionalsätze (050 + 051)
Korpus I	3,51 Prozent
Korpus II	8,77 Prozent

Es scheint in der gesprochenen Sprache die Tendenz zu bestehen, die sehr abstrakten präpositionalen Beziehungen zu vermeiden und, wo immer eine Äußerung auch ohne sie verständlich ist, sich auf das verbale Lexem zu beschränken. Je schriftferner man sich ausdrückt, desto seltener werden die Präpositionalsätze.

In drei mundartlichen Gesprächen (schwäbisch) machen sie 2,24 Prozent, 0,50 Prozent und 1,50 Prozent aus. Der weitaus größte Anteil findet sich in einem „Professorendisput“, wo Germanisten über sprachwissenschaftliche Fragen diskutieren, mit 12,00 Prozent.

Auf der anderen Seite sind Sätze mit statischem Adverbiale und mit Richtungsergänzungen in der Alltagssprache etwa doppelt so häufig wie in der Schriftsprache. Dieser Befund wird den Kenner gesprochener Sprache nicht überraschen. Er bestätigt eine alte, aber grammatisch noch nie verifizierte Überzeugung der Mundartforscher,

nach der gesprochene Sprache schlechthin am Konkreten hänge und sich stets an außersprachlicher Realität orientiere. Gewiß ist die Verwendung bestimmter Satzbaupläne auch weitgehend durch den Gesprächsinhalt bedingt. Dafür gibt die Duden-Grammatik (2. Aufl., S. 502) ein schönes Beispiel aus den *Buddenbrooks*: Ein Passus, in dem das Innere des Buddenbrookschen Hauses geschildert wird, enthält fast nur statische Adverbialia. Trotzdem wird man auf Grund unserer Zählungen sagen dürfen, daß entsprechende Sachverhalte eben besonders häufig Gegenstand alltäglicher Rede sind und daß Sachverhalte, die nicht schon auf einen bestimmten Satzbauplan zugeschnitten erscheinen, mit Vorliebe als Adverbial- und Richtungssätze formuliert werden. Gerade unsere schriftfernsten Texte des Korpus I zeigen einen besonders hohen Anteil an solchen Satzbauplänen. Wir fassen hier ausnahmsweise statische Adverbialsätze und Richtungssätze zusammen. Der höchste Anteil ist in zwei Gesprächen erreicht, wo Patienten ohne höhere Schulbildung vor dem Arzt stehen (24,89 Prozent bzw. 27,89 Prozent). Ein sehr gebildeter Sprecher bringt es in gleicher Situation nur auf 12,73 Prozent. Auch in zwei der schwäbischen Mundartgespräche kommen Adverbial- und Richtungssätze gehäuft vor (21,89 Prozent bzw. 22,61 Prozent). Im Korpus II ist der Durchschnitt 7,85 Prozent. Der einzige alltagsprachliche Text, der einen deutlich niedrigen Anteil aufweist, ist der „Professorendisput“ mit 6,00 Prozent.

Gegenüber diesen offenkundigen Wesensmerkmalen der Alltagssprache bzw. der Schriftsprache fallen andere Unterschiede, die gemeinhin gern angeführt werden, kaum ins Gewicht. Es stimmt zwar, daß der Alltagssprache die Genitivsätze fehlen; aber auch in der Schriftsprache bleiben die verschiedenen Arten von Genitivsätzen unter 0,5 Prozent. Es stimmt ferner, daß unser Korpus II sieben Satzbaupläne enthält, die im Korpus I nicht vorkommen; aber das Korpus I enthält seinerseits fünf Pläne, die im Korpus II fehlen. Vor allem: Auch diese „spezifischen“ Baupläne bleiben unter der 0,5-Prozent-Grenze; alle in wenigstens einem Korpus oberhalb dieser Grenze liegenden Baupläne sind Schrift- und Alltagssprache gemeinsam.

Unsere Gegenüberstellung mag auch dazu dienen, verbreitete Meinungen zu korrigieren. Der oft als „ungemein beliebt“, „in steter Zunahme begriffen“ usw. bezeichnete³² akkusativische Dativsatz 132

³² Diese und gleichartige mündliche Charakterisierungen sind dem Referenten von verschiedenen sprachwissenschaftlichen Tagungen her bekannt.

hat eine Häufigkeit, die zwischen 4,54 Prozent (Korpus II) und 2,26 Prozent (Korpus I) liegt. Ähnlich leichtfertig wird oft die Meinung geäußert, der Satz mit Gleichgröße oder Artangabe sei – wohl weil beide Typen in der Logik eine hervorragende Rolle spielen – der Schriftsprache eigentümlich und komme in der Alltagssprache in schriftnahen und geistig anspruchsvollen Gesprächen besonders häufig vor. In unserem Material finden sich beide Typen fast gleich häufig (19,46 Prozent im Korpus I, 18,74 Prozent im Korpus II). Zwar zeigt der Professorendisput einen weit höheren Anteil (24,01 Prozent). Aber zwei sehr zwanglose Kaffeeplaudereien (noch dazu in schwäbischer Umgangssprache) erreichen 26,31 Prozent bzw. 27,14 Prozent. Der höchste Anteil findet sich in einem Text, wo eine einfache Frau mit Volksschulbildung dem Arzt über ihren kranken Vater Rede und Antwort stehen muß: 27,16 Prozent. Sicherlich ist das „Artbild“, der Satz mit Artangabe, für die hier nötigen Erläuterungen des Gesundheitszustandes besonders geeignet. Aber ein sehr ähnliches Gespräch, in dem ein wortgewandter Abiturient dem Arzt gegenübersteht, zeigt nur einen Anteil der fraglichen Satzbaupläne von 13,68 Prozent. Man wird also gut daran tun, künftig mit außerlinguistischen Erklärungen sprachlicher Sachverhalte vorsichtig zu sein. Und man sollte vor allem Zurückhaltung üben bei Urteilen, die nicht auf statistische Untersuchungen an genügend breitem Material gegründet sind.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß sich Alltagssprache und Schriftsprache weder nach der Zahl noch nach der Art der verwendeten Satzbaupläne nennenswert unterscheiden. Nimmt man nur genügend umfangreiche Korpora, so werden in der Alltagssprache annähernd ebenso viele verschiedene Satzbaupläne erscheinen wie in der Schriftsprache. Und es sind – von unerheblichen Ausnahmen abgesehen – auch dieselben Satzbaupläne, die hier wie dort verwendet werden. Der Unterschied liegt woanders: Zwar kann in der Alltagssprache fast jeder überhaupt mögliche Satzbauplan Verwendung finden. Aber bestimmte Pläne kommen ungemein selten vor. Dafür gibt es Typen, die sich einer besonderen Vorliebe erfreuen: der passivfreie Akkusativsatz gehört vor allem dazu, auch Adverbial- und Richtungssätze. Die Verteilung der Satzbaupläne unterscheidet sich also doch in sehr auffallender Weise von den Verhältnissen in der Schriftsprache. Mit Zählungen, wie sie hier vorgenommen wurden, ist natürlich bei weitem noch nicht alles getan. Man wird die Satzbaupläne, deren

Inhalte zunächst nur in Umrissen faßbar sind, beschreiben müssen.
Folgende Merkmale scheinen uns dabei wichtig:

Welche Gestalt haben die struktural höchsten Elemente der einzelnen
Glieder? (Wortart; wort – oder satzförmig usw.)

Kommen sekundäre Glieder vor?

Kommen abhängige Nebensätze vor?

Ist die lexikalische Austauschbarkeit eines Gliedes eingeschränkt?

Welche Gestalt hat das komplexe Prädikat?

Wie lautet die Satznegation?

Ist freier Dativ oder freies Präpositionale vorhanden?

Natürlich ließe sich die Liste der für die Beschreibung wesentlichen
Merkmale ad infinitum erweitern. Wo aber Korpusanalyse an mög-
lichst umfangreichen Texten betrieben werden soll, ist Beschränkung
auf primär Relevantes geboten. Im Institut für deutsche Sprache soll
in den nächsten vier Jahren an einem ausgewählten, repräsentativen
Korpus deutscher Gegenwartsliteratur das gesamte Feld der Satzbau-
pläne untersucht und ausführlich beschrieben werden. Die vor-
gelegten Ausführungen, die der Grundlegung dieses größeren Unter-
nehmens dienen sollen, können sich als umso nützlicher erweisen,
je mehr sie zu Anregungen und kritischen Äußerungen Anlaß geben.

Die Syntax der Rede¹

Von Hennig Brinkmann

Mit dem Thema „Syntax der Rede“ wird der Anspruch gestellt, daß die Syntax sich nicht allein mit dem Satz, sondern auch mit der Rede als übergreifender Erscheinung zu befassen habe. Die überlieferte Syntax endet bei der Satzstufe, obwohl natürlich immer gegenwärtig war, daß Sätze in höhere Einheiten eintreten können. Die Aufgabe ist, zu überlegen, wieweit es in der deutschen Sprache grammatische Bedingungen gibt, die für die Rede als höchste Einheit gelten. Strenge Definitionen sollen dabei zunächst vermieden werden.

Wir werden im Deutschen zwei Arten der Rede zu unterscheiden haben, einmal Rede, die einen konstanten Sprecher voraussetzt, also Rede, die Äußerung eines einzelnen bestimmten Sprechers ist, und zum anderen Rede, die erst durch das Zusammenwirken mehrerer Sprecher realisiert wird.²

Im ersten Fall erlaubt die Personalform des Verbums eine Identifizierung: der Sprecher kann mit Namen genannt werden, sofern er bekannt ist; das bedeutet also, es gibt eine Konstanz in dieser Art der Rede, die durch die Personalform gekennzeichnet wird. Das ist völlig anders bei der zweiten Art, die man Wechselrede nennen kann, denn

¹ Der Text des Vortrags beruht auf einer Tonbandaufnahme des Instituts; er ist für den Druck gekürzt.

² Eine „Typologie der Sprechsituationen“ fordert Harald Weinrich, *Tempus, Besprochene und erzählte Welt* (= Sprache und Literatur 16), Stuttgart 1964, S. 44f. Er nennt die Sprechsituation „das Maß aller syntaktischen Dinge“ und definiert die Syntax als jenen „Teil der Sprachwissenschaft, der die (direkte oder indirekte) Bindung der Bedeutungen an die Sprechsituation untersucht“ (S. 289). Die Alltagssprache untersucht: Heinz Zimmermann, *Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs* (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 30), Berlin 1965. Diese Arbeit gibt aber nicht eigentlich eine Typologie der Sprechsituationen, sondern geht typischen Erscheinungen der Sprechhaltung nach, die an spontanen Gesprächen der Alltagssprache in Basel beobachtet sind. Die Struktur eines ärztlichen Gesprächs hat Eberhard Zwirner untersucht: *Studium Generale IV* (1951), 213–227.

hier handelt es sich darum, daß in der sprachlichen Kommunikation die Rollen wechseln und daß die Aufgabe der Personalform ist, jeweils anzugeben, welche Rolle gilt, ob die Rolle des Sprechers oder die Rolle des Hörers gemeint ist. Im Zusammenwirken der Sprecher wechseln die Rollen, so daß hier nicht eine Identifizierung möglich ist, sondern nichts anderes angegeben wird als jeweils die Rolle in der Sprechsituation. Das ist tatsächlich ein anderer zeichenhafter Wert als im ersten Fall, und so kann man die Sprechsituationen daraufhin befragen, wieweit sie unter die eine oder die andere Art fallen.³

Beide Arten der Rede haben eine Reihe von Varianten; ich schlage vor, für die erste Art drei Variantenreihen in Anspruch zu nehmen, für die zweite Art vier Variantenreihen. Es kommt darauf an, die Kennzeichen, die sprachlichen Merkmale, namhaft zu machen, die für diese Variantenreihen jeweils bezeichnend sind.

Im ersten Fall, bei der einseitigen Rede, wo Konstanz des Sprechers gilt, empfiehlt es sich, das Organon-Modell von Bühler zur Unterscheidung zugrunde zu legen. Dann wird man auf folgende Unterschiede stoßen: Es gibt zunächst – das wäre die erste Variantenreihe der einseitigen Rede – Sprechsituationen, die einen bestimmten Sprecher verlangen und dazu eine bestimmte Hörerschaft, während der Gegenstand der Rede beliebig ist; er hat keine konstitutive Bedeutung für diese Variantenreihe. Hierher gehören etwa: die Begrüßung, die Ansprache, die Ankündigung, ein Vortrag, eine Vorlesung, eine Rede, eine Predigt. Das Grundverhalten dieser Variantenreihe liegt wesentlich in der Ansprache vor, die von einer bestimmten Sprecherperson verantwortet wird und die sich an eine bestimmte Hörerschaft wendet. Die Anwesenheit einer bestimmten Hörerschaft bedeutet zugleich auch einen bestimmten Horizont, eine bestimmte Erwartung, mit der der Sprecher rechnet. Es ist also so, daß in diesem Falle die Personalform wichtig ist, die den Sprecher kennzeichnet; natürlich

³ Den Teilnehmern lagen die als Beilage abgedruckten Texte vor. Als Beispiel für einseitige Rede aus der Literatur waren Anfang und Ende von Wolfgang Borcherts Skizze *Der Kaffee ist undefinierbar* ausgewählt (Gesamtwerk 1959, S. 195f. und S. 200); als Beispiel für Alltagssprache zwei Erzählungen aus einem spontanen Gespräch, das am Neujahrsabend 1964/65 in Düsseldorf stattgefunden hat (aufgenommen von Elisabeth Bethge), und Erzählungen aus Tonbändern des Deutschen Spracharchivs (abgekürzt: DSM) in Münster (Stadtstr. 39), die Eberhard Zwirner zur Verfügung stellte. Für die Wechselrede war eine kurze Partie aus Max Frischs Roman *Mein Name sei Gantenbein* (1964) als Beispiel gegeben (S. 254f.) und ein Interview mit einer Heidelbergerin aus dem Deutschen Spracharchiv (DSM III/102).

kann in dieser Variantenreihe auch der Hörer angesprochen werden, oder der Sprecher kann sich mit dem Hörer durch inklusives *wir* zu einer Gemeinschaft verbinden, wie das in der Wissenschaft gern geschieht.

Die zweite Variantenreihe ist zur ersten fast komplementär. Sie verlangt wohl auch einen Sprecher (oder einen Vermittler), dazu aber auch einen bestimmten Inhalt, während – anders als in der ersten Variantenreihe – die Hörschaft beliebig ist, jedenfalls offen. In diese Variantenreihe würde ich einordnen: die Mitteilung, die Nachricht, die Feststellung, die Beschreibung, die Schilderung, die Erklärung, den Bericht und die Erzählung.

Bei einer dritten Variantenreihe kommt es nicht darauf an, eine Wirklichkeit zu vermitteln, sondern die Wirklichkeit zu regeln. Es handelt sich um Rede, die Wirklichkeit regelt oder setzt. In diesen Bereich fallen vor allem Sprechsituationen des öffentlichen Lebens, also alle Fälle, bei denen der Sprecher eine Autorität hat, bei denen der Inhalt eine Regelung ist. Als Empfänger sind vorauszusetzen alle, die in den Zuständigkeitsbereich dieser Autorität eintreten. In diese Reihe würde ich einordnen: die Bekanntmachung, die Verfügung, den Erlaß, die Anordnung, die Entscheidung und das Urteil. Man könnte partnerbezogene, sachbezogene und regelnde Rede unterscheiden.

Von dieser ersten Art, der einseitigen Rede mit Konstanz des Sprechers, ist abzuheben die Wechselrede, die unter ganz anderen Bedingungen steht. Es ist für sie wesentlich, daß sie erst durch das Zusammenwirken mehrerer Sprecher entsteht. In diesem Fall, also bei dem Gespräch, erlaubt die Personalform keine konstante Identifizierung, sondern die Personalform gibt lediglich die Rollen an, die im Ablauf eines solchen kommunikativen Ereignisses wechseln. Als Grundform kann man das Gespräch bestimmen, bei dem mehrere Partner zusammenwirken. Nach der Art des Kontakts zwischen den Partnern und nach dem Verlauf der Kommunikation unter diesen Partnern könnte man vier Variantenreihen unterscheiden.

Die erste ließe sich als Kontaktgespräch bezeichnen. Die Bedingung für diese erste Art ist lediglich das Vorhandensein mehrerer Partner (zwei oder mehr). Die Sprechhandlung hat nichts anderes zum Ziel als den Kontakt unter diesen Partnern. In diesen Bereich fallen sehr viele Formen des Gesprächs, etwa die Begegnung, z. B. auf der Straße oder an anderem Ort, der Besuch, die Unterhaltung

und das Tischgespräch. Bei einem solchen Kontaktgespräch ist die Situation von Bedeutung, in der es zum Kontakt kommt, und natürlich auch der Horizont, den die Partner mitbringen, wobei es aber bei einem solchen Kontaktgespräch nicht von Bedeutung ist, daß der Horizont expliziert wird; es genügt im allgemeinen seine Präsenz. Gewisse Formen des gesellschaftlichen Gesprächs verlangen geradezu, daß der Horizont nicht vollständig expliziert wird. Das Wesentliche bei dieser ersten Variantenreihe der Wechselrede wäre also dies, daß die Sprechhandlung sich in der Kommunikation erschöpft. Sie kann dabei naturgemäß durch gesellschaftliche Formen geregelt sein.

Davon hebt sich sehr deutlich eine zweite Art der Wechselrede ab. Diese zweite Art hat eine Richtung, die durch einen der Partner bestimmt ist, und sie sucht ein bestimmtes Ziel, einen formulierbaren Ertrag. Dahin gehören etwa: die Auskunft, die Beratung, das Kaufgespräch, die Sprechstunde, eine Unterredung, um die man nachsucht, ein Verhör, ein Interview, eine Prüfung. Kennzeichnend für diese Art des Gesprächs der wechselseitigen Rede ist, daß sie ein Ziel hat, daß ein Ziel erstrebt wird und infolgedessen eigentlich am Ende als Sinn solcher Art von Kommunikation ein Ertrag stehen sollte.

Bei einer dritten Art der Wechselrede tritt nicht eine bestimmte Richtung hervor, die von einem der Partner ausgeht; der Verlauf der Wechselrede wird vielmehr durch das Zusammenwirken mehrerer Partner bestimmt. Sie kommen zusammen, weil sie ein gemeinsames Anliegen haben, und suchen durch Wechselrede eine gemeinsame Auffassung zu gewinnen. An der Kommunikation sind dabei mehr als zwei Partner beteiligt. Jeder der Beteiligten bringt einen eigenen Horizont mit; das Ziel der Kommunikation ist, die verschiedenen Horizonte in einem gemeinsamen Horizont zu vereinigen, der sich etwa in einem Communiqué formulieren läßt. So geschieht es in Formen der Wechselrede wie einem Meinungsaustausch, einer Aussprache, einer Beratung, einer Besprechung, einer Konferenz. Am Ende kann solche Wechselrede in das *Wir* übergehen, das Zeichen der gewonnenen Übereinstimmung ist.

Für eine vierte Art der Wechselrede ist kennzeichnend, daß sie in festen Formen verläuft. Dahin gehören: die Verhandlung, die Debatte, die Diskussion, die Erörterung, die Gerichtsverhandlung, der Unterricht jeder Art (so an der Universität das Seminar). In diesen Formen gilt eine bestimmte Rollenverteilung (etwa die von

Lehrer und Schüler), und festgelegt ist auch (der Form nach) der Ablauf der Kommunikation. Ein gemeinsames Anliegen ist hier wie bei der dritten Art der Wechselrede gegeben, wesentlich ist aber die Redefolge. Was im Ablauf der Kommunikation einmal gesagt worden ist, hat Folgen für den weiteren Fortgang. Von jedem der Beteiligten wird erwartet, daß er genau zuhört und auf die Äußerungen des anderen eingeht. Am Ende kann eine Erkenntnis oder eine Entscheidung stehen.

Auf diesen ersten Überblick, der eine Typologie der Sprechsituationen geben sollte (vom sprachlichen Merkmal her), soll nun ein zweiter folgen, der zwei Wortklassen daraufhin befragt, was sie für die Rede leisten: die Pronomina und die Konjunktionen.

Vorher aber ist zu sagen, was unter dem „Horizont“, unter der „Gesprächssituation“ und unter der „Redefolge“ verstanden werden soll. Diese Begriffe müssen wir auseinanderhalten, wenn wir Klarheit über die Rede gewinnen wollen.⁴

Der Begriff des „Horizonts“ tritt schon bei Ammann auf, und die Literaturwissenschaft hat insbesondere in den letzten Jahren damit viel gearbeitet, im allgemeinen in der Weise, daß sie ihn als Horizont der Erwartung bestimmte, also wesentlich darauf abgestellt, das Verhältnis zwischen dem Sprecher und seinen Partnern, dem Verfasser und den Empfängern eines Werkes, genauer zu bestimmen. Unter „Horizont“ wollen wir das verstehen, was den Partnern der jeweiligen Rede bekannt ist, oder das, woran sie jeweils denken. Dabei ist gemeint, daß das, was ihnen bekannt ist, und das, woran sie jeweils denken, jederzeit sprachlich verfügbar wäre, so daß also in gewisser Weise dieser Horizont dann eine indirekte sprachliche Bedeutung hat: er bedarf nicht einer formellen, explikativen sprachlichen Prä-

⁴ Erscheinungen mündlicher Rede sind in meinem Vortrag über „Hochsprache und Mundart“ erörtert (Wirkendes Wort 6, 1955, S. 65ff.; wieder abgedruckt im 1. Sammelband des Wirkenden Worts, S. 104ff.). Der Begriff der Situation ist zur Interpretation eines Gedichts von Dagmar Nick herangezogen in meinem Aufsatz: „Die Situation und das Gedicht“ (Wirkendes Wort 3, 1952, S. 1ff.). Die Begriffe der Situation, des Horizonts und der Redefolge sind entwickelt in dem Aufsatz: „Die Konstituierung der Rede“ (Wirkendes Wort 15, 1965, S. 157ff.), der sich implizit mit dem vorausgegangenen Aufsatz von Heinz Rupp über „Gesprochenes und geschriebenes Deutsch“ (Wirkendes Wort 15, 1965, S. 19ff.) auseinandersetzt. Von der „Gesprächssituation“ sagt Zimmermann (a. a. O., S. 14f.): „Unter der Gesprächssituation werden hier die allen Teilnehmern gemeinsamen Voraussetzungen zum Gespräch verstanden: das Verhältnis der Partner zueinander, gemeinsame Erinnerungen und Vorstellungen, sich im Redeverlauf abspielende wahrnehmbare Vorgänge, das vorangegangene Gespräch.“

senz, sondern in der Kommunikation können sich die Partner jeweils darauf wie auf etwas Gegebenes beziehen. In welcher Weise dieser Horizont manifest wird, das hängt wesentlich von den Situationen ab, in denen sich einseitige oder wechselseitige Rede ereignet.

Der Begriff der „Gesprächssituation“ ist außersprachlich: er meint alles das, was außersprachlich bei der Rede präsent ist. Während der Horizont einschließt, was jeweils sprachlich verfügbar und formulierbar ist, meint das Zeigfeld der Situation alles das, was sich beim Beginn einer solchen Rede für die Partner gegenwärtig zeigt, natürlich auch alles das, was sich im Ablauf ihres Miteinanders verändert.

Das dritte Moment braucht nicht erläutert zu werden: die „Redefolge“.

Auf diese drei Momente wird man immer stoßen, vor allem dann, wenn man sich mit gesprochener Rede befaßt. Und so ist eigentlich auch bei Zimmermann in der genannten Arbeit über das spontane Gespräch (S. 14) genau das bezeichnet, was hier mit Horizont, Situation und Redefolge unterschieden wurde.

Auf den Horizont der Rede bezogen sind von den Pronomina⁵ die sogenannten Indefinita (und Negativa) und die Fragewörter. Sie nennen eine Kategorie, aber sie bestimmen nicht ihren Repräsentanten. Sie setzen voraus, daß durch die Sprache, den Horizont, die Kategorien gegeben sind, auf die sich der Sprecher jeweils bezieht. Dabei ist naturgemäß die Leistung des Frageworts und des Indefinitums in der Kommunikation jeweils verschieden, denn das Fragewort wendet sich ja mit der Frage an den Partner und läßt erwarten, daß die Stelle, die durch das Fragewort als Kategorienbezeichnung (nach Glinz „Leerstelle“) bezeichnet ist, vom Partner besetzt wird, so daß also dann Frage und Antwort sich zu einer kommunikativen Einheit ergänzen.

Das ist anders beim Indefinitum: denn das Indefinitum ist dadurch gekennzeichnet, daß es die Wahl des Repräsentanten dem Empfänger freigibt. Es bleibt dem Empfänger überlassen, den Repräsentanten für sich zu wählen, während das Fragewort vom Empfänger die Nennung des Repräsentanten wünscht.

An dieser Stelle lohnt es sich, eine kurze diachronische Episode einzuschalten.

⁵ Als „größenbezügliche Formwörter mit situationsbestimmtem Funktionswert“ sind die Pronomina ausführlich behandelt bei: Johannes Erben, Abriß der deutschen Grammatik, 7. Aufl. 1964, §§ 218 ff. (S. 197–226).

Die deutsche Sprache des Mittelalters konnte drei verschiedene Arten des Indefinitums unterscheiden: sie verfügte einmal über das verallgemeinernde *sver*; sie verfügte zweitens über *etewer*, das eine konkrete Person meint, die dem Sprecher bekannt ist, aber dem Hörer nicht genannt wird (also ein Verschweigen des dem Sprecher Bekannten dem Hörer gegenüber); drittens *ieman*, das es dem Hörer offenläßt, den Repräsentanten zu wählen. Es ist sehr auffällig, daß diese scharfen Unterscheidungen der älteren Zeit aufgegeben wurden. Die *sver*-Gruppe und die *etewer*-Gruppe bestehen als Ganzes nicht mehr; aus der *etewer*-Gruppe lebt *etewaz* noch fort. Und es sind Gruppen vereinigt worden, die im Mittelalter unterschieden wurden: Heute besagt *etwas* gleichzeitig dasselbe wie das ältere *iht* (*iht* ist ja untergegangen); *etwas* hat also heute zwei Aufgaben zu erfüllen, die früher geschieden waren. Das ist ähnlich bei *ieman* und bei *etewer*; *etewer* ist untergegangen, *ieman* allein ist geblieben und hat beide Aufgaben übernommen. Es hat also eine Umgliederung im System stattgefunden, die uns nachdenklich stimmen müßte.

Das eigentlich Kennzeichnende für das ältere Verfahren beim Indefinitum scheint zu sein, daß zwischen einem sprecherbestimmten und einem hörerb bestimmten Indefinitum unterschieden wurde. Das sprecherbestimmte Indefinitum war die *etewer*-Gruppe, bei der der Sprecher den Repräsentanten kennt, aber nicht nennt. Die hörerb bestimmte Gruppe war mit *ieman* gegeben, bei dem dem Hörer die Wahl des Repräsentanten freigestellt war.

Fraglich ist, ob *man* in das Feld der Indefinita einzuordnen ist. Zwischen *jemand* und *man* besteht ein wichtiger Unterschied: *jemand* kann jederzeit aufgenommen werden durch das erinnernde anaphorische Pronomen *er*, während *man* wiederholt werden muß, wenn es wieder gelten soll. Insofern ist *man* vergleichbar den Personalpronomina für die erste und die zweite Person, also für den Sprecher und den Hörer, die ebenfalls nicht durch ein Substituens ersetzt werden können, sondern selbst wiederholt werden müssen.

Indefinita wie *jemand* und *etwas* oder auch *jemals* betonen mit Nachdruck das Vorhandensein nicht nur der Kategorie, sondern natürlich auch der Möglichkeit, einen Repräsentanten dafür einzusetzen, während die entsprechenden Negativa zu diesen Indefinita *niemand*, *nichts*, *niemals* dadurch gekennzeichnet sind, daß sie zwar das Vorhandensein der Kategorie in der Erwartung des Horizonts voraussetzen, aber ablehnen, einen Repräsentanten zu aktualisieren, so daß also die

Negativa zwar positiv die Kategorie postulieren, aber ausdrücklich ausschließen, einen Repräsentanten dieser Kategorie zu wählen.

Die Personal- und Possessivpronomina gehören zusammen; es ist ein Unglück des älteren Sprachunterrichts, daß er sie auseinandernahm. Beide geben an, ob ein Satz (beim Personalpronomen im Nominativ) oder ein Substantiv, ein substantivisch formulierter Begriff (beim Possessivpronomen), in den Bereich des Sprechers oder des Hörers fällt. Beide haben wie die Personalform des Verbums Bezug auf das Sprecher-Hörer-Verhältnis, also auf die Rollen in der Kommunikation. Sie sagen, welche Rolle jeweils relevant ist für einen Satz im Falle des Personalpronomens (im Nominativ) oder für einen substantivischen Begriff im Falle des Possessivpronomens. Die Bezeichnung „Possessivpronomen“ sollte aufgegeben werden, denn es handelt sich nicht darum, daß ein Besitz angezeigt werden soll. Wenn ich „meine“ Freunde nenne, so meine ich damit, daß es Freunde sind, die in meinen Bereich fallen. Substantivisch formulierte Begriffe werden dem Bereich des Sprechers oder des Hörers zugewiesen.

Dabei hat unsere Sprache eine merkwürdige Ambivalenz im Plural. Wir unterscheiden zwischen „inklusiv“ und „exklusiv“ im Falle von *wir*. *Wir* ist zusammenfassend: es kann den Sprecher und seine Hörer in der gleichen Gesprächssituation einschließen, dann ist es inklusiv; es kann aber auch den Sprecher mit einer Gruppe verbinden, die selber nicht im Gespräch erscheint, dann ist es exklusiv. *Wir* ist also mehrdeutig, ohne daß wir uns im allgemeinen darüber Rechenschaft geben. Dasselbe gilt für das entsprechende Possessivpronomen *unser*.

Bemerkenswert ist, daß beim Substantiv das Possessivpronomen und der Artikel sich in der Gegenwartssprache gegenseitig ausschließen; das ist früher anders gewesen. Im sprachlichen System haben heute die Possessivpronomina die gleiche determinierende Bedeutung wie der Artikel. Sie schließen sich offenbar deswegen aus (Possessivpronomen und bestimmter Artikel, also die *der*-Pronomina), weil sie auf verschiedenen Arten des Beziehens beruhen.

Zwischen dem indefiniten Pronomen und dem Personalpronomen kann ein Austausch stattfinden. Dabei wird durch die Wahl des Indefinitpronomens lediglich der Horizont angesprochen, während bei der Wahl des Personalpronomens dieser Horizont in der Gesprächssituation aktualisiert wird.⁶

⁶ Zum folgenden: Erben, a.a.O., § 220, und Duden-Grammatik, § 497.

Das kann auf verschiedene Weise geschehen: es kann etwa unter bestimmten Bedingungen das Zeichen für den Sprecher durch das Zeichen für den Hörer ersetzt werden; so wenn einer fragt: . . . , *was willst du tun, wenn du krank bist?* In diesem Falle meint der Sprecher sich selbst, aber substituiert dafür die Rolle des Hörers. Ein anderer Fall liegt vor, wenn es heißt: *Er tut einem wirklich leid.* Das Indefinitum *einem* wird hier für den Sprecher eingesetzt, d. h. statt der Aktualisierung einer bestimmten Rolle, hier der Rolle des Sprechers, tritt der allgemeine Horizont ein. Oder wieder ein anderer Fall: *Wenn du kein Geld hast, bist du hier nichts wert.* Hier wird umgekehrt für indefinites *man* die Rolle des Hörers gesetzt, weil er als mitbetroffen gilt. Die Fälle lassen sich also so ordnen: Wenn in der gleichen Lage das Indefinitum gewählt wird, dann tritt für die bestimmte Rolle des Sprechers oder des Hörers die Kategorie des Horizonts ein, und – umgekehrt – wenn für ein Indefinitum das Personalpronomen gewählt wird, dann wird aus jeweils besonderen aktuellen Gründen statt der Kategorie des Horizonts die Aktualisierung durch eine bestimmte Rolle gewählt.

Während also das Indefinitum sowie das Negativum und das Fragewort sich auf den Horizont beziehen und während das Personal- und das Possessivpronomen auf die Rollen im Gespräch verweisen, bezieht sich das sogenannte anaphorische Pronomen, also die Gruppe der *er*-Pronomina, auf die Redefolge, wenn auch nicht ausschließlich, aber doch primär. Und eben gerade diese Fälle hat dann auch die Arbeit von Roland Harweg über „Pronomina und Textkonstitution“⁷ besonders ins Auge gefaßt. Er versteht die *er*-Pronomina als Substituentia. Das *er*-Pronomen wird verwendet, wenn in der Redefolge, in der Sukzession, der gleiche Begriff wieder auftritt; dieser Begriff wird dann nicht wiederholt, sondern durch das anaphorische Pronomen ersetzt. Und zwar gilt im allgemeinen dabei die Forderung, daß Sprecher und Hörer gemeinsam bekannt ist, wer jeweils gemeint ist. Im Regelfall ist diese Bekanntschaft durch die Rede selbst vermittelt. Der Begriff ist dann vorher genannt. In diesem Falle ist das Pronomen der Ersatz für eine etwa im Anfang der Rede erfolgte Nennung. Und dieser Ersatz gilt so lange, bis er durch eine neue Nennung abgelöst wird, d. h. also, das Pronomen dient dazu, einen Begriff identifizierend in Erinnerung zu halten, so lange, bis er

⁷ Roland Harweg, *Pronomina und Textkonstitution*, Habilitationsschrift Münster i. W. 1965 (noch ungedruckt).

durch eine neue Nennung abgelöst wird. Das gilt vor allen Dingen natürlich für wissenschaftliche Sprache und überhaupt für literarische Rede.

Außerhalb der literarischen Rede, vielfach aber auch von ihr usurpiert, gibt es andere Möglichkeiten. In einem intimen Kreise z. B. weiß man vorweg, wer *er* ist oder *sie*. Das gilt besonders für die Mundarten; dann kann also *er* etwa der Vater sein in der Haussprache, *sie* ist die Mutter; *er* ist der Bauer, *sie* ist die Bäuerin, *er* ist der Wirt usw., d. h. also, hier ist die Bekanntschaft nicht erst durch die Rede vermittelt, sondern in einem geschlossenen, intimen Kreise kann die Bekanntschaft von vornherein durch den Horizont gegeben sein. Aber das ist doch wohl ein Sonderfall.

Eine Sonderrolle hat in gewisser Weise das Neutrum *es*, das sprachliche Einheiten sehr verschiedener Stufe und sehr verschiedenen Umfangs vertreten kann, einzelne Wörter, Wortgruppen, Wortfolgen und schließlich auch Sätze, ja darüber hinaus sogar einen ganzen Redeabschnitt. Das hängt wohl damit zusammen, daß der Begriff der Einheit, wenn auch einer vielfach ungegliederten Einheit, bei diesem Pronomen besonders stark ausgeprägt ist.⁸

Eine Lücke und eine Schwäche in unserem System ist es, daß für die *er*-Pronomina die *der*-Pronomina eintreten müssen, wenn die Verbindung mit einer Präposition eingegangen werden soll. Es kann einer Verbindung wie *dadurch* oder *damit* an sich nicht entnommen werden, ob sie die Stellvertreterin ist für *es* oder für *das*. Eine an sich sehr wichtige Unterscheidung der Sprache, nämlich die zwischen der Redefolge (bei den *er*-Pronomina) und dem Zeigfeld der Situation (bei den *der*-Pronomina), ist also an dieser Stelle unwirksam geworden. Es bedarf stets des Kontextes oder der konkreten Gesprächssituation, um zu ermitteln, was dabei jeweils gemeint ist.

Grundsätzlich aber gilt, daß die *er*-Pronomina und die *der*-Pronomina in einer je anderen Weise auf die Rede bezogen sind; nämlich so, daß die *er*-Pronomina auf die Redefolge abgestellt sind und da ihre Aufgabe haben, während die *der*-Pronomina, die sogenannten Demonstrativa, primär auf das außersprachlich Gegebene, auf die wahrnehmbare gegenwärtige Situation bezogen sind. Dabei ist bemerkenswert, daß das Pronomen *der*, anders als *dieser* und *jener*, keine Unter-

⁸ Zum neutralen Pronomen: Walther Azzalino, Meditationen zum „Wort“ (Wirkendes Wort 2, 1952, S. 143 ff. = Sammelband I des Wirkenden Worts I, S. 324 ff.).

scheidung trifft in bezug auf das Verhältnis des außersprachlich Gegebenen zum Sprecher; es gibt keine Auskunft über Nähe oder Ferne. Die unterscheidenden Demonstrativa *dieser*, *jener* usw. sind sehr vielen Mundarten unbekannt.

Wichtig ist folgendes: Wenn die Gruppe der *der*-Pronomina (und der entsprechenden Adverbien) nicht auf das Zeigfeld verweist, sondern auf die Redefolge, bekommt sie im Ablauf der Rede einen bestimmten Platz, nämlich die erste Stelle im Satz. Man kann die Regel aufstellen: Wenn Zeigewörter nicht auf das außersprachlich Gegebene verweisen, sondern auf die Redefolge, nehmen sie im jeweils verweisenden Satz die erste Stelle ein. Das bedeutet dann zugleich, daß sie von dieser ersten Stelle aus nur auf den unmittelbar vorhergehenden Satz zurückverweisen. Dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den *er*-Pronomina, die über eine sehr lange Dauer hinweg einen Namen oder einen Begriff in Erinnerung halten können. Es ist kennzeichnend aber für die *der*-Pronomina, einschließlich *dann*, *da* usw. oder *daber*, daß sie nicht nur die erste Stelle einnehmen, sondern deswegen die erste Stelle besetzen, weil es ihre Aufgabe ist, nur über das Verhältnis des von ihnen eröffneten Satzes zum Satze vorher auszusagen; sie stiften also, wenn man so will, innerhalb der ganzen Redekette einen engeren Bezug (vgl. Beilage 3, Zeile 19 ff.). Zu diesen Wörtern gehört natürlich auch *so*.

Die Pronomina, die eben besprochen wurden, sind insgesamt eine Klasse von Wörtern, die dazu bestimmt ist, in der Rede wirksam zu werden. Ich habe sie zu unterscheiden versucht nach den Momenten der Rede, auf die sie sich jeweils beziehen.

Die Konjunktionen, die hier nur kurz erörtert werden können, scheiden sich in solche, die sich auf den Horizont, und solche, die sich auf die Redefolge beziehen.⁹

Konjunktionen, die sich auf den Horizont beziehen, sind in exemplarischer Weise *und*¹⁰ und *aber*¹¹. Sie eröffnen an Nullstelle einen Satz und haben auch keinen Einfluß auf die Stellung, die zeitliche Folge der anderen Glieder. Ein wesentliches Merkmal dieser beiden Konjunktionen ist: sie sind alternativ; die eine schließt die andere aus; sie können nicht miteinander verbunden werden, während die anderen

* Zu den Konjunktionen: Hennig Brinkmann, Die deutsche Sprache, 1962, S. 492 ff., 584 ff.

¹⁰ Zu *und*: Gerhard Schubert, Über das Wort „und“ (Wirkendes Wort 5, 1954/55, S. 257 ff. = Sammelband I des Wirkenden Worts, S. 166 ff.).

¹¹ Zu *aber*: Zimmermann, a. a. O., S. 78 ff.

Konjunktionen, die uns verfügbar sind, solche Verbindungen eingehen können. Diese Konjunktionen (*und, aber*) verbinden also nicht den einen mit dem anderen Satz (insofern sind sie nicht Konjunktionen im wörtlichen Sinn), sie erhalten vielmehr ihre verbindende Kraft durch den Bezug auf den Horizont, denn beide sprechen vom Horizont her eine verschiedene Erwartung aus. Die Erwartung, die mit *und* ausgesprochen wird, ist wohl am besten zu bestimmen als die Erwartung einer Kontinuität, einer Stetigkeit; *und* läßt erwarten, daß eine Weiterführung erfolgt. Dementgegen spricht *aber* die Erwartung eines neuen Moments aus. Ich versuche also, die Alternative zwischen *und* und *aber* vom Horizont, von der Erwartung her zu formulieren, und zwar in einer möglichst allgemeinen Weise, weil die sogenannten logischen Bestimmungen, die man den Konjunktionen unterlegt, durchweg sekundär sind.

Von diesen echten Konjunktionen sind die Anschlußwörter zu scheiden, die wesentlich der *der*-Reihe angehören (auch *so, dann, da* usw.); sie fordern für sich die erste Stelle eines Satzes und stellen dann eine unmittelbare Verbindung zum unmittelbar vorausgegangenen Satz her.¹²

Schließlich gibt es noch eine lexikalische Gruppe, die offensichtlich für das Gespräch von Bedeutung ist und die ich Kontaktwörter nennen möchte.¹³ Jeder hat in seinem idiomatischen Wortschatz ein solches Kontaktwort, das führt. Es ist aber sehr schwierig, diesen großen lexikalischen Bereich, der doch von Bedeutung ist für die Kommunikation, in der rechten Weise zu ordnen. Ich sehe vorläufig noch keinen Weg, das mit Gültigkeit für die Gesamtsprache zu tun, und wüßte vorläufig nur Aussagen zu machen über bestimmte Sprachgruppen und Sprachkreise.

Schließlich geht es in einem letzten Schritt, der mir von besonderer Bedeutung scheint, darum, die Rolle und Leistung der sprachlichen Gebilde im Rahmen der Kommunikation neu zu überdenken, und d. h. nicht mehr vom Satz her, sondern von der Rede her zu befragen. Man könnte zunächst einmal alle Wortklassen, über die unsere Sprache verfügt, daraufhin prüfen, in welcher Weise

¹² Blanka Horacek unterscheidet von den echten Konjunktionen die anderen (hier „Anschlußwörter“ genannten) Fälle, in denen das Fügewort Satzglied ist: Zur Verbindung von Vorder- und Nachsatz im Deutschen, PBB 79, Sonderband, Halle 1957, S. 415ff., besonders 420ff.

¹³ Kontaktwörter in Beilage 5: *ja* (Zeile 2, 5, 8, 18, 21, 26); *nicht* (15, 25, 26, 34); *ach* (10, 15, 33); *na* (28); *na ja* (18).

sie darauf angelegt sind, in der Kommunikation wirksam zu werden. Das Substantiv ist durch den Numerus und das grammatische Geschlecht so ausgerüstet – beide Momente sind dem Substantiv inhärent, ohne daß sie formuliert zu werden brauchen –, daß das Substantiv eine starke Ausstrahlung ausüben kann weit über einen bestimmten Satz hinaus. Man darf also von substantivisch formulierten Begriffen sagen, daß sie eine besondere Eignung haben, in der Kommunikation zu wirken, umso mehr, als sie jeweils durch Pronomina ersetzt werden können. Das gilt in gewisser Weise auch für die Adjektiva, die ja an der substantivischen Deklination Anteil haben, wenn sie auch über eigene Möglichkeiten verfügen. Freilich, wenn ein Adjektiv in der Wiederaufnahme auftritt, ist es im Regelfall so, daß die Stelle kenntlich gemacht werden muß durch ein Determinans, also etwa durch den bestimmten Artikel, und das Adjektiv spricht dann bei dieser Aufnahme eine Qualifizierung des so Aufgenommenen aus.

Für die Wiederaufnahme bestehen im ganzen vier Möglichkeiten:

1. Es kann bei der Wiederaufnahme, also bei Weiterführung der Rede, einer Einzelrede oder der Wechselrede, dasselbe Wort wiederholt werden. Das Verhalten der Sprachgemeinschaft gegenüber einer Wortwiederholung kann sich historisch wandeln, und zwar ist in Deutschland im 18. Jahrhundert ein Wandel eingetreten. Seit dieser Zeit erst pflegt die Aufsatzerziehung die Wiederholung desselben Wortes als Fehler zu brandmarken. Für die gesamte ältere Zeit galt eine solche Scheu nicht. Offenbar ist im 18. Jahrhundert ein neues Verhalten der Sprachgemeinschaft wirksam geworden. Vorher hatte die Rhetorik die Möglichkeiten einer unmittelbaren Wiederholung des Wortes zu ordnen versucht, freilich unter Gesichtspunkten der rhetorisch-literarischen Leistung.
2. Eine zweite Möglichkeit ist der Ersatz durch das Pronomen, wobei der Begriff als solcher bleibt und nur in Erinnerung gehalten wird.
3. Eine dritte Möglichkeit ist der Ersatz durch Synonyme, bei denen sich aber doch ein neues Moment einmischt. Wenn ein Substantiv bei der Wiederaufnahme durch ein anderes Substantiv vertreten wird, also in der Weise einer Variation, ist damit ein neues Moment gegeben. Und dieses neue Moment ist dann jeweils ein neuer Aspekt.
4. Schließlich gibt es noch eine wichtige Möglichkeit, die in der Alltagsrede eine große Rolle spielt, nämlich die Explikation des vor-

her nur Implizierten, also das Aktuellwerden des Horizonts. Zwei Freunde treffen sich etwa auf dem Bahnhof; der eine sagt: *Ich fahre nach Berlin*, worauf der andere fortfährt: *Hast du die Fahrkarte schon?* Hier wird mit *Fahrkarte* etwas expliziert, was vorher bereits durch die Aussage *Ich fahre nach Berlin* mitgegeben war.¹⁴

Wie nun Substantiv und Adjektiv durch ihre morphologische Ausrüstung darauf angelegt sind, sich in die Rede hinein zu öffnen, so ist das Verbum immer, zunächst durch seine Personalform, von Bedeutung für die Kennzeichnung der Rollen im Gespräch. Nun ist es aber seltsam, daß es zwar für die Substantiva die Kategorie der Ersatzwörter gibt, die Pronomina, daß wir aber nicht eigentlich beim Verbum eine solche Ersatzklasse haben. Man kann vielleicht davon sprechen, daß in gewissem Umfang Generalverben wie *sein*, *tun* und *machen*, die landschaftlich sehr variieren, eine solche Ersatzrolle spielen. Es sind die Verben, die ich in meinem Buch als „Elementarverben“ bezeichnet habe.¹⁵ Beispiele finden sich in den beigegebenen Texten¹⁶, und sie lassen sich immer wieder finden, aber man wird doch wohl sagen müssen, daß ein solcher Ersatz nur im Bedarfsfall erfolgt, ohne daß wir generell über die Klasse des Pro-Verbs verfügen. Shoko Kishitani hat für das Mittelhochdeutsche diesen Begriff des Pro-Verbs geprägt, und er ist auch tatsächlich für das Mittelhochdeutsche gültig.¹⁷ Ich habe aber nicht den Eindruck, daß er heute noch für unser System gilt; wir haben keine Verben, die eigens für den Ersatz geprägt sind, sondern nehmen im Bedarfsfall geprägte Verben jeweils dafür in Anspruch.

Substantiva und Sätze können geschlossen und offen sein. Geschlossene Substantiva besetzen allein eine Stelle im Satz, während offene Substantiva von vornherein dazu bestimmt sind, Kern einer Wortfolge, also einer Wortgruppe, im Satz zu sein.¹⁸ Ähnlich ist es beim Satz: Die bisherige Syntax setzte wesentlich die Vorstellung voraus, daß der Satz geschlossen sein müsse, aber das geht an der sprachlichen

¹⁴ Vgl. dazu: Walter Porzig, *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen*, PBB 58, 1934, S. 70 ff.

¹⁵ Die deutsche Sprache, S. 520.

¹⁶ Beispiele: Beilage 3, Zeile 4 (*machen*); Beilage 4, Zeile 6 (*tut*); Beilage 5, Zeile 20/21/24 (*tun*).

¹⁷ Shoko Kishitani, „got“ und „geschehen“ (= Sprache und Gemeinschaft, Studien Band 5, Düsseldorf 1965, S. 129 ff.). Für *erfolgen* vgl. jetzt: Peter von Polenz, *erfolgen* als Funktionsverb substantivischer Geschehnisbezeichnung, Zs. f. dt. Sprache 20, 1953, S. 1 ff.

¹⁸ „Geschlossene“ und „offene“ Substantive: Die deutsche Sprache, S. 41 ff.

Wirklichkeit vorbei. Das einfachste Beispiel für einen offenen Satz ist die Wortfrage, die sich an den Partner wendet mit der Aufforderung, die gegebene Leerstelle zu besetzen. Im Rahmen der Kommunikation ist die Wortfrage also nur die Eröffnung einer kommunikativen Einheit, die sich erst zur Sinneinheit schließt, wenn die Antwort erfolgt ist. Dabei kann es so sein, daß die Antwort der Frage folgt; umgekehrt kann natürlich immer auch eine Erkundigungsfrage auf eine Aussage, auf eine Mitteilung folgen. In beiden Fällen bildet sich jenseits des geschlossenen Satzes eine neue Einheit.

Erst wenn man das ins Auge faßt, daß der zu einer höheren Einheit geöffnete Satz wieder eingeht in eine höhere Stufe der Kommunikation, wird man insbesondere allen jenen Fällen gerecht, die im spontanen Gespräch sogenannte Ellipsen zeigen. Was man als Ellipse bezeichnet, ist vielfach nichts anderes als der Verzicht darauf, noch einmal neu zu formulieren, was bereits gegeben war. Sätze können immer so angelegt sein, auch außerhalb der Wortfrage, daß der Partner sie weiter ausbauen kann, nämlich in der Weise, daß er die geprägte Satzstruktur übernimmt und nun etwa neu besetzt, zusätzlich ergänzend und entwickelnd. Das ist ein Sachverhalt, der keineswegs nur in der gesprochenen Rede, sondern auch in der literarischen Rede eine besondere Rolle spielt. Ich habe dafür den Begriff der Satzkonstanz vorgeschlagen.¹⁹ Es gibt also jenseits des geschlossenen Satzes eine höhere kommunikative Einheit, die zwischen dem herkömmlichen Satz und der Rede steht.

Dieser Sachverhalt gilt insbesondere für die Wechselrede. Wenn man auf eine Wechselrede stößt, dann wird man geradezu erwarten müssen, daß im Zusammenwirken der Partner sich auch die Öffnung des Satzes zeigt.²⁰

Über den Satz hinaus wirken die Satzmorpheme des Verbums, insbesondere das Tempusmorphem. Auch hier werden ja etwa in einer Mitteilung vorweg Einstellungen festgelegt, die weiterbestehen, die weiter übernommen werden, nicht nur in der Erzählung, die Weinrich verfolgt hat.

Darüber hinaus aber, und das ließe sich sehr schön an dem Beispiel aus Borchert deutlich machen, kann nicht nur die Satzstruktur in ihrer

¹⁹ Der Begriff der „Satzkonstanz“: Wirkendes Wort 15, S. 168. Die zugrunde liegende Erscheinung ist schon gesehen von Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Auflage, § 220.

²⁰ Vergleiche Beilage 5, Zeile 1–4, 9–11, 13–15, 21–22.

Konstanz für den Ablauf der Rede von Bedeutung sein, hier einer einseitigen Rede, sondern es kann zugleich auch das Satzmodell von Bedeutung sein. Hier wird die Situation von vier Menschen unter eine Metapher gestellt.²¹ Mit der Prägung des ersten Satzes ist bereits alles, was folgt, impliziert, so daß der ganze weitere Ablauf der Rede lediglich expliziert und ausbaut, was mit diesem ersten Satz bereits gemeint war. Und das keineswegs nur in der Weise eines Themas, sondern durchaus in einer Weise, die syntaktisch relevant ist. Es scheint mir von höchster Bedeutung zu sein, dieses kommunikative Zusammenwirken, das durch den Satz ermöglicht wird, ins Auge zu fassen. Fast alle Abweichungen der Alltagssprache, auch bei Zimmermann, lassen sich auflösen durch den Bezug auf das System und insbesondere unter Zuhilfenahme dieses Momentes des Zusammenwirkens.

Die vorgetragenen Erwägungen konnten nichts anderes sein als nur ein unvorgreiflicher Versuch. Es kommt darauf an, gemeinsam Überlegungen darüber anzustellen, wie der Bereich zu ordnen ist, von dem hier die Rede war. Die Fragen der Terminologie wurden zurückgestellt, man wird sie zu prüfen haben. Denn wenn neue Bereiche von der Wissenschaft in Angriff genommen werden, dann ist es zweckmäßig, sie angemessen zu definieren, und dabei wird es von Bedeutung sein, sie so zu definieren, daß die gewählten Definitionen übersetzbar sind. Dabei wird es gut sein, die Mitwirkung der ausländischen Kollegen in Anspruch zu nehmen, um beurteilen zu können, welche Festlegung sich jeweils empfiehlt.

Die Wissenschaft steht vor einer neuen Aufgabe.²² Auch wer sich schon seit Jahrzehnten mit der Sprache befaßt hat, sieht sich vor einem neuen Beginn.

²¹ Als Metapher für das menschliche Dasein ist *bängen* gewählt (vgl. Beilage 1: Zeile 1/2, 4/5, 8, 9, 11/12, 17/18).

²² Vor allem ist auch zu untersuchen, wie sich Rede aus den semantischen und grammatischen Bedingungen der Sprache aufbaut.

Nr. 1

WOLFGANG BORCHERT

Der Kaffee ist undefinierbar

(aus der Sammlung „An diesem Dienstag“; abgedruckt in:
Das Gesamtwerk, Hamburg, Rowohlt Verlag 1959, S. 195–201)

S. 195/196

Sie hingen auf den Stühlen. Über die Tische waren sie gehängt. Hingehängt von einer fürchterlichen Müdigkeit. Für diese Müdigkeit gab es keinen Schlaf. Es war eine Weltmüdigkeit, die nichts mehr erwartet. Höchstens mal einen Zug. Und in einem Wartesaal. Und da hingen sie
5 dann hingehängt über Stühle und Tische. Sie hingen in ihren Kleidern und in ihrer Haut, als ob sie ihnen lästig wären, die Kleider. Und die Haut. Sie waren Gespenster und hatten sich mit dieser Haut kostümiert und spielten eine Zeitlang Mensch. Sie hingen an ihren Skeletten wie Vogelscheuchen an ihren Stangen. Vom Leben hingehängt zum Gespött
10 ihres eigenen Gehirns und zur Qual ihrer Herzen. Und jeder Wind spielte ihnen mit. Der spielte mit ihnen. Sie hingen in einem Leben, hingehängt von einem Gott ohne Gesicht. Von einem Gott, der nicht gut und nicht böse war. Der nur war. Und nicht mehr. Und das war zu viel. Und das war zu wenig. Und er hatte sie da hingehängt ins Leben, damit
15 sie ein Weilchen da pendelten, dünnstimmige Glocken im unsichtbaren Gestühl, windgeblähte Vogelscheuchen. Preisgegeben sich und der Haut, von der sie die Naht nicht entdeckten. Hingehängt über Stühle, Stangen, Tische, Galgen und maßlose Abgründe. Und keiner vernahm ihr dünnstimmiges Geschrei. Denn der Gott hatte ja kein Gesicht.
20 Darum konnte er auch keine Ohren haben. Das war ihre größte Verlassenheit, der Gott ohne Ohren. Gott ließ sie nur atmen. Grausam und grandios. Und sie atmeten. Wild, gierig, gefräßig. Aber einsam, dünnstimmig einsam. Denn ihr Geschrei, ihr furchtbares Geschrei, drang nicht mal zum Nebenmann, der mit am Tisch saß. Nicht zu dem Gott
25 ohne Ohren. Nicht mal zum Nebenmann, der mit am Tisch saß. An demselben Tisch saß. Nebenan. Am selben Tisch.
Vier saßen am Tisch und warteten auf den Zug. Sie konnten sich nicht erkennen. Nebel schwamm zwischen den weißen Gesichtern. Nebel aus Nachtdunst, Kaffeedampf und Zigarettenrauch. Der Kaffeedampf stank
30 und die Zigaretten rochen süß. Der Nachtdunst war aus Not, Parfüm und dem Atem alter Männer gemacht. Und von Mädchen, die noch wuchsen. Der Nachtdunst war kalt und naß. Wie Angstschweiß. Drei Männer saßen am Tisch. Und das Mädchen. Vier Menschen. Das Mädchen sah in die Tasse. Der eine Mann schrieb auf graues Papier. Er

35 hatte sehr kurze Finger. Der andere las in einem Buch. Der dritte sah die andern an. Von einem zum andern. Er hatte ein fröhliches Gesicht. Das Mädchen sah in die Tasse.

...

S. 200

Der Buchbesitzer sah die beiden an und klopfte sich mit seinem Buch betrübt auf die Lippen. Dann trank er im Stehen die Tasse leer. Und die
40 andern zwei tranken auch. Undefinierbar, sagte der Brothändler und schüttelte sich. Wie das Leben, antwortete der Mann mit dem Buch und verbeugte sich freundlich zu ihm. Und der Brothändler verbeugte sich freundlich zurück. Und sie lächelten höflich über ihren Streit rüber. Und
45 jeder war ein Mann von Welt. Und der Buchmann war heimlich für sich der Sieger. Und darüber wollte er lächeln. Aber da riß er den Mund auf zu einem furchtbaren Schrei. Aber er schrie ihn nicht. Der Schrei war so furchtbar, daß er ihn nicht fertigbrachte. Er blieb ganz tief in dem Buchmann stecken. Nur der Mund stand weit auf, weil ihm die Luft ausging. Der Buchbesitzer starrte auf den vierten Stuhl, wo das Mädchen ge-
50 sessen hatte. Der Stuhl war leer. Das Mädchen war weg. Da sahen die drei Männer auf dem Tisch ein kleines Glasröhrchen. Es war leer. Und das Mädchen war weg. Und die Tasse, die Tasse war leer. Und das Mädchen war weg.

Nr. 2

Gespräch am Neujahrsabend 1965 bei einer Feuerzangenbowle

Anwesende: Gastgeber mit Frau, Tochter und Schwiegersohn.
Besuch – Ehepaar mit Sohn und Schwiegertochter

Besuch Schwiegertochter: Es war eine Jugendherberge in Bremen. Da hatten wir einen Gaskocher angemacht. Für unsere Reise nach München wollten wir noch Tee kochen und – ich sah auch keine Flamme mehr. Ich wußte aber, der Spirituskocher brauchte noch neuen Spiritus, und
5 wollte aufgießen. Halte die große Flasche, die vollgefüllte Flasche in der Hand und gieß drauf (es wird zum Teil dazwischen gesprochen), auf einmal eine Stichflamme, und ich – vor Schreck fällt mir die Flasche aus der Hand, und die Flüssigkeit ergießt sich über den Kellerboden, und da standen 20 Fahrräder drin, und ich seh noch, wie die Flamme weiter-
10 frißt, und wußte nicht, sollst du nach oben laufen und um Hilfe schreien oder sollst du unten bleiben und austrampeln. Aber ich konnte ja beides nicht. Da bin ich doch nach oben gelaufen und hab' „Hilfe, Hilfe“ geschrien, „Feuer“, und da kamen sie alle 'runter. Hab'n sie's ausgetrampelt. Also, es ist noch nichts passiert. Aber da hab' ich einen Schreck bekommen.

...

15 *Gastgeber:* ... Wir haben ja schon mal erzählt die Geschichte von unserer Segelei. Da wurde also ein Kahn gesegelt. Das heißt, wir waren einen ganzen Tag auf dem Chiemsee unterwegs, und da segelten wir

- früh los nach der Herreninsel, und da wurde, und da war ein, na ja, sagen wir mal Ehepaar oder war's so'ne Art Onkelehe. Hab' das nie genau
 20 durchschaut. Und die hatten mitgebracht diesen Gewerkschaftsschnaps, den Doornkaat. Und da waren noch auch'n paar Studiker auf dem Boot, wo die denn drauf waren, und die haben sehr schön an den Doornkaatflaschen genippelt. Und plötzlich stellte der eine fest: Um Gottes willen, für die Friedel, die edle, wohlthätige Spenderin der ganzen Geschichte,
 25 bleibt gar nicht mehr viel übrig; wenn der noch mal rundgeht, dann – die sitzt da vorn auf'm Vordeck – dann bleibt nix übrig. Darauf nahm er schnell – die hatten die Flasche an einen Faden gebunden und hinter dem Wasser her -, im Wasser hergezogen, damit die schön kühl war – dann zog er die 'rauf, machte mal den Kork 'n bißchen ab und ließ ein
 30 bißchen Chiemsee-Wasser 'rein (Lachen), und dann ging die wieder 'rin. Hat kein Mensch gemerkt.

Nr. 3

Deutsches Spracharchiv Münster III/49

- Und dann war mir nun auch aufgefallen, daß die Spanier so sehr höflich sind. Wenn man zu Besuch ist, und man verabschiedet sich, dann wird man in einem reinen Geleitzug bis zur Tür gebracht. Die ganze Familie geht mit. Aber sie machen das nicht nur bei Fremden! Auch untereinander! Wenn sie ihren . . . wenn der Bruder, der doch jeden Tag kommt, wenn der 'raus geht, dann geht die ganze Familie mit zur Tür. Und dann muß man mindestens vier- bis fünfmal sich umdrehen und winken! Das kannte ich von hier aus nicht so, nicht. Ich mußte das erst lernen. Es war mir direkt etwas peinlich, nun unentwegt da so zurückzuwinken. –
 10 Und – ich hatte mich denn daran gewöhnt. Aber einmal – also: war ich dann auch so mit Geleitzug an die Tür gebracht worden, 'runter! Unten fällt mir ein: Oh! Ich hab' meinen Fotoapparat vergessen! Also ich rase wieder nach oben! „Moment, ich hab' meinen Fotoapparat vergessen!“ Ja, dann ging das ganze Theater noch mal los: Der Geleitzug setzte sich
 15 wieder in Bewegung bis zur Tür, ich mußte wieder fünfmal winken. Ich hab' nie in meinem Leben mehr was vergessen. (Lachen.)

Deutsches Spracharchiv Münster III/26

- . . . wissen Sie noch, als Sie das, die erste Sache gaben in dem großen Saal, in dem Bronsaal, da war der ausverkauft, „Die Sängerknaben“. Da war 'ne furchtbare Drängelei, und da haben wir uns alle gefreut, wie
 20 gut das einschlug, und nachher kam irgend etwas, und da haben wir uns fassungslos angeguckt. Die sind unzuverlässig, die Emdener, die gehen nicht mit derselben Begeisterung irgendwohin . . .

...

- Aber da war ja auch nichts in Emden. Und da mußten wir dicke Decken mitnehmen und uns einwickeln und froren uns tot. Und denn saßen wir
 25 'ne ganze Stunde, und denn hatten wir 'ne Märchenvorführung, und sämtliche Kinder, äh, fraßen diese ollen, äh, getrockneten Wurzeln, die

gab's doch damals, und getrocknete Steckrüben. Und denn kam die Bühne nach 'ner Stunde erst angefahren. Und denn mußten wir auch noch 'ne halbe Stunde warten, bis die Kulissen aufgebaut waren. Denn
30 war ich schon über's Knie abgestorben. Ich bin denn nachher nur mit 'ner Reisedecke hingegangen.

Nr. 4

MAX FRISCH

Mein Name sei Gantenbein

(Suhrkamp Verlag, 1964),

S. 254/255

Ob Lila wirklich noch an meine Blindnis glaubt? Ich sehe ihre Beine, das linke über das rechte geschlagen, ihr Knie, anschließend ihren gespannten Rock, ferner sehe ich ihre beiden Hände, womit sie die offene Zeitung hält: Schlagzeile mit Mord.

5 „Du“, fragt sie, „hast du das gelesen –?“

Sie denkt sich nichts dabei, wenn sie solche Fragen stellt. Sie tut das öfter, ohne daß sie Gantenbein auf die Probe stellen will.

„Ja“, sage ich, „– habe ich gelesen.“

Pause.

10 „Nein“, sagt sie, „wie ist das möglich!“

Sie meint den Mord.

„Schauerlich!“ findet sie.

Ich trinke, bis nur noch Eis im Glas ist, und warte, das Glas in der Hand, gespannt, ob Lila nicht plötzlich begreift, was ich eben gesagt habe;

15 ich warte aber vergeblich, und da nichts erfolgt, wiederhole ich:

„Ja – habe ich gelesen.“

Sie hört es einfach nicht.

„Du“, fragt sie, „ist da noch Whisky?“

Es ist.

20 „Danke“, sagt sie später, „danke.“

Schweigen.

„Lila“, sage ich, „ich habe dir etwas gesagt.“

„Entschuldige!“ sagt sie.

Endlich legt sie die Zeitung nieder, doch ihr Gesicht ist überhaupt nicht
25 verwundert, sehe ich, sie greift bloß nach ihrem Whisky, um zu hören, um zu fragen:

„Was hast du gesagt?“

Ich zögere.

„Ich habe gesagt“, lächle ich langsam und nehme nochmals mein Glas

30 an den Mund, ein fades Schmelzwasser, so daß mir das Lächeln vergeht:

„– ich habe gesagt, daß ich's gelesen habe.“

„Findest du's nicht schauerlich?“

Sie meint immer den Mord.

„Ja.“

L. Wandern Sie viel?

S. Ja, früher vor allem. Jetzt als Autofahrerin kommt man nicht mehr so dazu, leider Gottes. Vor allem, wenn man einen Freund hat, der ein Auto hat und der nicht so gern läuft.

5 *L.* So, das ist ja eine ganz neue Überraschung, was ich da höre.

S. Für Sie!

L. Beinahe ganz neue.

S. Aber ich versuche alles, um das zu ändern etwas. Ja.

L. Wohin fahren Sie mit dem Wagen denn, wenn Sie weiter weg fahren?

10 *S.* Ach, weiter weg, was heißt . . . ? Sonntags meinen Sie. Ach meistens nur in den Odenwald, in die Nähe. Dann nehmen wir Freunde mit, Bekannte und so weiter.

L. Ich meine, sehen Sie sich mehr Städte an, oder lieben Sie mehr die Natur draußen?

15 *S.* Ach, doch mehr die Natur, nicht. Vor allem möchte ich dann doch zum Laufen kommen in den Wald oder . . . Im Sommer natürlich kommt das Baden an erster Stelle.

L. Na ja, Sie haben ja als Sekretärin natürlich eine sehr sitzende Lebensweise. Da müssen Sie darauf achten, daß Sie sich körperlich ein bißchen

20 betätigen. Das tun Sie bei der Gelegenheit, so hoffe ich doch.

S. Ja, ohne weiteres. Das will ich immer tun, auch tagsüber. Mittags mache ich gern einen Spaziergang. Mogens jetzt nicht, weil es, da ist es zu dunkel noch. Im Winter ist es nicht so schön. Aber im Sommer werde ich das auch wieder tun.

25 *L.* Und Sie lieben die Umgebung Heidelbergs besonders, nicht?

S. Ja, Sie kennen sie ja auch, nicht? Es ist ja auch schön hier. Wenn Sie den Philosophenweg 'raufgehen im Frühjahr vor allem, haben Sie einen herrlichen Blick auf die Stadt. Diese stimmungsvolle . . . – na, wie soll ich das sagen?

30 *L.* Der rötliche Ton vor allem immer, finde ich so schön. Der Stein so rot, und wenn die Aprikosen blühen und der Blütenschimmer in Rot und Weiß.

S. Dann der Ausblick auf die Rheinebene 'raus und . . . Ach, ich weiß gar nicht, was man bevorzugen soll. Es gibt so vieles hier, nicht? Die

35 ganzen Wälder! Ich glaube, die sind ideal für Wanderer.

Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs

Von Kaj B. Lindgren

(Erstdruck in: *Wirkendes Wort* 16, 1966, S. 156–165)

Über die Grammatik des deutschen Infinitivs mache ich mir Gedanken schon seit mehr als zehn Jahren, und zwar ursprünglich auf Grund meiner Erfahrungen als Deutschlehrer an einer finnischen Hochschule. Freilich fürchte ich, daß ich mich auch weitere zehn Jahre damit beschäftigen muß, denn zu befriedigenden Ergebnissen bin ich noch nicht gelangt¹ und habe hier keine eigentlichen Forschungsergebnisse vorzulegen. Jedoch sind dabei verschiedene theoretische und methodische Probleme aufgetaucht, und ich hoffe, daß sie auch in anderen Zusammenhängen von Interesse sein könnten und vielleicht einer Diskussion wert wären.

Der Ausgangspunkt bestand für mich in der Beobachtung, daß finnische Studenten oft Sätze bilden, die im Deutschen unmöglich sind, und zwar folgender Art: *Ich glaube ihn bald zu kommen. Sie erzählten ihn folgendes gesagt zu haben. Man schätzt die Siedlung 1970 fertig zu stehen.* Daß ein Ausländer Fehler begeht, überrascht natürlich niemand, aber das Ärgerliche an diesem Fehlertyp liegt darin, daß man in den üblichen Grammatiken keine klare Regel finden kann, die die Bildung solcher Sätze untersagen würde. Im Gegenteil, es ist leicht, analoge Fälle aufzuzeigen: *glauben* mit Infinitiv ist häufig, etwa *ich glaube bald kommen zu können*, und der Satzbau ebenso, etwa *ich höre ihn kommen, ich bitte dich zu kommen.*

Es ist freilich verständlich, daß solche Gebilde in den deutschen Grammatiken nicht erwähnt werden, denn sie sind von Deutschen für Deutsche geschrieben, und diese benötigen keinen Hinweis auf Sinnlosigkeiten. Die Verfasser sind bemüht, alles zu beschreiben, was

¹ Einige erste Beobachtungen sind veröffentlicht als: Syntaktische Probleme beim deutschen Infinitiv, *Neuphilologische Mitteilungen* 65, 1964, S. 317–332.

es in der Sprache gibt, aber verlieren keine Worte darüber, was gar nicht existiert. Der Ausländer ist jedoch nicht so leicht befriedigt. Er kann zwar z. B. in der Duden-Grammatik² alle gebräuchlichen Konstruktionen mit einem Infinitiv finden, aber er müßte zusätzlich wissen, unter welchen Bedingungen die einzelnen Konstruktionen möglich sind und welche Umstände etwa die Bildung gewisser Satztypen verhindern. Einem nichtdeutschen Germanisten genügt eine bloße Analyse der vorhandenen Ausdrucksmöglichkeiten nicht, er benötigt ferner eine Analyse über die Grenzen ihrer Verwendung.

Wenn wir eine Frage dieser Art stellen, denke ich, daß der Ausländer manchmal von einem neuen Gesichtspunkt aus das eine und andere beitragen kann. In diesem Fall handelt es sich darum, daß die anfangs zitierten Sätze durch das Finnische hervorgerufen worden sind: Sie stellen nämlich wortwörtliche Übersetzungen gängiger finnischer Konstruktionen dar. Unsere Sprache verfügt über ein System von Infinitiven und Partizipien, das viel reichhaltiger als das deutsche ist. Wir kennen Partizipien für Gegenwart und Vergangenheit, beides in Aktiv und Passiv, wir kennen vier Infinitive mit verschiedenen Kasus in Aktiv und Passiv, und wir können den Täter durch Pronomina oder Possessivsuffixe zum Ausdruck bringen. Mithin können wir beinahe jede finite Verbkonstruktion mit allen ihren Beziehungen auch durch eine Nominalform ausdrücken und so als Glied in einen anderen Satz einfügen. Demgegenüber sind die Möglichkeiten des Deutschen mit nur einem Infinitiv und zwei Partizipien viel beschränkter, und in der Tat kann man beim Übersetzen aus dem Finnischen sehr oft feststellen, daß man nicht direkt übertragen kann, sondern gezwungen ist, die Konstruktionen in finite Sätze aufzulösen oder sonst zu umschreiben.

Hier konfrontieren wir das Deutsche mit einer andersartigen Struktur und werden dadurch aufmerksam auf Umstände, die uns sonst entgehen könnten, in diesem Fall insbesondere darauf, daß auch weitere Konstruktionen denkbar und theoretisch möglich wären. Und dies veranlaßt uns, die Voraussetzungen für die bestehenden Konstruktionen genauer zu überprüfen. – Jedoch muß ich betonen, daß eine solche vergleichende Analyse durchaus nicht immer fruchtbar sein wird, sondern sie wird nur gelegentlich helfen können, nämlich dann, wenn die Strukturen einander in gewissem Grade

² Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (= Der Große Duden 4), Mannheim 1959.

entsprechen, aber doch genügende Unterschiede aufweisen. Auch wird der Vergleich vorerst nicht mehr bieten als eine neue Fragestellung, hier also: Welche Bedingungen müssen jeweils erfüllt sein, damit man im Deutschen eine Infinitivkonstruktion bilden kann?

Eine Antwort ließe sich unter Umständen dadurch finden, daß man systematisch ausprobieren würde, was alles möglich ist und was nicht. Die praktische Durchführung stößt jedoch auf Schwierigkeiten: Ein Deutscher wird wohl allein dazu nicht in der Lage sein, denn ohne Kenntnis von fremden Strukturen wird er kaum überblicken, was alles theoretisch noch denkbar wäre. Und ein Ausländer ist dazu ebensowenig imstande, denn als Kriterium beim Ausprobieren bietet sich doch wohl nur das eigene Sprachgefühl des Experimentators an, und darauf kann er sich nicht verlassen. Das einzige wäre dann, daß ihm eine genügende Anzahl Testpersonen zur Verfügung stünde oder ein Teamwork sich einrichten ließe.

So bleibt zunächst der herkömmlich Weg offen, nämlich, daß man ein umfangreiches Belegmaterial systematisch sammelt, die Sätze nach verschiedenen Gesichtspunkten eingehend analysiert und zu bestimmen versucht, nach welchen Merkmalen sie sich zu einheitlichen Typen zusammenfassen lassen und in welcher Hinsicht sich diese unterscheiden. Aber schon die Frage, wie man die Sätze analysieren soll, führt zu vielen methodischen Problemen.

Gleich zu Anfang muß man sich entscheiden, ob man von dem formalen Bau der Sätze oder von dem ausgedrückten Inhalt ausgehen soll. In diesem Fall habe ich mich für die formale Seite entschieden, und zwar aus mehreren Gründen: Einmal mag es eine Frage des persönlichen Geschmacks sein. Zweitens, weil sich dieser Ausweg hier als fruchtbar erwiesen hat. Und drittens, weil ich Nichtdeutscher bin. Wie schon gesagt, kann sich der Fremde nicht auf das eigene Sprachgefühl verlassen, und er vermag auch kaum die feineren Schattierungen im Inhalt zu beurteilen. Der Einfluß der Muttersprache ist für jeden sehr groß, wie es Leo Weisgerber wiederholt nachgewiesen hat, und niemand wird sich davon vollständig frei machen können. Mithin ist der fremdsprachige Forscher darauf angewiesen, an Hand äußerer oder sonst nachprüfbarer Kriterien zu arbeiten, die Methodik gründlich zu durchdenken und gesicherte Verfahren zu entwickeln. Dies kann sicher auch einen Gewinn bedeuten, aber bei einer inhaltbezogenen Analyse gestaltet sich das schwierig, falls es überhaupt möglich ist.

Damit will ich freilich nicht die Bedeutung der inhaltbezogenen Betrachtung geringschätzen, im Gegenteil, ich denke, daß sie bei der Lösung anderer Probleme den geeignetsten Ansatzpunkt bieten kann. Aber hier möchte ich vor allem betonen, daß man meines Erachtens eine absolute Wahl zwischen den beiden Möglichkeiten treffen und die gewählte Methode konsequent durchhalten muß. Natürlich kann man zuerst die eine und dann zur Ergänzung die andere Analyse durchführen; aber ich stelle mich skeptisch zu Versuchen, die beiden Forschungsrichtungen zu vereinigen. Ich finde ein solches Unternehmen weder in der theoretischen Konzeption noch in den Resultaten befriedigend.

Die theoretische Grundlage zu dieser Anschauung habe ich in anderem Zusammenhang dargestellt – freilich nur auf finnisch veröffentlicht³ –, und ich möchte hier bloß das Wichtigste kurz andeuten. Die auf de Saussure zurückgehende begriffliche Klärung zwischen *Langue* und *Parole* hat uns gezeigt, daß die Sprache einen sehr verwickelten Erscheinungskomplex darstellt, der – je nachdem, von welcher Seite wir sie betrachten – sehr verschiedenartig aussieht. Die *Langue* ist abstrakt, jedoch stellt sie etwas Bleibendes und in der Gesellschaft Allgemeingültiges dar; die *Parole* ist konkret, aber einmalig und individuell. Soweit ich sehe, geht eine formale Sprachbetrachtung, wie etwa der Strukturalismus, von der *Parole* aus, um daraus die Gesetzmäßigkeiten der *Langue* zu abstrahieren, während die Rolle des sprechenden oder schreibenden Individuums zurücktritt. Bei einer inhaltlichen Betrachtung steht wiederum das sprechende Individuum im Vordergrund, und es wird untersucht, wie sein Verhältnis zur *Langue* ist und wie es daraus *Parole* bildet. Die Blickrichtung ist verschieden, und daraus folgt, daß uns der Problemkomplex „Sprache“ jeweils ganz verschiedene Seiten offenbart. Aber daraus folgt weiter, daß die so gewonnenen Konzeptionen von der Sprache wie auch die Grundbegriffe der jeweiligen grammatischen Analyse ganz verschiedenartigen Systemen angehören. Und das zwingt uns, sie konsequent auseinanderzuhalten. Wenn der eine Forscher die Sprache inhaltlich analysiert und etwa von Zeit oder Modalität spricht, so decken sich seine Begriffe keineswegs mit den Begriffen *Tempus* und *Modus* im Munde eines anderen, der die formale Struktur untersucht, obwohl sie manche Berührungspunkte aufweisen und leicht verwechselt werden. Zwar handelt es sich um

³ Kielen rakenne ja sisältö, Suomalainen Suomi 1964, 7, S. 393–397.

einen ungeteilten Erscheinungskomplex, aber die unterschiedliche Blickrichtung hat zu verschiedenen Bildern geführt; wir haben jeweils die Welt unserer Beobachtungen anders gewortet.

Eine rein formale Analyse der deutschen Infinitivkonstruktionen ist von Gunnar Bech⁴ in vorbildlicher Weise durchgeführt worden, und ich denke, daß wir sie weiteren Arbeiten getrost zugrunde legen können; vieles habe ich direkt aus ihr übernommen. – Als anschauliche Grundlage für das Folgende möchte ich einen Satz aus meinem Material herausgreifen. Er stammt aus Peter Bamms Roman *Die unsichtbare Flagge*⁵ und lautet: *Es ist dieselbe Wissenschaft, die hier mit äußerstem technischem Raffinement versucht, Leben zu retten, das sechs Kilometer weiter mit äußerstem technischem Raffinement zu vernichten unternommen wird.* Hier bereitet vor allem die letzte Infinitivkonstruktion Schwierigkeiten bei der Analyse.

In streng strukturalistischem Sinne würde man von den Phonemen als kleinsten Einheiten ausgehen, sodann die Morpheme ermitteln und schließlich von den morphologischen Klassen aus die Satzstruktur bestimmen. Dies zeigt sich u. a. darin, daß die Bestandteile der Sätze mit Termini bezeichnet werden, die zu Formenkategorien gehören. Ich bin jedoch der Ansicht, daß auch hier eine begriffliche Unklarheit vorliegt und daß sich die Kategorien des Formensystems nicht unmittelbar mit denen der Satzstruktur verbinden lassen.

Die theoretische Grundlage hierzu ist längst erschlossen. Wir müssen wieder von den Begriffen *Langue* und *Parole* ausgehen nebst der Folgerung daraus, die später Alan Gardiner⁶ weiterentwickelt hat, nämlich daß die Grundeinheit der *Langue* das Wort, die der *Parole* jedoch der Satz ist. Wenn wir die Sprache als *Langue* betrachten, haben wir es also mit Wörtern zu tun, die in verschiedenen Formen auftreten können, sowie mit Regeln für ihre Kombination, also mit der Grammatik im engeren Sinne. Jedes Sprechen und Schreiben stellt wiederum *Parole* dar, und sie wird primär in Sätzen formuliert, die sich dann in Satzglieder zerlegen lassen. Auf der einen Seite haben wir also Phoneme und Morpheme, die die Wortstruktur der Sprache bestimmen, auf der anderen aber Sätze und Satzglieder, und diese – als definierbare Begriffe – decken sich ja keineswegs mit den

⁴ Studien über das deutsche Verbum infinitum, Hist.-fil. medd. a. d. k. danske vidensk. selsk. 35,2 und 36,6, Kopenhagen 1956/57.

⁵ Zit. nach Fischer-Bücherei, Nr. 160, Frankfurt 1958, S. 8.

⁶ The Theory of Speech and Language, 2. Aufl. Oxford 1951, Kap. 2, bes. § 29.

Formenklassen. Zwischen den beiden Begriffssystemen besteht ein Unterschied, der eine Parallele zu dem zwischen *Langue* und *Parole* darstellt. Mithin können wir meines Erachtens Probleme des Satzbaues nur vom Satzganzen her lösen und nicht vom Formensystem aus. Oben verlangte ich eine konsequente Trennung zwischen den inhaltlichen und den formalen Begriffen nebst den entsprechenden Termini; jedoch wird es ebenso notwendig sein, die morphologischen und die syntaktischen auseinanderzuhalten.

Mit Interesse habe ich festgestellt, daß im letzten Band der *Studia grammatica* Wolfdietrich Hartung⁷ die früher benutzten Termini der Formenkategorien durch Satzgliedbezeichnungen ersetzt hat, und ich vermute, daß hier eine ähnliche Einsicht zugrunde liegt, nämlich, daß wir die Wortformen nicht direkt mit dem Satzbau verbinden können, sondern daß wir, vom Satzganzen ausgehend, erst in einer zweiten Phase nachprüfen können, wie die morphologischen Klassen mit den Satzgliedern korrespondieren. Es sei noch erwähnt, daß Hermann Paul seine Grammatiken dementsprechend gegliedert hat, obschon er sich meines Wissens über die theoretische Grundlage nicht näher geäußert hat.

Vom Satzganzen aus können die Glieder nach dem von Hans Glinz⁸ entwickelten Verfahren, Verschiebe- und Ersatzprobe, ermittelt werden, das mir zweckmäßig und methodisch einwandfrei erscheint. In komplizierteren Fällen, wie etwa in dem erwähnten Satz, reicht dies jedoch nicht aus, sondern wir müssen weitere Methoden entwickeln, wobei wir freilich die rein formale Analyse verlassen und den Inhalt zu Hilfe nehmen. Ich betrachte also diese nicht als einander ausschließende Gegensätze, sondern als Mittel, die einander ergänzen können; es ist nur streng darauf zu achten, welche Blickrichtung jeweils gewählt ist.

Gunnar Bech hat hierfür einen Ausweg gefunden, indem er im zitierten Werk die Begriffe Multiplikation und Division eingeführt hat. Es liegt dabei der Gedanke zugrunde, daß sich Nominalkonstruktionen mit anderen Sätzen vergleichen lassen, in denen derselbe Inhalt durch finite Formen an Stelle der infiniten ausgedrückt ist. So ergibt eine Division unseres Satzes etwa: *die Wissenschaft versucht etwas – sie rettet Leben*, oder *es wird etwas unternommen – man vernichtet Leben*.

⁷ Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen, St.gr. 4, Berlin 1964.

⁸ Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, 4. Aufl. 1965.

Die Methode stimmt meines Erachtens auch überein mit der Anschauung, die der begrifflichen Klärung von de Saussure zugrunde liegt.

Den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft stehen in der *Langue* Wörter als konkrete Träger der geistigen Inhalte zur Verfügung sowie Regeln für ihre Kombination, d. h. grammatische Konventionen dafür, wie die Wörter zu sprachüblichen Sätzen zusammengefügt werden können. In der aktuellen Sprechsituation hat der Redende gewisse Vorstellungen, Gefühle und dergleichen, die er einem oder mehreren Mitmenschen kommunizieren will. Dafür wählt er einmal Wörter, die dem gemeinten Inhalt entsprechen, und fügt sie zweitens, gemäß den üblichen Konventionen, zu Sätzen zusammen. Dabei ist er nicht an nur eine Formulierung gebunden, sondern kann sowohl die Wörter als auch den Satzbau aus einigen Möglichkeiten frei wählen.

Die Kombinationsregeln für die Wörter lassen sich am einfachsten an sogenannten Satzbauplänen illustrieren. Dabei denke ich an Pläne der Art, wie sie Harold E. Palmer⁹ zunächst für Unterrichtszwecke eingeführt hat, die jedoch auch wissenschaftlich brauchbar sein werden, da sie dem tatsächlichen Vorgang beim Sprechen recht nahe kommen dürften. Die Struktur des Satzes wird durch eine Nebeneinanderreihung von Symbolen (z. B. Anfangsbuchstaben) ihrer Hauptglieder dargestellt, also z. B. für den Anfang unseres Satzes: S – Pr – Gl, oder für den Typ *ich gebe ihm ein Buch*: S – Pr – DO – AO. Die jeweils möglichen Satzglieder stehen hier als eine Art Leerstellen, die beim Sprechen mit den einschlägigen Wörtern besetzt werden können bzw. müssen, je nachdem, ob es sich um ein entbehrliches oder unentbehrliches Glied handelt.

Ich gebe zu, daß dies allzu mechanistisch klingen mag, jedoch denke ich, daß sich etwas Vergleichbares in unserem Gehirn abspielen wird. Wir wissen ja, daß das Abstraktionsvermögen unseres Geistes sehr hoch ist, und ich finde es keineswegs ausgeschlossen, daß er auch imstande wäre, mit Abstraktionen der Satzstruktur zu operieren. Freilich muß ich es den Psychologen überlassen zu entscheiden, ob wir an Satzpläne in Form von bloßen Schemata mit Leerstellen denken können oder ob wir besser von einfachen konkreten Sätzen ausgehen sollten, die, im Gedächtnis fest verwurzelt, beim Sprechen als Analogiemuster dienen, nach denen die aktuelle Äußerung formuliert wird. Für die grammatische Theorie spielt dieser Unter-

⁹ S. z. B. *The New Method Grammar*, London 1938

schied jedoch keine Rolle, da wir die Schemata doch nur als Illustrationen der Satztypen verwenden.

Gegenüber den in Deutschland üblichen Satzplänen besteht der wesentlichste Unterschied darin, daß die Zweiteilung in Subjekts- und Prädikatssphäre aufgegeben ist und dafür mit mehreren unabhängigen Hauptgliedern gearbeitet wird. Oder wenn wir den Begriff „Nexus“ von Peter Jörgensen¹⁰ anwenden wollen, muß er so erweitert werden, daß er zwischen mehreren Gliedern zugleich gelten kann. Die traditionelle Zweiteilung scheint mir nämlich im Grunde auf eine logische oder inhaltliche Betrachtung zurückzugehen, während eine formale Analyse primär ein Nebeneinander von mehreren Gliedern ergibt. Ich will nicht bestreiten, daß das Verhältnis zwischen gewissen Gliedern, z. B. zwischen Subjekt und Prädikat oder zwischen Prädikat und Akkusativobjekt, enger sein kann als zwischen anderen. Diesen Unterschied betrachte ich jedoch bloß als einen des Grades und nicht der Art; ein Dativobjekt z. B. weist alle Eigenschaften eines selbständigen Satzgliedes auf, und seine Stellung ist von einer regelrechten Unterordnung weit entfernt.

Gemäß dieser Auffassung können wir den Begriff Prädikat jedoch nur für die finite Verbform verwenden. Von den herkömmlichen Prädikatsteilen müßte in den Typen *er ist Katholik* – *er ist katholisch* das dritte Glied als selbständiges Satzglied anerkannt werden. Bei den Verbzusätzen, Partizipien und Infinitiven ist es mir jedoch noch unklar geblieben, ob man auch ihnen die Rolle eines selbständigen Gliedes zuerkennen sollte oder sie besser als Glieder betrachtet, die dem Prädikat untergeordnet sind; meines Erachtens läßt sich beides rechtfertigen.

Beim Infinitiv gibt es verschiedene Möglichkeiten, so etwa: *die Wissenschaft kann es retten* – *sie versucht zu retten* – *sie unternimmt es, Leben zu retten*. Oft betrachtet man diese als grundverschiedene Konstruktionen. Im ersten Fall bilde der Infinitiv einen Teil des Prädikats, im letzten sei er etwas ganz anderes als satzwertiger Infinitiv. Jedoch läßt sich die Trennung nicht immer eindeutig durchführen, vielmehr scheint hier ein Feld vorzuliegen, wo die einzelnen Typen ohne scharfe Grenzen ineinander übergehen und nur die extremen Gegenpole deutliche Unterschiede aufweisen. Es erscheint mir am zweckmäßigsten, den Infinitiv in allen solchen Fällen als vom Prädikat abhängig zu betrachten, wobei die Beziehung je nach den Ausdrucksbedürfnissen enger oder lockerer gestaltet sein kann.

¹⁰ Tysk grammatik I, 2. Aufl., Kopenhagen 1962, S. 4f.

So kommen wir zur Frage nach der Wortart des Infinitivs und berühren damit ein umstrittenes, noch ungelöstes Problem. Vom formalen Standpunkt aus finde ich es schwierig, die Kategorie der Wortart als etwas Primäres zu betrachten. Zwar gehört jedes Wort in der Parole irgendeiner Wortart an, aber primär finde ich in der Sprache die Verknüpfung eines Inhalts mit einer Lautgestalt, zu der die grammatische Form einschließlich die der Wortart erst sekundär hinzutritt, indem sie bei der Bildung der Parole, also beim Sprechen und Schreiben, durch die Bedingungen der gewählten Satzstruktur bestimmt wird. Die Kategorie der Wortart läßt sich mithin schlecht in unserem System mit den Formenklassen auf der einen Seite, dem Satzbau auf der anderen unterbringen, da sie Beziehungen zu beiden aufweist und so eine Art Zwitterstellung einnimmt, jedoch wird gerade dieser Umstand wichtig sein, weil dadurch die Verbindung zwischen den beiden Systemen hergestellt wird.

Die zweckmäßigste Bestimmung der Wortart geht wohl von der Verwendung im Satz aus: Sie ist die Prägung, die ein Semem erhalten muß, damit man es in der Rolle eines bestimmten Satzgliedes gebrauchen kann. Unter diesem Gesichtspunkt bereitet der Infinitiv Schwierigkeiten. In der erwähnten Verwendung als Prädikatsbestimmung könnte man ihn als Verb betrachten, aber dieses Satzglied hat auch manches mit den Objekten gemeinsam, so daß man es ebenso gut als Größe und das Wort als Nomen ansehen kann. In den anderen möglichen Verwendungen, als Subjekt und als Attribut, nimmt der Infinitiv eindeutig Stellungen ein, die sonst einem Nomen zukommen. Die traditionelle Ansicht, daß der Infinitiv eine für substantivische Verwendung geprägte Verbform sei, ist sehr gut fundiert.

Der Infinitiv hat aber insofern eindeutig verbalen Charakter, als er Bestimmungen zu sich nimmt, die nur einem Verb zukommen. In unserem Beispiel ist *Leben* Akkusativobjekt des Verbs *retten*, und *6 Kilometer weiter* und *mit Raffinement* sind Umstandsangaben zu *vernichten* – neben einem Nomen hieße es ja *die Rettung des Lebens* und *ein raffiniertes Vernichten*. Wenn wir einen finiten Satz in eine Infinitivkonstruktion umwandeln, so bleiben also die anderen Glieder unverändert als Bestimmungen des Infinitivs bestehen. Zu einem finiten Satz gehört aber immer ein Subjekt, meist als Ausdruck für den Täter der Verbalhandlung, und bei der Division von Infinitivkonstruktionen muß ein solches sinngemäß ergänzt werden. Nun

scheint es eine Eigenart des Deutschen zu sein, daß es keine Möglichkeit kennt, das Subjekt der finiten Fassung in einer Infinitivkonstruktion auszudrücken, falls man nicht zu komplizierten Umschreibungen greifen will. Ein Vergleich mit dem Finnischen dürfte dies verdeutlichen: Wir sagen z. B. *luulen tulevani* ‚ich glaube zu kommen‘; *luulen* entspricht *ich glaube*, *tuleva* ist Partizip des Verbs für *kommen*, und das ist versehen mit dem Possessivsuffix *-ni* der ersten Person und bringt so den Inhalt *ich komme* zum Ausdruck. Aber man kann auch sagen *luulen hänen tulevan*, wörtlich ‚ich glaube ihn zu kommen‘, also ‚ich glaube, daß er kommt‘; zum Partizip *tuleva* tritt hier das Pronomen *hän* der dritten Person in einer Kasusform, mit der die Endung *-n* des Partizips kongruiert. Auf diese Weise können wir – und müssen meistens – den Täter der Infinitivhandlung mit ausdrücken. Im Deutschen gibt es aber nur die Möglichkeit *ich glaube zu kommen*, und wir können in keiner Weise weder *ich* noch *er* noch sonst einen Täter für die Handlung des Infinitivs *kommen* im Satz unterbringen.

Aber inhaltlich gibt es selbstverständlich jemand, der kommt, und sowohl der Sprecher als auch der Hörer weiß genau, wer das ist, wenn der Satz in einer wirklichen Sprechsituation fällt. Meist ist dieser Täter der Infinitivhandlung in einem Wort des Gesamtsatzes enthalten, wobei sich der Infinitiv eindeutig darauf bezieht; wenn der Bezug nicht stimmt, empfinden wir den Satz als falsch. Auch für die Verständigung ist dies wesentlich, denn ein unrichtig bezogener Infinitiv führt zu Mißverständnissen oder Sinnlosigkeiten, da der Hörer ihn automatisch gemäß den geltenden grammatischen Konventionen interpretiert. Man könnte diesen Umstand mit einem skandinavischen Terminus als Subjektverhältnis des Infinitivs bezeichnen, und er scheint im Deutschen eine recht strenge grammatische Regel zu bilden, obwohl die Handbücher sie weder klar formulieren noch auf Einzelheiten eingehen. Und gerade gegen diese Regel verstoßen die anfangs aufgeführten, dem Finnischen nachgebildeten Sätze.

Es würde zu weit führen, hier alle Konstruktionen durchzusprechen, die z. B. in dem Werk von Gunnar Bech analysiert sind; einige habe ich in meinem zitierten Aufsatz behandelt. So erlaube ich mir, jetzt ohne Begründungen nur zu behaupten, daß sich gemäß dieser Betrachtungsweise die Konstruktionen mit dem Infinitiv als Prädikatsbestimmung auf ganz wenige einfache Satzbaupläne zurückführen lassen.

Den häufigsten Fall stellt der Typ dar, in dem sich der Infinitiv auf das Subjekt des übergeordneten Satzes bezieht, also Subjektgleichheit besteht. Ein Beispiel wäre der zitierte Satz *ich glaube kommen zu können*, ein weiteres *die Wissenschaft versucht, Leben zu retten*. Schematisch läßt sich die Struktur wie folgt illustrieren: S – Pr – (B) – Inf/S – (B), wo (B) für etwaige weitere Satzglieder steht. Einen zweiten Grundtyp bilden die Sätze, in denen ein Objekt des übergeordneten Verbs zugleich Täter der Infinitivhandlung ist, wie etwa *ich höre ihn kommen* oder *ich befahl ihm, hierher zu kommen*, schematisch S – Pr – (B) – O – Inf/O – (B) oder auch S – Pr – O/S – Inf, wobei das Symbol O/S die Doppelrolle dieses Gliedes als Objekt des Hauptverbs und Subjekt des Infinitivs ausdrückt.¹¹

Auf diese zwei Typen können die allermeisten Konstruktionen mit einem Infinitiv als Prädikatsbestimmung im erwähnten Sinne zurückgeführt werden. Schwierigkeiten bereiten eigentlich nur unpersönliche Konstruktionen, aber falls es erlaubt ist, die Sache so zu betrachten, daß sie gerade in dem Unpersönlichen ein gemeinsames Subjekt haben, so lassen sich auch sie durch diese Schemata erklären. Aus dem Rahmen fällt bloß der Typ *das Leben ist zu retten*, wo der Infinitiv nur in passiver Bedeutung auf das Subjekt bezogen werden kann. Er umfaßt jedoch lediglich Konstruktionen mit *sein* und ein paar bedeutungsverwandten Verben und kann mit Ingerid Dal¹² durch geschichtliche Sonderentwicklung erklärt werden.

Die beiden Haupttypen lassen keine Wahl zu, sondern schließen sich gegenseitig aus. Hier kann jedoch die formale Analyse nicht weitergeführt werden, sondern es muß eine inhaltliche Betrachtung angewendet werden, denn es scheint von der Bedeutung des übergeordneten Verbs abzuhängen, welcher Satzplan jeweils der einzige mögliche ist. Dies erweist meines Erachtens auch folgende Tatsache: In den Listen von Gunnar Bech (im zitierten Werk) findet man gelegentlich dasselbe Verb an zwei Stellen, aber es handelt sich praktisch immer um ein Verb mit zwei Bedeutungen, wobei die Konstruktion jeweils der Bedeutung gemäß ist.

Wenn eine Kette von Infinitiven gebildet wird, muß das Subjektverhältnis zwischen jeweils zwei aufeinanderfolgenden Verben stimmen, aber es kann natürlich, bedingt durch die jeweilige Verbart,

¹¹ Die Verwendung des *zu* regelt sich nach anderen Umständen, und zwar ganz unabhängig von diesen Satzstrukturprinzipien.

¹² Kurze deutsche Syntax, Tübingen 1952, § 86.

innerhalb der Gesamtkette wechseln, wie z. B. in einem Satz von H. W. Geißler¹³: *in der Öffentlichkeit wollte ich mich nicht sehen lassen*; *sehen* bezieht sich auf das hier unterdrückte Objekt von *lassen*, dieses auf das Subjekt von *wollen*. Bei unpersönlichen Konstruktionen kann dagegen eine Verschiebung eintreten, indem sich die Unpersönlichkeit auf das andere Verb erstrecken kann: *es regnet – es hört auf zu regnen*. Ähnlich gelagert sehe ich den Satz, von dem wir ausgegangen sind: *Leben, das zu vernichten unternommen wird* – ihm liegt ein unpersönliches Passiv *es wird etwas unternommen* zugrunde, und die Unpersönlichkeit ist auf die Gesamtkonstruktion übertragen worden. Hier darf ich aber auch auf den von Chomsky eingeführten Begriff der abnehmenden Grammatikalität¹⁴ hinweisen, denn ich denke, daß dieser Satz schon ziemlich an der Grenze der Grammatikalität steht. Es ist ja der Zweck der Grammatik, die betreffende *Langue* zu beschreiben, und ich möchte in Frage stellen, ob dabei alle Gelegenheitsbildungen, die nur zu der Parole gehören und zu denen wohl auch dieser Satz zu zählen ist, überhaupt berücksichtigt werden sollten.

Da sich beinahe alle Konstruktionen, in denen ein Infinitiv als Prädikatsbestimmung gebraucht wird, auf diese Weise durch zwei bzw. drei einfache Satzpläne erklären lassen, liegt es nahe zu versuchen, ob auch die übrigen Konstruktionen auf sie zurückgeführt werden können. Zur Zeit bin ich damit beschäftigt und kann noch nichts Sicheres sagen. Es scheint mir, daß die Hypothese in den meisten Fällen bestätigt wird, aber es gibt auch Sätze, bei denen man sich fragt, ob man nicht doch den Tatsachen Gewalt antut, falls man auch sie in das Schema hineinpreßt. Endgültig kann ich dazu noch nicht Stellung nehmen.

Ich habe hier wiederholt Anlaß gehabt, auf terminologische Unklarheiten hinzuweisen, und habe damit einen Punkt in unserer Wissenschaft berührt, an dem offenbar nicht alles in Ordnung ist. Unsere Termini sind in einen Wirrwarr geraten, und dies betrifft meines Erachtens nicht nur die Benennungen, sondern auch die zugrunde liegenden Begriffe, mit denen wir zu arbeiten versuchen. Ich sage versuchen, denn es ist in der Tat schwierig geworden, sich mit den Kollegen über fachliche Dinge zu verständigen, da man oft nicht recht weiß, was der andere mit den gängigen Fachausdrücken, streng-

¹³ *In einer langen Nacht*, Zit. nach Fischer-Bücherei, Nr. 173, Frankfurt 1957, S. 189

¹⁴ In Anwendung aufs Deutsche z. B. Herbert L. Kufner, *The Grammatical Structures of English and German*, Chicago 1962, S. 10f.

genommen, meint. So sind z. B. Hennig Brinkmann¹⁵ und ich verschiedener Meinung über einen passiven Infinitiv im Deutschen gewesen – jedoch nur scheinbar, denn er denkt dabei an eine inhaltliche, ich an eine formale Kategorie, und in der Sache selbst dürften wir mehr oder weniger einig sein. Ingerid Dal¹⁶ und ich haben über synthetische und analytische Formen Meinungen vertreten, die recht verschiedenartig klingen – jedoch kann ich in allem Wesentlichen ihrer Ansicht beistimmen, nur bin ich gewohnt, diese Termini in leicht abweichendem Sinn zu verwenden. Und einmal habe ich gelesen – ich weiß nicht mehr wo, aber das ist wohl nur gut –, daß ein schriftlicher Text keine Parole darstelle, und dazu kann ich nur sagen, daß eine Verständigung so lange zwischen uns ausgeschlossen sein wird, bis wir von Grund aus über den Inhalt der Termini neu übereinkommen. Ich muß aber noch betonen, daß ich in keiner Weise dazu Stellung nehmen möchte, wer von uns die Termini „richtig“ benutzt hat; ich stelle lediglich fest, daß wir unter denselben Fachausdrücken verschiedenes verstehen und dadurch die gegenseitige Verständigung stark erschweren.

Niemand wird wohl einem Forscher das Recht abstreiten, bei Bedarf neue Begriffe einzuführen, und man wird kaum etwas Schwerwiegendes einzuwenden haben, wenn jemand alte Termini in leicht abweichendem Sinne verwendet, vorausgesetzt, daß der neue Inhalt genügend klar definiert wird. Aber heute scheint sich niemand darüber im klaren zu sein, in welchem Sinne sogar fest eingebürgerte Fachausdrücke am zweckmäßigsten verwendet werden sollten, und die Folge ist, daß sie ziemlich willkürlich gebraucht werden. Ich fürchte, daß wir auf diese Weise nicht vorwärtskommen; wenigstens machen wir uns die Arbeit unnötig schwierig, wenn wir nicht rechtzeitig Abhilfe schaffen.

Wir werden kaum Ordnung ins heutige Chaos bringen können, wenn wir uns nicht alle um die Eindeutigkeit unserer Begriffe bemühen. Es ist natürlich ausgeschlossen, eine einzige Serie von Termini einzuführen, die sämtlichen Forschungsrichtungen gemeinsam wäre, im Gegenteil, es ist meines Erachtens unumgänglich, daß jede Richtung ihr eigenes Begriffssystem ausarbeitet und dafür ein einheitliches

¹⁵ Brinkmann, Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung (=Sprache und Gemeinschaft, Grundlegung I), Düsseldorf 1962, S. 259 ff., und mein zit. Aufsatz.

¹⁶ Dal, Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie, Norsk tidsskr. f. sprogk., 12, 1942, S. 199–212, und Lindgren, Die Apokope des mhd. -e in seinen verschiedenen Funktionen, AASF 78, 1953, S. 220 ff.

System von Termini in Gebrauch nimmt. Vor allem möchte ich davor warnen, Termini aus anderen Systemen zu entlehnen, denn die jeweiligen Begriffe decken sich nicht, wenn sie auch viele Ähnlichkeiten aufweisen können. Eine Möglichkeit bestünde z. B. darin, die herkömmlichen lateinischen Termini in formalen Systemen zu verwenden und neue deutsche Bezeichnungen für inhaltliche Begriffe einzuführen – oder auch umgekehrt; wichtig wäre nur, daß die Systeme nebst ihren Begriffen und Termini streng auseinandergehalten werden. Für jedes weitere Begriffssystem müßte natürlich ein entsprechendes System von Termini zurechtgelegt werden. Wenn auf einer solchen Basis eine auch nur annähernde Übereinstimmung in den Bezeichnungen erreicht werden könnte, so daß jeder Terminus immer nur für genau denselben Begriff und nur als Bestandteil des einschlägigen Systems verwendet würde, so wäre ein wesentlicher Schritt getan, um die Verständigung zu erleichtern, und ein Anlaß zu sehr vielen Mißverständnissen beseitigt.

Der semantisch-syntaktische Hof unserer Wörter¹

Von Paul Grebe

(Erstdruck in: *Wirkendes Wort* 16, 1966, S. 361–364)

Als in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Sprachwissenschaftler darangingen, die Lehren Ferdinand de Saussures² für die Erarbeitung des Systems unserer Sprache nutzbar zu machen, wandten sie sich zunächst der Erschließung der inneren Ordnung unseres Wortschatzes zu. Die Beschäftigung mit dem Systemcharakter des syntaktischen Bereiches unserer Sprache begann erst in größerem Umfang in den fünfziger Jahren.

Im Jahre 1924 schrieb Gunther Ipsen in der Streitberg-Festschrift³ einen Aufsatz „Der alte Orient und die Indogermanen“, in dem er erstmals von einem „Bedeutungsfeld“ sprach.

Im Jahre 1927 veröffentlichte Leo Weisgerber in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift seinen Aufsatz „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft“⁴, und im Jahre 1931 erschien das Buch von Jost Trier „Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes“, durch das die Wortfeldforschung ihren stärksten Antrieb erhielt.

In völlig anderer Weise versuchte damals Walter Porzig, die Einsichten Saussures für das Erkennen der „Gliederung des Bedeutungssystems“, wie er sagte, nutzbar zu machen. Er schrieb im Jahre 1934 seinen Aufsatz über „Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“⁵, an

¹ Wir verdanken der sich an diesen Vortrag anschließenden Diskussion vor allem terminologische Hinweise. Vgl. hierzu jetzt auch Duden-Grammatik, 2. Aufl., Mannheim 1966, S. 508f.

² Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, 1915.

³ Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Festschrift für Wilhelm Streitberg, Heidelberg 1924, S. 225.

⁴ Leo Weisgerber, Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft, GRM 15, 1927, S. 161ff.

⁵ PBB 58, 1934, S. 70ff.

dessen Inhalt die folgenden Ausführungen anschließen. Damit wird ein Ansatz wiederaufgenommen, der nach unserer Meinung durch die einseitige Beschäftigung mit dem Wortfeld bisher nicht weitergeführt worden ist.

Porzig weist in diesem Aufsatz darauf hin, daß mit jedem Wort, das ich ausspreche, bereits ein anderes Wort „implicite mitgesetzt“ sei. Wer *bellen* sage, schließe die Vorstellung an *Hund* mit ein. Dasselbe gelte für *reiten* und *Pferd*, für *Zunge* und *lecken*, für *küssen* und *Lippen*. Zwischen Wörtern dieser Art bestehe „eine Beziehung, die im Wesen der gemeinten Bedeutungen selbst begründet“ sei. Er nannte diese Beziehungen „wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“⁶. Er glaubte mit diesen Beziehungen „die untersten Glieder des Bedeutungssystems“ rein als sprachlich vorhandene Einheiten⁷ erfaßt zu haben.⁸

Walter Porzig reflektierte in diesem Aufsatz dann noch über die Erscheinung, daß es Wörter gebe, die nur mit wenigen oder mit vielen anderen Wörtern in dem dargestellten Sinne verbindbar seien. Wenn es darunter Wörter gebe, die mit zahllosen anderen Wörtern verbindbar seien, dann handele es sich um Grenzfälle. Der normale Fall in der Sprache sei der, daß ein Wort seinen bestimmten Umkreis für seine Beziehungen habe.⁹

Im Jahre 1952 beschäftigte sich Ernst Leisi¹⁰ in seinem Buch „Der Wortinhalt“ noch einmal mit der gleichen sprachlichen Erscheinung, ohne jedoch auf die Arbeit von Walter Porzig einzugehen, die er offenbar nicht kannte. Leisi spricht in diesem Zusammenhang von der „semantischen Kongruenz“, die „zwischen demjenigen Substantiv, das Subjekt, und demjenigen Verb, das Prädikat ist, aber auch zwischen Prädikat und dem Objekt“ bestehe.¹¹

Als wir in den Jahren 1957 und 1958 bei der Ermittlung der syntaktischen Grundformen¹² auf die Valenz¹³ des Verbs stießen und von „sinnotwendigen“ Ergänzungen sprachen, die zu bestimmten Verben treten müßten, da wurde uns deutlich, daß die „sprachlichen Einheiten“, von denen Walter Porzig in seinem oben erwähnten Aufsatz

⁶ A. a. O., S. 70.

⁷ Sperrung vom Verfasser.

⁸ A. a. O., S. 72.

⁹ A. a. O., S. 73.

¹⁰ Ernst Leisi, *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*. 1. Aufl. Heidelberg 1952. 2. Aufl. 1961.

¹¹ A. a. O., S. 69.

¹² Vgl. *Duden-Grammatik*, 2. Aufl., Mannheim 1965, S. 465 ff.

¹³ Vgl. *Duden-Grammatik*, S. 469.

sprach, nicht nur für den Aufbau des Wortschatzes, sondern auch für den syntaktischen Bereich von größter Bedeutung sind.

Wir entschlossen uns dann in den folgenden Jahren, mit Hilfe von freien Mitarbeitern der Dudenredaktion nach Möglichkeit alle Zuordnungen von Wörtern zu erfassen, die in unserer Sprache Geltung haben. Die so entstandene Kartei soll aussagen, was mit wem verbunden werden kann. Also: *Fenster* mit *öffnen* oder *schließen*, *Sonne* mit *steigen* oder *sinken*, *Hund* mit *bellen* oder *beißen*. Da diese Zuordnungen mit weitem Kontext ausgezogen worden sind, antwortet die Kartei auch auf die Frage, wie sich diese Zuordnung vollzieht. Die Zahl der Belege hat eine Million längst überschritten. Bei den exzerpierten Texten handelt es sich um Texte der Gegenwartssprache, und zwar aller sprachlichen Schichten und Stufen: der schönen Literatur, der Wissenschaft, der Unterhaltungsliteratur, der Trivilliteratur, der Sportsprache usw.

Um für alle geltenden Zuordnungen einen gemeinsamen Terminus zu haben, entschieden wir uns für die Bezeichnung „Sinnkopplung“. Wir verstehen also unter „Sinnkopplung“ eine muttersprachlich geltende Zuordnung von Wörtern.¹⁴

Wenn wir unsere Kartei auf diese Sinnkopplungen hin befragen, dann zeigt sich sehr schnell, daß es Wörter gibt, die nur in einer oder nur in wenigen Sinnkopplungen vorkommen, und andere, die in vielen Sinnkopplungen stehen. So ist etwa *röhren* nur mit dem Wort *Hirsch* verbindbar (in besonderen Fällen kann es auch einmal übertragen verwendet werden: *Der Betrunkene röhrte durch die Straßen*), aber das Wort *Auge* mit einer großen Zahl anderer Wörter wie *funkeln*, *leuchten*, *flackern*, *glänzen*, *brennen*, *aufschlagen*, *niederschlagen*, *schließen*, *rollen*, *reiben*, *verletzen*, *verbinden*, *wandern lassen*, *auf jmdn. oder etwas richten*, *auf jmdn. oder etwas ruben lassen*, *jmdn. in die Augen sehen*, *etwas im Auge behalten* und viele andere Verbindungen mehr. Wir finden hier das bestätigt, was Walter Porzig über den Umkreis der Beziehungen eines Wortes in dem obengenannten Aufsatz ausgesagt hat.

Wir haben uns auch hier zu einem Terminus entschlossen und bezeichnen alle Sinnkopplungen, die von einem Wort ausgehen, als

¹⁴ Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Typologie der Sinnkopplungen zu geben, zudem diese Arbeit von der Lexikographie seit langem geleistet worden ist. Die innere Festigkeit der Sinnkopplungen nimmt von den lockeren syntaktischen Gefügen (*Weizen ernten*) bis zu den sogenannten festen Verbindungen (*Erfolg haben*, *erfolgreich sein*) zu.

den „semantisch-syntaktischen Hof“¹⁵ dieses Wortes. Es gibt also Wörter, wie das Beispiel *röhren* gezeigt hat, mit einem minimalen syntaktischen Hof, aber auch Wörter mit einem ausgedehnten Hof. Zu den Wörtern mit einem maximalen Hof gehören vor allem die Benennungen der menschlichen Körperteile (*Auge, Hand, Herz, Kopf* u. a.), dann so zentrale Substantive wie *Arbeit, Ehre, Feuer, Gedanke, Geist, Geld, Glück, Grund, Weg*, Verben wie *fühlen, führen, geben, gehen, gelten, haben, halten, machen, tun* oder Adjektive wie *frei, groß, gut, hart, hoch* und manche andere. Sie gehören vornehmlich dem menschlichen und dem zwischenmenschlichen Bereich an.

Wenn es uns einmal gelungen sein wird, den syntaktischen Hof aller Wörter zu umreißen,¹⁶ dann werden wir von hier aus mit Sicherheit neue Einsichten in den inneren Aufbau unseres Wortschatzes gewinnen, denn es kann im Rahmen des gesamten Systems unserer Sprache nicht gleichgültig sein, was die Sprachgemeinschaft im Laufe der Zeit in dieser Weise ausgebaut und hervorgehoben hat. Es drängt sich jetzt bereits die Überzeugung auf, daß wir bei den Wörtern mit einem maximalen semantisch-syntaktischen Hof vor den „Schwerpunktswörtern“ unserer Sprache stehen. Uns will jedenfalls als sicher erscheinen, daß diese semantisch-syntaktischen Höfe mit ihrer unterschiedlichen Ausdehnung für die Gliederung unseres Wortschatzes wichtig sind. Auch von hier aus kann sich ein Weg abzeichnen, der zum „Weltbild“ der Sprache führt. Er scheint uns sprachnäher zu sein als alle anderen Wege, die bisher zu diesem Zwecke beschritten worden sind.

Dies darf jedoch nicht so verstanden werden, als seien die anderen Wege Irrwege gewesen. Im Gegenteil, sie behalten ihren Wert, weil die geistigen Bezüge innerhalb unseres Wortschatzes vielerlei Art sind. Da die meisten Wörter, die in Sinnkopplungen stehen, mit anderen Wörtern austauschbar, d. h. synonym sind, ergibt sich von

¹⁵ Das Bild ist vom Hof des Mondes genommen. Wir wollten ursprünglich nur von „syntaktischen Höfen“ sprechen. Die Diskussion, die sich an den eingangs erwähnten Vortrag auf der Herbsttagung des Instituts für deutsche Sprache angeschlossen hat, ergab, daß es besser sei, auch auf den semantischen Charakter der Sinnkopplungen hinzuweisen. Es wurde deshalb dort auch vorgeschlagen, von „syntagmatischen Höfen“ zu sprechen.

¹⁶ Dem Einwand, der auch auf der eingangs erwähnten Sitzung des Instituts für deutsche Sprache vorgebracht wurde, daß es nicht immer gelingen werde – so etwa bei Verben wie *machen* und *tun* –, den semantisch-syntaktischen Hof abzugrenzen, kann man mit dem von Walter Porzig schon ausgesprochenen Einwand begegnen, daß es sich hier um Ausnahmen handelt.

hier aus die Verbindung von den Sinnkopplungen zu den Wortfeldern ganz von selbst. Die Sinnkopplungen sind aber nicht nur für den inneren Aufbau unseres Wortschatzes von Bedeutung, sondern auch für den ganzen Bereich unserer Satzungen.

Die Sinnkopplungen sind bereits syntaktisch geprägt, denn jeder Sprachteilhaber weiß zum Beispiel, daß das Wort *Acker* in der Sinnkopplung *Acker – pflügen* als Objekt verstanden werden muß. Daraus ergibt sich, daß wir bei diesen Sinnkopplungen vor infiniten Reduktionen vorausgegangener Satzungen stehen.¹⁷ Die infinite Reduktion des Satzes *Ich pflüge den Acker* heißt: *Acker – pflügen*. Die infinite Reduktion des Satzes *Ich klopfe meinem Freund auf die Schulter* heißt: *jmdm. auf die Schulter klopfen*.

Schließt man die attributiven Sinnkopplungen (*Auge – schön, gut, hell* u. a.) aus, dann verbleiben Sinnkopplungen mit einem verbalen Kern. Handelt es sich bei einer verbalen Sinnkopplung um eine infinite Reduktion eines ergänzungslosen Satzes, dann wird das Subjekt des vorausgegangenen Satzes mitgenannt: *Die Sonne scheint* wird zu: *Sonne – scheinen*. Handelt es sich aber um einen Satz mit einer Sinnergänzung, dann fällt das Subjekt als variable Größe bei der infiniten Reduktion aus. Andere variable Größen werden dabei generalisiert: *Er ist mein Freund – Freund sein*. *Ich helfe ihm – jemandem helfen*. *Die Mutter macht die Suppe warm – Suppe warm machen*. *Karl fährt nach Frankfurt – nach Frankfurt fahren*. Die verbale Sinnkopplung läßt in jedem Falle erkennen, was unabdingbar zu dem vorausgegangenen Satz gehört. So lautet die Sinnkopplung zu dem Satz *Ich schenke meiner Mutter Blumen* nicht einfach *Blumen schenken*, sondern: *jemandem Blumen schenken*, zu dem Satz *Ich schreibe einen Brief an meinen Vater* nicht einfach *Brief schreiben*, sondern: *einen Brief an jemanden schreiben*. Jede Sinnkopplung ist deshalb das Minimum eines vorausgegangenen Satzes. Es liegt deshalb auf der Hand, daß die Abstrichmethode, die wir zur Gewinnung der syntaktischen Grundformen unserer Sprache angewandt haben,¹⁸ auf diese verbalen Sinnkopplungen gestützt ist.¹⁹

¹⁷ Wir treffen damit offenbar auf die gleichen Phänomene, die Hans Glinz in seinem Buch „Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse“ (Düsseldorf 1965) in den Blick gefaßt hat.

¹⁸ Vgl. Duden-Grammatik, 2. Aufl. 1966, S. 468 ff.

¹⁹ So wären bei dem Verb *schreiben* u. a. folgende syntaktische Verwendungen zu unterscheiden:

*schreiben*¹: In Opposition zu anderen Tätigkeitsverben, z. B. *lesen, zeichnen, rechnen, spielen* u. a.

Beispiel: Was tust du? Ich *schreibe*. Und nicht: Ich *lese, zeichne, spiele* u. a.

Die Sinnkopplungen bilden den eigentlichen Grundstock unseres Sprachbesitzes. Von Jugend an reichern wir sie in uns an, nicht zuletzt durch Wortschatzübungen nach dem Muster „Was tut die Sonne?“ Wir besitzen sie latent als semantische Einheiten, die bereits syntaktisch geprägt sind, um sie im Augenblick der Setzung im Rahmen der zuständigen syntaktischen Grundform finit auszubauen und mit freien Satzgliedern zu erweitern. Wir stehen also bei jeder Setzung zwei sprachlichen Ganzheiten gegenüber: einer muttersprachlich geltenden Sinnkopplung und einer ebenfalls geltenden syntaktischen Grundform, in der sich die Sinnkopplung realisiert. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie sehr Wortschatz und Syntax aufeinander bezogen sind.

Von hier aus könnten sich zwei Aufgaben für die Sprachwissenschaft ergeben: 1. ein Wörterbuch der semantisch-syntaktischen Höfe zu schreiben, um zu erkennen, ob sich dadurch weitere Einblicke in die innere Ordnung unseres Wortschatzes ergeben;²⁰ 2. die Zuordnung von bestimmten Sinnkopplungen zu bestimmten syntaktischen Grundformen festzustellen, weil es auf diese Weise möglich sein könnte, neue Gesichtspunkte für die Aufgliederung des syntaktischen Bereiches unserer Sprache zu gewinnen.

*schreiben*²: *einen Brief schreiben*: In Opposition zu „schreiben“ mit anderen Objekten, z. B. ein Buch, einen Roman.

Beispiel: Ich schreibe einen Brief. Und nicht: Ich schreibe einen Roman.

Generalisierte Sinnkopplung: *etwas schreiben*.

*schreiben*³: *einen Brief, eine Karte an meinen Vater schreiben*: In Opposition zu: einen Brief, eine Karte schreiben in Verbindung mit anderen Präpositionalgefügen, die einen Empfänger bezeichnen.

Beispiel: Ich schreibe einen Brief, eine Karte an meinen Vater. Und nicht: an meine Mutter, Tante, Tochter u. a.

Generalisierte Sinnkopplung: *einen Brief, eine Karte an jemanden schreiben*.

In jedem Einzelfalle – weitere syntaktische Verwendungen könnten bei „schreiben“ noch hinzugefügt werden – handelt es sich um eigenständige Sinnkopplungen, die bei Anwendung der Abstrichmethode zu respektieren sind.

²⁰ Es wäre selbstverständlich auch die Aufgabe eines solchen Wörterbuches, die in Fußnote 19 angedeutete unterschiedliche syntaktische Einsatzfähigkeit eines jeden Verbs aufzuzeigen.

Die Stellung des Adjektivs im Französischen

mit einer Skizze zur Stellung des Adjektivs und Adverbs im Deutschen

Von Harald Weinrich

Die sprachlichen Tatsachen der Adjektivstellung im Französischen sind hinreichend bekannt. Hier geht es darum, sie vom Standpunkt der strukturalen Sprachwissenschaft neu zu durchdenken, um zu einer adäquaten Beschreibung des Phänomens zu gelangen. Adäquat ist eine Beschreibung dann, wenn sie einfach in der Theorie ist und zugleich erschöpfend in der Aufzählung der sprachlichen Gegebenheiten mit ihren verschiedenen Aspekten. Eine solche Beschreibung kann dann zugleich auch als Erklärung gelten.

In der traditionellen Grammatik wird die Stellung des Adjektivs im Kapitel „Wortstellung“ behandelt. In der strukturalen Sprachwissenschaft wird nun jedoch das Wort als eine zu unsichere Grundlage für eine Semantik oder eine Syntax angesehen. Man zieht es daher im allgemeinen vor, von der besser faßbaren Einheit des Monems auszugehen. Das gilt auch für eine Untersuchung der Adjektivstellung. Da wir das Wort nicht definieren können, werden wir die Frage der Adjektivstellung nicht unter dem Titel „Wortstellung“, sondern unter dem Titel „Monemstellung“ behandeln. Durch diese Verschiebung gleich am Anfang unserer Analyse ergeben sich für das ganze Problem eine Reihe neuer Aspekte.

Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist eine ganz einfache und selbstverständliche Beobachtung: das attributive Adjektiv steht im Französischen manchmal vor, manchmal hinter dem Substantiv. Man kann sowohl sagen *le pauvre homme* als auch *l'homme pauvre*, und bekanntlich ist die Bedeutung in beiden Fällen verschieden.¹ Welches ist nun die gewöhnliche Stellung des Adjektivs? Statistische Unter-

¹ *Un pauvre homme* ist ein bedauernswerter Mensch, *un homme pauvre* ein Mensch, der kein Geld hat.

suchungen zeigen, daß die Nachstellung häufiger ist als die Voranstellung. Der Durchschnittswert für die Nachstellung beträgt fünf- undsechzig Prozent, erreicht aber in bestimmten Bereichen ohne weiteres sogar neunzig Prozent.² Dieses statistische Ergebnis hat nicht mehr und nicht weniger Gewicht, als Durchschnittswerte sonst haben; es umfaßt Adjektive wie *français*, die fast immer nachgestellt werden, und Adjektive wie *bon*, die fast immer vorangestellt werden. Man muß sich deshalb genauer ansehen, um welches Adjektiv und auch um welches Substantiv es sich jeweils handelt. Unterscheidungen dieser Art hat man im übrigen seit langem gemacht. Die Ergebnisse, die man dabei erhalten hat, lassen sich grob in drei Regeln zusammenfassen³:

1. Das nachgestellte Adjektiv hat unterscheidenden Charakter, während das vorangestellte eine ziemlich vage Bedeutung hat und oft mit dem Substantiv gedanklich eine Einheit bildet;
2. das vorangestellte Adjektiv findet sich vorwiegend bei affektivem, gefühlsbetontem Gebrauch, häufig auch in übertragener Bedeutung, das nachgestellte Adjektiv dagegen ist eher verstandesbetont⁴;
3. im Satzrhythmus hat das nachgestellte Adjektiv die stärkere, das vorangestellte die schwächere Position.

Diese drei Regeln repräsentieren – in allerdings vereinfachter Form – den Stand der Untersuchungen zu unserem Thema.

Hier setzt nun die strukturelle Sprachwissenschaft ein mit der ewigen Frage nach den Strukturen. Es gibt ja nicht nur Substantiv und Adjektiv in der Sprache, und die Distribution der verschiedenen Elemente vollzieht sich nicht im leeren Raum, sondern im Text. Man muß sich also fragen, wie die Distribution der anderen Elemente in der Umgebung des Substantivs aussieht. Unter Elementen verstehen wir dabei nicht nur Wörter, sondern alle Moneme und Monemfolgen, die vom Substantiv abhängig sind. Als Beispiel soll der folgende Satz von Valéry dienen: *Les véritables secrets d'un être lui sont plus secrets qu'ils ne le sont à autrui* (Choses tues). In der Umgebung des Substantivs

² Grammaire Larousse du français contemporain, 1964, § 312.

³ Einen historischen Abriss über die verschiedenen Theorien gibt Karl Wydler, Zur Stellung des attributiven Adjektivs vom Latein bis zum Neufranzösischen, Bern 1956, 6–39.

⁴ Diese Regel geht auf Gröber zurück; sie wird vor allem in der deutschen Sprachwissenschaft immer wieder aufgenommen. Die Schule Vosslers stellte sie in den Dienst einer oft grotesken psychologisierenden Stilbetrachtung.

secrets findet man nicht nur das Adjektiv *véritables*, sondern verschiedene andere Moneme, deren Distribution uns hier beschäftigen soll. Da ist zunächst der Artikel. Er wird im Französischen immer vorangestellt. Das ist bekanntlich nicht in allen Sprachen der Fall; im Rumänischen und im Dänischen steht der Artikel oft hinter dem Substantiv. Die Voranstellung des Artikels ist also ein charakteristisches Merkmal in der Struktur des Französischen und gehört zu unserem Kapitel „Monemstellung“. Außerdem steht vor dem Substantiv das Monem, das den Plural anzeigt; es ist „durch Verschmelzung“, wie Martinet sagen würde, in dem geschlossenen *e* des Artikels enthalten und nicht, wie uns die traditionelle Orthographie glauben machen möchte, in einem *s*-Suffix des Substantivs. Gerade hier, wo es um Nachstellung oder Voranstellung geht, zeigt sich sehr deutlich, wie wichtig es ist, sich nicht durch die Orthographie täuschen zu lassen. Die Orthographie erweckt den Eindruck, der Plural sei durch ein nachgestelltes Monem gekennzeichnet, während es in der wirklichen Struktur der gesprochenen französischen Sprache in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur einen durch ein vorangestelltes Monem gekennzeichneten Plural gibt (vgl. *les hommes, les femmes*). Ferner finden wir in unserem Beispiel ein Adjektiv, das hier vorangestellt ist, oder das, wie wir nun sagen wollen, ein vorangestelltes Monem unter anderen ist. Dem Substantiv folgen weitere Elemente, die von ihm abhängen, nämlich die Monemfolge *d'un être*, also nach der Terminologie der Grammatik ein Genitivattribut. Auch die Stellung des Genitivattributs ist unveränderlich: es wird immer nachgestellt.

Die Untersuchung des Satzes von Valéry zeigt also, daß in der Umgebung des Substantivs nicht nur die Stellung des Adjektivs zu beachten ist. Man muß die Distribution aller Moneme untersuchen, die das Substantiv determinieren und mit ihm eine semantische und syntaktische Verbindung im Satz bilden. Unter all diesen Monemen gibt es einige, vor allem das Adjektiv, mit veränderlicher Stellung; bei anderen hingegen ist die Distribution – Voranstellung oder Nachstellung – unveränderlich. Aus dieser Beobachtung über den strukturellen Rahmen unseres Problems ergibt sich schon die Methode, nach der wir nun vorgehen müssen. Zuerst ist die Distribution der Moneme zu erklären, deren Stellung im Satz unveränderlich ist. Dann wird sich die Distribution der Moneme mit veränderlicher Stellung, also der Adjektive, ohne weiteres als Sonderfall einer allgemeineren Struktur erweisen.

Immer vorangestellt sind im Französischen folgende Moneme: der Artikel (*le secret, un secret*); das pluralanzeigende Monem (*les secrets, des êtres*)⁵; die Negation des Substantivs (*pas de secret, aucun secret*); das Demonstrativpronomen (*ce secret*), das Possessivpronomen (*mon secret*), das Relativpronomen (*lequel secret*); das Interrogativ- und Exklamativpronomen (*quel secret*); das Indefinitum (*quelques secrets*); die Zahlwörter (*trois secrets, le second secret*)⁶; die Präposition (*pour le secret*) und schließlich – wenn man die alte Terminologie weiter verwenden will, das Kasussignal (*du secret, aux secrets*). Alle diese Moneme, abgesehen vielleicht von einigen Ausnahmen in feststehenden Redewendungen, sind nur in der Voranstellung möglich. Zu welcher Monemklasse die aufgezählten Moneme gehören, ist offensichtlich: es handelt sich ausschließlich um Morpheme.

Nicht weniger eindeutig ist das Ergebnis bei den nachgestellten Monemen. Dem Substantiv nachgestellt werden im Französischen folgende Moneme oder Monemfolgen: das Partizip und das Verbaladjektiv (*le secret gardé, le secret parlant* – hier gibt es allerdings einige Ausnahmen); das durch eine Ergänzung erweiterte Adjektiv (*le secret difficile à garder*); das Genitivattribut (*les secrets d'un être*); die Apposition (*un secret-clé*); der Relativsatz (*le secret que je garde*) und schließlich jeder Satz bis hin zur längeren Periode, der irgendwie vom Substantiv abhängt und es determiniert. Alle diese Moneme und Monemfolgen sind mit wenigen Ausnahmen nur in der Nachstellung möglich. Die Monemklasse, die man bei der Betrachtung der Nachstellung erhält, läßt sich nun ebenso leicht erklären wie die durch die Voranstellung charakterisierte Klasse. Handelte es sich dort offensichtlich um Morpheme, so handelt es sich hier offensichtlich um Lexeme oder doch wenigstens um Monemfolgen, die Lexeme enthalten. Hier zeigt sich ein deutliches Strukturmerkmal der französischen Sprache für die Monemstellung: die Voranstellung ist oft, abgesehen von wenigen Ausnahmen, charakteristisch für die Morpheme, die Nachstellung für die Lexeme. Wir haben hier versucht, diese Struktur bei der Nominalgruppe aufzuzeigen, man könnte sie aber auch bei der Verbalgruppe nachweisen.

Bekanntlich hatte die französische Sprache nicht immer diese distri-

⁵ In einigen archaischen Pluralformen wie *cieux, chevaux* steht ein zusätzliches Morphem hinter dem Substantiv.

⁶ Ausnahmen bilden Wendungen wie *chapitre XX, chapitre 20^e* aus der Buchersprache.

butionelle Struktur. Man könnte sich nun fragen, wann, wie und warum sie entstanden ist. Wir verzichten hier jedoch auf eine historische Untersuchung des Problems, denn eine solche ist nicht unerlässlich, um das Problem zu lösen. Es genügt, die beschriebene Struktur als gegeben zu betrachten und sie als Rahmen zu gebrauchen, um dann die veränderliche Distribution des Adjektivs zu beschreiben und zu erklären. Durch seine veränderliche Stellung ordnet sich das Adjektiv offenbar jeweils in eine der beiden Monemklassen ein. Das vorangestellte Adjektiv erfüllt die Funktion eines Morphems, das nachgestellte die eines Lexems. Warum? Etwa aus irgendeinem geheimnisvollen Grund, der nur mit Hilfe der Logik, der Psychologie oder der Geschichte zu erklären wäre? Nein, eine ausreichende Begründung ist schon die, daß die französische Sprache, da jede Sprache schließlich irgendwie organisiert sein muß, in dieser Weise organisiert ist. Man sollte aber nicht unterlassen, zu bewundern, daß diese Organisation elegant ist.

An diesem Punkt angelangt, könnte ich mir denken, daß man mir kritisch entgegenhält: Was Sie da sagen über die morphematische oder lexematische Funktion des Adjektivs je nach seiner Stellung im Satz, das sind nur zwei neue Etikette, welche die konkreten sprachlichen Erscheinungen kaum zu erfassen vermögen. Daß sie das jedoch sehr wohl vermögen, will ich sogleich an einer Reihe praktischer Schlußfolgerungen zeigen, die nun aus den gewonnenen Prämissen zu ziehen sind. Nichts ist nämlich praktischer als eine gute Theorie. Zunächst aber muß kurz etwas über den semantischen Status der Morpheme gesagt werden. Morpheme wie Artikel, Präposition, Pronomen, Zahlwort usw. sind selbstverständlich sprachliche Zeichen wie die Lexeme, d. h. sie haben Bedeutung. Nur ist die Bedeutung eines Morphems wie *le* sehr verschieden von der eines Lexems wie *poète*. Was die semantische Extension betrifft, die am leichtesten zu fassen ist, so ist sie bei dem Morphem *le* sehr viel größer, da es alles umfaßt, was durch ein Maskulinum determiniert wird; dagegen hat das Lexem *poète* eine sehr viel geringere Extension, denn es umfaßt nur alle Dichter. Umgekehrt verhält es sich mit der semantischen Intension, die im Morphem *le* nahe an Null (aber nicht gleich Null), im Lexem *poète* hingegen sehr viel größer ist. Die Intension geht immer parallel mit der Information im Sinne der Informationstheorie; so ist die in einem Morphem enthaltene Information sehr gering, die in einem Lexem enthaltene jedoch erheblich größer. Wenn

wir nun in unserer kleinen Skizze einer Morpho-Semantik fortfahren, so stellen wir fest, daß die Lexeme zahlreicher sind als die Morpheme, die Morpheme aber häufiger als die Lexeme. Und da die Morpheme häufiger sind, sind sie im allgemeinen kürzer als die Lexeme, denn wie jedes andere Zeichensystem arbeitet die Sprache ökonomisch. Schließlich – und das ist vielleicht das wichtigste Strukturmerkmal – gehören die Morpheme immer zu einem Paradigma, d. h. zu einer abgegrenzten Gruppe von Monemen, die nur aus einer beschränkten Anzahl von Elementen besteht. Es sind meistens weniger als zehn, jedoch mindestens zwei Elemente. So bildet *le* ein Paradigma mit *la* und im weiteren Sinn auch mit *les*, *un*, *une*, *des*. Hingegen wäre es ziemlich schwierig, mit gleicher Genauigkeit das Paradigma oder, was auf dasselbe herauskommt, das Wortfeld des Lexems *poète* zu beschreiben. Von einem vorangestellten Adjektiv zu sagen, es habe den semantischen Status eines Morphems, ermöglicht uns also, ziemlich genau zu beschreiben, wodurch es sich von einem nachgestellten Adjektiv unterscheidet. Es nimmt alle jene Merkmale an, die den Morphemen eigen sind. Das ergibt sich schon aus einer flüchtigen Untersuchung der vorangestellten Adjektive, die in einem beliebigen Text zu finden sind, z. B. in der Novelle *Les Muets* von Albert Camus. Es sind die folgenden: *ancien*, *gros*, *fort*, *grand*, *long*, *bon*, *propre*, *beau*, *mauvais*, *nouveau*, *plein*, *unique*, *petit*, *vieux*, *maigre*, *seul*, *lourd*, *grossier*, *jeune*, *court*, *léger*, *simple*, *faux*, *épais*, *curieux*, *rude*, *rapide*. Hinzuzufügen ist, daß einige dieser Adjektive besonders häufig sind, nämlich *grand* (fünfzehnmal), *petit* (zwölfmal), *vieux* (elfmal). Alle diese Adjektive, um mit der oberflächlichsten Beobachtung anzufangen, haben eins gemeinsam: sie sind verhältnismäßig kurz. Die meisten sind einsilbig. Diese Beobachtung muß man mit der Frequenz, die wir bei einigen dieser Adjektive festgestellt haben, in Zusammenhang bringen, denn wir wissen durch die Arbeiten von G. K. Zipf⁷, daß Länge und Frequenz eines Elementes in der Sprache einander umgekehrt proportional sind. Die kürzesten Elemente sind im allgemeinen auch die häufigsten. Das ist eine Regel, die nicht nur für Lexeme gilt, sondern ebenso für Morpheme, die im allgemeinen auch sehr kurz und sehr häufig sind. Sie haben also auch für das Ohr Ähnlichkeit mit den vorangestellten Adjektiven. Die Ähnlichkeit liegt aber auch in jener Eigentümlichkeit der Bedeutung, die wir oben beschrieben haben: maximale Extension und minimale Intension sind

⁷ G. K. Zipf, *Human Behaviour and the Principle of least Effort*, 1949.

charakteristisch für die Bedeutung nicht nur der Morpheme, sondern auch der vorangestellten Adjektive. Schon isoliert für sich genommen, unterscheiden sich diese Adjektive von der Masse der französischen Adjektive dadurch, daß sie eine verhältnismäßig vage Bedeutung haben. Es ist kein Zufall, daß man bei den vorangestellten Adjektiven kaum ein von einem Eigennamen abgeleitetes und daher natürlicherweise ziemlich präzises Adjektiv (*balzacien, français*) findet. Denn in der Voranstellung wird der vage Charakter einer Bedeutung noch zusätzlich stark betont, so daß sie die für den semantischen Status der Morpheme charakteristische maximale Extension und minimale Intension erhält. So bezieht sich z. B. das Adjektiv *grand* in Camus' Novelle *Les Muets* auf die folgenden Substantive: *foudre, gaillard, scie* (zweimal), *chaleur, espace, bruit, coup, vitrage, satisfaction, hangar, effort, porte* (zweimal), *ours*. Ganz offensichtlich ist es unmöglich, allein aus der Information, die das vorangestellte Adjektiv *grand* enthält, eine genaue Größenangabe zu entnehmen. Diese Information ist äußerst gering, sie ist der in einem Morphem wie Artikel, Pronomen oder Präfix enthaltenen Information vergleichbar.

Ich komme damit zu einem sehr wichtigen Punkt, dem Paradigma. Wir haben gesagt, es sei kennzeichnend für die Morpheme, zu einem Paradigma zu gehören. Was nun die Adjektive betrifft, so möchte ich eine Bemerkung aufgreifen, die der jüngst verstorbene Louis Hjelmslev auf dem VIII. Linguistenkongreß in Oslo gemacht hat, als er versuchte, den Komplex der Semantik unter dem Gesichtspunkt von Strukturen zu betrachten.⁸ Er stellt fest, daß einige Adjektive kleine, in sich abgeschlossene Klassen von oft nur zwei Gliedern bilden. Als Beispiele nennt er die Adjektive *grand* und *petit*, *long* und *bref*, *beau* und *laid*, *chaud* und *froid*. Das sind nun gerade jene Adjektive, deren Tendenz zur Voranstellung wir bereits bemerkt haben. Tatsächlich lassen sich eine ganze Reihe der Adjektive, die am häufigsten vor dem Substantiv stehen, ohne weiteres als Glieder eines Paradigmas ansehen. Ich beschränke mich hier auf die Adjektive aus der Novelle von Camus und nenne nur solche, die ein Zweierparadigma bilden: *grand* und *petit*, *long* und *court*, *vieux* und *jeune*, *bon* und *mauvais*, *ancien* und *nouveau*, *gros* und *maigre*, *lourd* und *léger*. Auch in dieser Hinsicht haben sie wieder Ähnlichkeit mit den Morphemen,

⁸ Louis Hjelmslev, Dans quelle mesure les significations des mots peuvent-elles être considérées comme formant une structure? Actes du VIII^e Congrès des Linguistes, Oslo 1958, S. 636-654.

bei denen sich ebenfalls ohne Schwierigkeit Zweierparadigmen finden lassen: *le* und *la*, *il* und *elle*, *pour* und *contre*, *avant* und *après*, *oui* und *non*, Singular und Plural. Der Unterschied zwischen Morphemen und Adjektiven in dieser Hinsicht liegt nur darin, daß die Morpheme von Natur aus („*natura*“) zu einem Paradigma gehören, während die Adjektive nur zum Teil und vorwiegend in der Voranstellung („*positione*“) Paradigmen bilden. Man muß sie also mit den Betrachtungsweisen und Methoden der Morpho-Semantik untersuchen.

Muß nun nach einer Untersuchung der Stellung des attributiven Adjektivs in einem weiteren Teil der Analyse auch die Stellung des prädikativen Adjektivs untersucht werden? Das scheint mir nicht erforderlich zu sein. Das prädikative Adjektiv gehört zur Verbalgruppe, die entsprechend der Monemstellung der französischen Sprache zu einer Nominalgruppe gehört, welche ihr als Subjekt vorangeht. Im Verhältnis zum Substantiv, das im Subjekt des Satzes enthalten ist, wird das prädikative Adjektiv also immer nachgestellt, und es kann demnach in der Klasse der nachgestellten attributiven Adjektive mitbehandelt werden.

Wir haben bisher gesagt, daß die Adjektive ihre volle semantische Bedeutung nur in der Nachstellung behalten, daß ihre Bedeutung in der Voranstellung abgeschwächt wird und daß dies einzig und allein auf Grund der Struktur der Monemstellung in der französischen Sprache geschieht.⁹ Nun haben zwar alle Morpheme ein gemeinsames Merkmal, das sie semantisch von den Lexemen unterscheidet. Dennoch unterscheiden sich die Morpheme auch untereinander. Ihre Extension ist maximal, aber nicht unendlich; ihre Intension minimal, aber nicht gleich Null. Welcher Art von Morphemen entsprechen nun die Adjektive, wenn sie durch das syntaktische Phänomen der Voranstellung zu Morphemen werden? Wir wollen ein Beispiel untersuchen, das sicher nicht zum erstenmal beobachtet wird, das uns aber vielleicht auf einen neuen Aspekt unserer Frage aufmerksam machen kann. *Un simple homme*, ‚ein einzelner Mensch‘, hat bekanntlich keineswegs dieselbe Bedeutung wie *un homme simple*, ‚ein einfacher Mensch‘; *un seul homme*, ‚ein einziger Mensch‘, ist keineswegs *un homme seul*, ‚ein einsamer Mensch‘. Von unserem Standpunkt aus ist das ganz selbstverständlich, weil die Adjektive *simple* und *seul* ihre volle Bedeutung ja nur in der Nachstellung haben. In der Voran-

⁹ Ich betone ausdrücklich, daß es sich niemals um zwei Bedeutungen handelt, sondern um ein Mehr oder Weniger ein und derselben Bedeutung.

stellung haben sie nur die reduzierte Bedeutung eines Morphems. Das läßt sich in unserem Beispiel dadurch verdeutlichen, daß man ohne Schwierigkeit den Unterschied zwischen *un homme simple* und *un homme seul* angeben kann, während es nicht so einfach ist, den Unterschied zwischen *un simple homme* und *un seul homme* zu nennen. Die beiden letzteren Ausdrücke geben beide den Zahlenwert „eins“ an, der zu der in dem Lexem *homme* enthaltenen Information hinzutritt. In diesem Fall läßt sich der Morphemcharakter, dem sich die Adjektive *simple* und *seul* in der Voranstellung annähern, ohne weiteres beschreiben. Sie werden zu Zahlwörtern, genauer gesagt zu Kardinalzahlen; so nehmen also *un simple homme* und *un seul homme* im Zahlenparadigma beide den Platz ein, den man mit dem lateinischen *unus homo* bezeichnen kann.

Aber nicht alle vorangestellten Adjektive lassen sich in das Paradigma der Zahlwörter einordnen. Ein sehr schönes Beispiel aus einem Artikel von André Gide zitiert Blinkenberg.¹⁰ Anlässlich der englischen Übersetzung der *Faux-Monnayeurs* beobachtet André Gide selber den Unterschied zwischen *un accord parfait* und *un parfait accord*. *Un accord parfait* ist ein sehr präziser terminus technicus der Musik und bezeichnet den Akkord aus Grundton, Terz und Dominante. *Un parfait accord* ist nie ein terminus technicus, weder in der Musik noch in anderen Bereichen. Das überrascht uns nicht, denn in der Voranstellung ist das Adjektiv *parfait* ja nur ein Morphem. Es ist jedoch kein Zahl-Morphem. Ohne sich für den Morphemcharakter des vorangestellten Adjektivs zu interessieren, hat Blinkenberg bereits gesehen, worum es sich hier handelt. Das vorangestellte Adjektiv gibt den Grad an, „es dient nur zum Ausdruck der Steigerung“. Ich möchte indessen die Beschreibung Blinkenbergs etwas abändern, um zu betonen, daß es sich hier um ein Phänomen handelt, das die Morpho-Semantik und die Lexo-Semantik gleichermaßen angeht. Ich würde das Phänomen also in das Kapitel der Augmentative und Diminutive einordnen, ein Kapitel, das uns aus der Morphologie aller Sprachen sehr wohl bekannt ist. Aber die historische Sprachwissenschaft hat unseren Blick allzuoft nur auf Augmentative und

¹⁰ André Gide, *Nouvelle Revue Française* 1-9-1928, p. 311, zit. bei Andreas Blinkenberg, *L'ordre des mots en français moderne* (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-fil. Meddelelser), Bd. I: XVII, 1 (1928); Bd. II: XX, 1 (1930). Vgl. bes. Bd. II, S. 49. Das Buch von Blinkenberg ist bei weitem das interessanteste Werk über unser Thema, obwohl hier keine strukturelle Betrachtungsweise versucht wird.

Diminutive des lateinischen oder frühromanischen Typus gerichtet, d. h. auf Suffixe. Dieser Typus von Augmentativen und Diminutiven ist jedoch in der modernen französischen Sprache kaum noch lebendig und interessiert uns nur noch wegen seines Seltenheitswertes. Viel wichtiger ist, daß es neben diesen seltenen Formen in der modernen französischen Sprache einen neuen Typus von Augmentativen und Diminutiven beim Substantiv gibt, nämlich das vorangestellte Adjektiv, und dieser Typus entspricht vollkommen der Grundstruktur der gegenwärtigen französischen Sprache, nach der die determinierenden Morpheme vor dem Substantiv und die determinierenden Lexeme hinter dem Substantiv stehen. Die für diese Funktion am besten geeigneten Adjektive sind natürlich *grand* und *petit*. Sie bilden ebenfalls ein Zweierparadigma. Andere Adjektive haben die gleiche Funktion. In der Novelle von Camus finde ich *gros, fort, plein, maigre, lourd*. (Das Überwiegen der Augmentative wird durch das Arbeitermilieu, in dem die Novelle spielt, verständlich.) Auch hier läßt sich wieder beobachten, daß die besonderen Bedeutungen all dieser als Augmentative oder Diminutive gebrauchten Adjektive in den beiden Positionen „Groß“ und „Klein“ des Morphemparadigmas zusammenfallen, so daß zwischen *un grand gaillard* und *un gros gaillard* nur eine ganz kleine Nuance des Bedeutungsunterschiedes übrigbleibt.

Schließlich steht noch eine dritte Morphemkategorie den vorangestellten Adjektiven offen, und zwar eine Kategorie, die im Französischen noch nicht von Morphemen im strengen Sinne des Wortes ausgefüllt ist. Sie ist aber genau wie die anderen als Zweierparadigma organisiert und dient dazu, das Substantiv positiv oder negativ zu bewerten. Wenn man Morpheme erfinden wollte, könnte man die Zeichen „+“ und „—“ aus der Sprache der Mathematik wählen, um mit ihnen anzuzeigen, daß das betreffende Substantiv positiv oder negativ verstanden werden soll. Die Adjektive, die in der Voranstellung eine solche Bewertung ausdrücken, sind schon genannt worden. Es sind *bon* und *mauvais* sowie andere Adjektive mit ähnlicher Bedeutung wie *beau* und *laid*, *aimable* und *détestable*, *heureux* und *pauvre* und einige andere. Diese Kategorie ist von den Augmentativen und Diminutiven nicht sehr weit entfernt, läßt sich aber doch deutlich von ihr unterscheiden.

Ob die hier angewandte strukturelle Methode nun zu neuen Ergebnissen geführt hat, mag der Leser beurteilen. An dieser Stelle können jedoch die drei Regeln, in denen ich anfangs die mit anderen Metho-

den erzielten Ergebnisse zusammengefaßt habe, noch einmal überprüft werden. Unsere Methode bestätigt, daß man dem nachgestellten Adjektiv unterscheidenden Charakter zusprechen kann, während das vorangestellte Adjektiv eine ziemlich vage Bedeutung hat. Diese Feststellung akzeptieren wir, integrieren sie aber in den größeren strukturalen Rahmen einer vergleichenden Semantik der Lexeme und Morpheme. Die zweite Regel, nach der das nachgestellte Adjektiv als verstandesbetont, das vorangestellte als gefühlsbetont oder affektiv bezeichnet wird, ist als reine Mystifikation abzulehnen. Die Stellung des Adjektivs hat nichts mit dem Gefühl zu tun. Die dritte Regel, also diejenige, die den Satzrhythmus betrifft, kann man unter der Bedingung akzeptieren, daß man sich ihrer mit großer Vorsicht bedient. Im Grunde gehorcht der Mechanismus der Adjektivstellung nicht den Gesetzen des Rhythmus, sondern den Gesetzen der distributionellen Struktur. Daneben gibt es aber eine sekundäre Erscheinung, die sich aus den Gesetzen der Sprachökonomie herleitet: die nämlich, daß Morpheme im allgemeinen kürzer sind als Lexeme oder Lexemfolgen. Aus diesem Grunde hat der französische Satz einen bestimmten Rhythmus, in den auch die Adjektive integriert werden, wenn sie eine der beiden Stellungen einnehmen, die ihnen die Struktur der französischen Sprache sehr elegant zur Verfügung stellt.

*

Die voraufgehenden Überlegungen haben sich auf die französische Sprache beschränkt. Sie enthalten jedoch eine Anzahl von Aspekten, die vielleicht auch für andere Sprachen von Interesse sein können. Das ist verhältnismäßig einsichtig in Bezug auf die anderen romanischen Sprachen, die ähnliche Bedingungen der Adjektivstellung erkennen lassen wie die französische Sprache. Aber auch für die deutsche Sprache, die ganz andere Bedingungen der Adjektivstellung aufweist, scheinen von den voraufgehenden Überlegungen her einige Fragen neu aufgeworfen werden zu können. Ich beschränke mich hier jedoch auf eine Skizze und behalte mir eine spätere Auffüllung vor.

Für die deutsche Sprache bleibt gewiß die Regel bestehen, daß das attributive Adjektiv vor dem Substantiv steht: *das kleine Kind*. Zu dieser Regel wird man sogleich die Ausnahmen geben, die uns aus poetischer und archaischer Sprache bekannt sind: *Hänschen klein*, *Röslein rot*, *ein Vogel federlos*, *Königstochter jüngste*. In der neueren Lyrik versucht Marie-Luise Kaschnitz, diese poetische Lizenz neu zu beleben:

- *Aber die Sandbänke goldene*
An der Mündung des Tejo ... (Tejo)
- *Vogelbauer viele*
An meinen Wänden ... (Der Dichter)
- *Nichts. Nur ein Rauch*
Stinkender. (Zoon politikon)¹¹

Die deutsche Sprache läßt jedoch, soweit ich sehe, keine Anzeichen erkennen, daß sie diese Freiheit zu ihrer eigenen machen will.

Gerade diese Beispiele legen nun nahe, genau zu unterscheiden. Die Wendung *Sandbänke goldene* ist offenbar nicht gleichzusetzen mit einer auch möglichen Wendung *Sandbänke golden*. Einmal ist das Adjektiv flektiert, das andere Mal nicht flektiert. Im Deutschen gilt nämlich weiterhin bekanntlich die Regel, daß das attributive Adjektiv flektiert wird (*kleiner, kleine, kleines, kleinem, kleinen*), das prädikative Adjektiv nicht (*er ist klein*). Man kann also sagen, daß in *Sandbänke goldene* das attributive Adjektiv, in *Sandbänke golden* das prädikative Adjektiv steht.

Die Frage ist nun, ob die soeben skizzierte Analyse überhaupt adäquat ist. Denn die prädikative, also nicht flektierte Form des Adjektivs ist identisch mit dem Adverb (*er ist klein – er denkt klein*). In beiden Fällen verzeichnen wir das Morphem Null. Daß wir diese Form dennoch einmal als Adjektiv und einmal als Adverb analysieren, entspricht offenbar einer Vorentscheidung, die der lateinischen Grammatik abgelesen ist, in der man das prädikative Adjektiv und das Adverb hörbar unterscheiden kann. Wer ohne Vorkenntnisse der lateinischen Grammatik eine Grammatik der deutschen Sprache aufzubauen hätte, käme wahrscheinlich gar nicht auf den Gedanken, das prädikative Adjektiv mit dem attributiven Adjektiv (wie es die lateinische Grammatik suggeriert) statt mit dem Adverb (wie es die deutsche Form suggeriert) zusammenzufassen. Ich sehe keinen Widerspruch, vielmehr einen klaren Sinn darin, von der deutschen Sprache zu sagen, das Adjektiv laute *kleiner, kleine, kleines, kleinem, kleinen* (aber nicht: *klein*!) und werde beim Substantiv gebraucht. Ferner gebe es ein Adverb der invariablen Form *klein*, das beim finiten Verb verwendet wird, und zwar nicht nur bei einem Verb wie *denken* (*er denkt klein*), sondern auch bei dem Verb *sein* (*er ist klein*). Ich sehe keine zwingenden Strukturgründe, die Wendung *er ist klein* anders

¹¹ Sämtliche Zeilen aus dem Gedichtband *Ein Wort weiter*, Hamburg 1965.

zu analysieren als *er denkt klein*. (Natürlich hat das Verb *sein* eine andere Bedeutung als das Verb *denken*, aber das ist eine Frage der Semantik, nicht der Syntax.)

Was ist mit dieser Analyse gewonnen? Mir scheint, es ist etwas gewonnen unter dem Gesichtspunkt der Einfachheit. Es ist einfacher, mit sprachlichen Kategorien zu arbeiten, die man an den sprachlichen Formen abhören kann. Darüber hinaus könnte die hier skizzierte Analyse vielleicht die Basis einer weitergehenden Strukturbeschreibung abgeben, und zwar gerade unter dem Gesichtspunkt der Stellung im Satz. Wenn schon die Regel bestehenbleibt, daß das (nunmehr nur attributiv verstandene) Adjektiv seine Stellung nicht verändert, so gilt das gleiche nicht für das (nunmehr mit dem prädikativen Adjektiv zusammengefaßte) Adverb. Dieses hat vielmehr zwei deutlich erkennbare Stellungen im Satz. Es steht einerseits, sofern es das Satzverb determiniert, postverbal (*er denkt klein, er ist klein*), wobei als Verb dasjenige Element gilt, das Träger der Person-, Tempus- und Assertionsdeterminante ist (*er hat klein gedacht, er wird klein denken*). Andererseits kann das Adverb jedoch auch ein Nomen determinieren. Dann steht es pränominal. Ich rechne dazu solche Fügungen wie *Klein Hänschen, Klein-Deutschland, Kleintum* (aber: *er tut klein*!¹²), *Kleinschreibung, ein klein wenig, kleingläubig* usw. (Es versteht sich, daß die Orthographie hier, wie überall, für die Analyse irrelevant ist.) Wenn man nun einen Normalsatz mit einem nominalen Subjekt und einem Verb als Prädikat zugrunde legt, hat das Adverb jene zwei Stellungen inne, die dem deutschen Satz die charakteristische Spannkonstruktion verleihen: vor dem Nomen, nach dem Verb (*Klein Hänschen denkt klein*). Im Fragesatz sowie im Nebensatz verändern sich diese Stellungsbedingungen natürlich nach bestimmten Transformationsregeln. Das Ungewöhnliche und Poetisch-Archaische einer Fügung wie *Hänschen klein* liegt demnach nicht in der Abweichung von der Fügung *das kleine Hänschen* (Adjektiv), sondern von der nach wie vor im Deutschen üblichen Fügung *klein Hänschen* (Adverb). Zusammenfassend: Das Adjektiv hat im Deutschen mehrere Formen, aber nur eine Stellung. Das Adverb hat eine Form, aber mehrere Stellungen. Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle an den Gesichtspunkt der Ökonomie zu denken und auch an der deutschen Sprache die Eleganz der Struktur zu bewundern.

¹² Eben diese Analyse weist aus, daß die nichtfiniten Verbformen (Semi-Tempora) der Distribution im Satz nach zur Nominalgruppe zu rechnen sind.

Zur Morphologie der Wortarten im Deutschen

Von Johannes Erben

Erstdruck in: Zs. f. dt. Spr. 21, 1965, S. 146–152

Im alten Berlin gab es eine Scherzfrage: *Wieso hat'n Krause keene Haare?* Antwort: *Na, weil de Nejer krauses Haar haben.*¹ Ein Wortspiel? Gewiß – aber doch etwas mehr. Es führt nämlich aufmerksame Beobachter auf eine Besonderheit des deutschen Sprachbaus, die sich in früheren Sprachperioden, bei älteren deutschen Texten in viel größerem Umfang zeigt als heute: das Fehlen einer eindeutigen Wortartprägung, das Verwenden eines Wortes bald im Anwendungsbereich dieser, bald jener Wortart. Die strukturelle Linguistik spricht in solchen Fällen vom Nullmorphem,² und dieses Phänomen ist bekanntlich im heutigen Englisch sehr viel verbreiteter als im modernen Deutsch. Gewiß haben auch wir Fälle wie *die Rede* und *ich rede*, wo nur der Kontext und die Position nach einem Demonstrativum oder einem Personalpronomen funktionskennzeichnend wirkt. Aber sie sind vergleichsweise selten, und dem englischen Wortpaar *the hope* und *I hope* steht in klarer morphologischer Ausprägung das deutsche *die Hoffnung* und *ich hoffe* gegenüber. Auch ist es z. B. offensichtlich, daß dem englischen *lover* nur deshalb eine so wenig schöne Bildung wie *Lieb-hab-er* entspricht, weil das reguläre Nomen agentis zum Verbum *lieben*/*Lieber* formal zusammenfiel mit einer Flexionsform des Adjektivs *lieb*. Das bedeutet nichts weniger, als daß die eindeutige morphologische Prägung der Wortarten als wichtiger angesehen wird als der reguläre Systembau der Sprache. Selbst Dreisilbigkeit und

¹ H. Meyer, *Der richtige Berliner*, Berlin 1925, S. 105.

² Vgl. z. B. H. Marchand, *Die Ableitung desubstantivischer Verben mit Nullmorphem im Englischen, Französischen und Deutschen*, *Die neueren Sprachen* 1964, S. 105ff., im übrigen meinen Aufsatz über „Deutsche Wortbildung in synchronischer und diachronischer Sicht“, *Wirkendes Wort* 14, 1964, S. 83ff., besonders S. 87.

Unregelmäßigkeit im sprachlichen System wird dafür in Kauf genommen. Und diese Empfindlichkeit war wohl auch mit im Spiele, als sich z. B. beim Verbum *heben* und *schwören* neben die lautgesetzliche Fortsetzung der alten Präteritalform *hub* und *schwur* († mhd. *huop* und *smuor*) die neuere Präteritalform *hob*, *schwor* stellte, die einerseits zum Part. Prät. stimmte und andererseits vom Substantiv *Hub*, *Schwur* klar unterschieden war. Das war nicht immer so, ich sagte es schon. Beim Studium älterer deutscher Texte beobachtet man sehr häufig, daß das gleiche Morphem in sehr verschiedenen Funktionskreisen auftreten kann, wobei wir formgleiche, aber etymologisch verschiedene Fälle, also Homonyme, hier beiseite lassen. Was besonders auffällt, ist einerseits das häufige Zusammenstimmen von Substantiv und Adjektiv und andererseits von Adverb, Präposition und oft auch Konjunktion. Es zeigt sich also nicht nur eine Formgleichheit von Präposition und Präverb, wie wir sie heute auch noch durchgängig haben; man denke an Fälle wie *vor dem Geschäft stehen* und *dem Geschäft vor-stehen*, woneben allerdings *in das Geschäft treten* und *ein-treten* mit formaler Differenzierung steht. Formgleichheit von Präposition und Präverb findet sich natürlich auch schon im Althochdeutschen, aber darüber hinaus treffen wir z. B. in Otfrids Evangelienbuch (um 870) *êr* als Adverb, als Präposition und Konjunktion, ebenso *sîd* „hernach“ (Adv.), „nach“ (Präp.), „seitdem, nachdem“ (Konj.). Wenn es um die sprachliche Einordnung eines Geschehens oder Seins hinsichtlich Raum, Zeit oder Situation geht, kommen sich offensichtlich Adverb, Präposition und Konjunktion funktional sehr nahe. In vielen Fällen können wir sogar das Entstehen neuer Präpositionen oder Konjunktionen aus alten Adverbien noch verfolgen, z. B. greift das adverbiale *îf* erst im Verlaufe des Althochdeutschen auch in einen präpositionalen Anwendungsbereich aus. Aber uns geht es hier nicht um solche einzelnen diachronen Prozesse, sondern um die grundsätzliche Möglichkeit, daß im frühmittelalterlichen Deutsch ein Morphem oft die Funktion mehrerer Wortarten wahrnehmen kann. Sie wird im neueren Deutsch eingeschränkt, wobei die beiden genannten Beispielfälle typische Entwicklungsmöglichkeiten demonstrieren: *êr* erscheint heute in der Lautform *êher* als Adverb mit deutlich wiederhergestellter Komparativendung, in der *r*-losen Form *ebe* als Konjunktion der Hochsprache, die allerdings – wohl nicht zufällig – von *bevor* zurückgedrängt wird, und als Präposition nur noch resthaft in der Komposition *ebe-dem* und *ebe-mals*, also eine Formdifferenzierung: Adv. *êher*/

Konj. *ebe*. Im Falle von althochdeutsch *sīd* ist umgekehrt das Adverb geschwunden, dafür die Präposition *seit* geläufig, als Konjunktion aber wird die Form *seit-dem* üblich, analog zu *nach-dem* und *in-dem*. Nun zu dem Zusammenstimmen von Substantiv und Adjektiv, das ebenfalls z. B. bei Otfrid ganz augenfällig ist; man vergleiche *drāt*, maskulines Substantiv im Sinne von „Freund“ und Adjektiv im Sinne von „lieb“, *finstar* n. „Verfinsterung, Finsternis“, Adj. „dunkel“, *māri* n. „Kunde“, Adj. „bekannt, berühmt“. Man kann also mit der gleichen Form ein Phänomen substantivisch klassifizieren oder adjektivisch charakterisieren, als Substanz oder Akzidenz darstellen. Die Formgleichheit von Substantiv und Adjektiv überrascht nicht, wir kennen sie aus dem Indogermanischen, besonders aus den klassischen Sprachen, und es ist kein Zufall, daß die Grammatiker des Altertums Substantiv und Adjektiv noch nicht voneinander abhoben, sondern mit dem Begriff *ὄνομα* (nomen) einheitlich faßten. Für das Indogermanische zitiere ich das klassische Werk von K. Brugmann. Er sagt: „Gewisse in der Sprache eine wichtige Rolle spielenden semantischen Gegensätze haben von alters her überhaupt keinen formantischen Ausdruck, wie vor allem der von Substantiv und Adjektiv: oft weist nur der Bedeutungsinhalt des ganzen Wortes dieses der einen oder der andern von diesen beiden Kategorien zu, oder dasselbe Wort gehört beiden zugleich an, so daß nur der Satzzusammenhang über die besondere Geltung entscheiden kann.“³ Allerdings scheint nicht nur der Kontext Aufschluß über die besondere Leistung gegeben zu haben, sondern zum Teil wohl auch die Akzentuierung; denn an anderer Stelle heißt es: so „wurde diese Verschiedenheit des Accentsitzes seit urindogermanischer Zeit in der Weise zu einem Kennzeichen des Unterschieds von Substantiv und Adjektiv, daß man z. B. **m̥tō-m* ‚Tod‘ (althochdeutsch *mord*...) neben **m̥tō-m* ‚mortuom‘... schuf“.⁴ Daß klangliche Verschiedenheit differenzierend wirken kann, wissen wir auch aus neuerer Zeit. Man denke etwa an die Unterscheidung von neuhochdeutsch *dāmit* Pron.-adv. / *damit* Konj., engl. *conflict* Subst. / *conflict* Verb. Im übrigen wäre auch an das zu erinnern, was der Anglist B. Borowski über die „Tonlagendifferenz“ der altenglischen – präpositional und konjunkional gebrauchten – Partikel **bi-ūtan* ausgeführt hat, die schließlich

³ K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Berlin/Leipzig 1922, S. 315.

⁴ K. Brugmann, a.a.O., S. 293.

eine „Lautdublette“ *būtan* Pröp. / *būton* Konj. hervorgerufen habe.⁵ Man darf also annehmen, daß in schriftlosen oder schriftarmen Frühzeiten des Indogermanischen klangliche Differenzierungen eine besondere Rolle spielten. Doch ist es für unsere Überlegungen von geringem Belang, ob und auf welcher Entwicklungsstufe im älteren Indogermanischen eine völlige Formgleichheit von Substantiv und Adjektiv bestand. Tatsache ist jedenfalls eine weitgehende Formgleichheit, die wir ja noch bei Otfrid angetroffen haben.

Im älteren Germanischen und Deutschen wurde sie in doppelter Hinsicht eingeschränkt:

1. durch den systematischen Ausbau besonderer flexivischer Veränderungsreihen für das Substantiv und Adjektiv – also Unterschiede der Flexion, wie sie sich offenbar im syntaktischen Verband der nominalen Wortgruppe ausprägten. Ein Nomen erhielt die syntaktische Führung, wurde Kern der Wortgruppe, ein anderes erhielt die Rolle eines appositionellen oder – wohl eine nächste Stufe – attributiven Anglieds und wurde als solches von der Flexion anderer, nämlich pronominaler Begleitwörter beeinflußt. Jedenfalls weicht die Adjektivflexion des Gotischen und Althochdeutschen bereits in einigen Kasus von der substantivischen Deklination ab. Auf Einzelheiten der Herausbildung der sogenannten starken oder pronominalen Adjektivflexion und der schwachen Flexion des Adjektivs möchte ich mich in diesem Zusammenhang nicht einlassen. Aufmerksam möchte ich lediglich noch darauf machen, daß die flexionsparadigmatische Scheidung zwischen Substantiv und Adjektiv im Verlaufe der deutschen Sprachgeschichte – auch der neueren Zeit – noch zugenommen hat. Im Neuhochdeutschen stimmt infolge der bekannten Umstrukturierungsvorgänge bei der Substantivflexion die schwache Deklination des Adjektivs nur noch beim Maskulinum mit der des Substantivs überein (Typus: *der willkommen-e Bot-e*), und andererseits begegnet die endungslose Nominativform des Adjektivs, die zum ebenfalls endungslosen Nominativ des Substantivs stimmt, kaum noch attributiv vor dem Substantiv, sondern wird gemeinhin von der starken (pronominalen) Flexion abgelöst, d. h. mittelhochdeutsch *guot man* ›gut-er Mann, und zwar nicht nur „aus rhythmischen Gründen“, wie A. Bach in seiner Geschichte der deutschen Sprache vermutet,⁶ eher wohl eine Auswirkung der genannten Tendenz und um eine Auffas-

⁵ Germanica, Sievers-Festschrift, Halle 1925, S. 297.

⁶ Heidelberg 1956, S. 168.

sung des Beiworts als determinierendes Kompositionsglied auszu-schließen. Im Genitiv aber hat sich neuhochdeutsch die Form der schwachen Adjektivflexion durchgesetzt: *gut-en Mann-es* – eine Dissimilation aus *gut-es mann-es*, ein Ausweichen zur schwachen Flexion, mitbedingt wohl auch durch den Zusammenfall von mittelhochdeutsch *gut-ex* (N.) und *gut-es* (G.), so daß nun auch im Genitiv eine klare Formdifferenzierung zwischen Adjektiv und Substantiv besteht und neuhochdeutsch noch vorhandene Morphemübereinstimmungen dadurch aufgehoben werden; Beispiel: *des Greis-es / greis-en Mann-es*; *des Laut-s / laut-en Getös-es*. Die im neueren Deutsch bestehende Tendenz, die Genitivendung des Substantivs zu ersparen, wirkt in gleicher Richtung. Nicht minder wichtig aber ist

2. der Ausbau besonderer charakteristischer Möglichkeiten der Wortbildung für Substantiv und Adjektiv. Und diese Tendenzen spüren wir bereits im Althochdeutschen. Bei Otfrid⁷ z.B. hat das althochdeutsche Nomen *drîft* als maskulines Substantiv im gleichen Text die Varianten *drîft-man* und *drîft-sum* neben sich, und *finstar* als Substantiv variiert bereits mit der deutlicheren Substantivbildung *finstar-nissi* (-*nissi*). Wir übersehen nicht, daß einige Fälle bis heute beibehalten sind, z. B. *reht* (n. und Adj.). Es sind – insbesondere Wertbegriffe, wo Eigenschaft und Verwirklichung der Eigenschaft sprachlich ungeschieden sind – im Gesamtbefund Einzelfälle, über denen die deutlich spürbare Tendenz der formalen Wortartdifferenzierung nicht übersehen werden kann. Für die sprachgeschichtliche Entwicklung im einzelnen scheint ein Umstand nicht unwichtig zu sein. Viele althochdeutsche Wörter, die etymologisch zusammengehören, aber verschiedenen Wortarten angehören, sind nur durch die Qualität oder Quantität eines einzigen Vokals morphologisch unterschieden, z. B. *bôna* f. „Spott“ / *bôni* Adj. „mit Hohn versehen“ / *bônu* Vb. (1. Pers.) „verhöhne“ oder *miltî* f. „Sanftmut, Großmut“ / *milti* Adj. „sanftmütig“. Die bekannten Verkümmierungsprozesse der Endsilben mußten in solchen Fällen die Notwendigkeit weiterer Formdifferenzierung aufkommen lassen. Im hochmittelalterlichen Deutsch beobachten wir hier zum Teil die erwartungsgemäß eingetretene Formgleichheit: mittelhochdeutsch *milte* (f. und Adj. < *miltî* / *milti*); aber *bôna* und *bôni* scheinen nicht völlig zusammenzufallen, jedenfalls finden wir Ansätze, ein mittelhochdeutsches Substantiv *bône* vom Adj. *boene* formal abzuheben, d. h., die Differenzierung geschieht durch Lautwandel:

⁷ Stellennachweise in J. Kelles Glossar der Sprache Otfrids, Regensburg 1881.

Reduzierung und im späteren Mittelhochdeutsch dann Apokopierung des Substantivs *hōna* › *hōne* › *hōn* (verbunden mit Genuswandel), Um-laut der adjektivischen Form *hōni* › *hoene*, womit freilich die Verbform zusammenfällt, daher kommen daneben schon früh deutlichere Adjektivbildungen wie *hoenlich* und *hoenisch* auf und neben der Verbform *hoene* die präfigierte Form *ver-hoene*. Daß nicht nur Wortbildung (Suffigierung, Präfigierung), sondern nicht selten auch Lautwandel im Dienste der morphologischen Wortartdifferenzierung stehen kann, möchte ich nochmals betonen – unter Verweis auf das eben erwähnte mittelhochdeutsche Substantiv und Adjektiv *milte*. Hier wie in zahlreichen anderen Fällen schafft die Apokopierung des auslautenden mittelhochdeutschen *-e* Abhilfe; Ergebnis im Neuhochdeutschen: das Substantiv *Milde* steht neben dem Adjektiv *mild*, *Enge* neben *eng*, *Fremde* neben *fremd*, wobei das beim Substantiv erhalten gebliebene *-e* nun als Kennzeichen des femininen Substantivs gilt, ebenso wie z. B. das Suffix *-beit*. E. Öhmanns Allgemeingeltung beanspruchende Bemerkung, „daß Homonyme, die zu verschiedenen Wortklassen gehören, einander in der Regel kaum stören können“, ⁸ ist also einzuschränken. Bei etymologisch zusammengehörigen, semantisch übereinstimmenden Formen verschiedener Wortart bemerken wir durch-aus eine daraus entspringende Tendenz der morphologischen Wort-artdifferenzierung durch Lautwandel oder Wortbildung, und E. Öh-mann selbst hat dazu ja ein bemerkenswertes Beispiel geliefert. Ich meine seine Untersuchung der althochdeutschen Adjektivabstrakta auf *-ī*, die infolge der Abschwächung des *ī* › *e* mit den zugehörigen Adjektiven formgleich geworden waren und „vor den Bildungen auf *-beit* weichen mußten“ ⁹; Typus althochdeutsch *scōni* › mittelhoch-deutsch *schoene* › spätmittelhochdeutsch-neuhochdeutsch *schön-beit*. Zum anderen hat er selbst „den Untergang der Präposition und des Adverbs *after*... auf die kompromittierende Wirkung des Substan-tivs... zurückgeführt“ ¹⁰.

Um annähernd herauszufinden, wann die beobachtete morpholo-gische Einschränkung der Formgleichheit vor sich gegangen ist, habe ich einige Texte genauer angesehen. Schon die Durchsicht von Hartmanns Iwein (um 1200) zeigte, daß auch im klassischen Mittel-

⁸ E. Öhmann, Über Homonymie und Homonyme im Deutschen, Helsinki 1934, S. 96f. Vgl. auch ebd., S. 13.

⁹ E. Öhmann, a.a.O., S. 34.

¹⁰ E. Öhmann, a.a.O., S. 15 u. 98.

hochdeutsch noch zahlreiche Fälle alter oder neuentstandener Formgleichheit begegnen¹¹: *daz ouge* / *ich ouge* „führe vor Augen, zeige“; *der schade* / *ich schade*; *diu vinster* „Finsternis“ / *vinster* Adj.; *diu staete* „das feste Beharren“ / *staete* Adj. „fest beharrend“; dazu sogar Fälle der Zugehörigkeit zu drei Wortarten: *diu siæze* „Lieblichkeit“ / *siæze* Adj. „lieblich“ / *ich siæze* „mache süß“; *diu sunder* „abgesonderte Wohnung“ / *sunder* Adv. „abseits“ / *sunder* Präp. „außer, ohne“ und schließlich ein Beispiel für das Zusammenstimmen von Adverb, Präposition und Verb: *âne* Adv. „ledig“ / *âne* Präp. „ohne“ / *ich âne mich*... „verzichte darauf“. Selbst bei Luthertexten stößt man noch vereinzelt auf substantivisch und adjektivisch gebrauchte Formen wie *amabt* „Ohnmacht“ / „schwach (von der Hand)“, woneben bereits die eindeutig adjektivisch strukturierte Form *am(m)echtig* steht,¹² oder, um noch ein Beispiel herauszugreifen: die einfache Partikel *vor* wird bei Luther auch noch als temporales Adverb gebraucht, daneben aber bereits die neuhochdeutsch geläufigen Verdeutlichungsbildungen *vor-hin*, *vor-her* oder *zu-vor*,¹³ so wie bei ihm sonst z. B. die Präp. *bis* vom Adv. *bisher* geschieden ist. Bei Luther wird auch z. B. die Differenzierung zwischen dem Adverb *uberhand* (*haben*, *nehmen*) und dem Substantiv *die oberhand* deutlich.¹⁴ Hier, im Frühneuhochdeutschen, ist offensichtlich der in Rede stehende Prozeß mitten im Gange und schon verhältnismäßig weit fortgeschritten. Die Grammatiker der lutherischen und nachlutherischen Zeit nehmen diese Differenzierungstendenzen in bewußter Bestrebung auf, und es kommt vielfach zu schriftsprachlichen Scheidungen wie *das* Pron. / *daß* Konj.¹⁵; *man* Pron. / *Mann* Subst.; *statt* Präp. / *Stadt* Subst. / *Stätte* (<mittelhochdeutsch Gen. Dat. *stete*); *wider* Präp. / *wieder* Adv.¹⁶; *die Weile* Subst. / *(die) weil* Konj. Nicht unwichtig als Mittel funktionaler

¹¹ Stellennachweise in G. F. Beneckes Wörterbuch zu Hartmanns Iwein, Göttingen 1874. Vgl. auch J. Grimm, Deutsche Grammatik 4, Gütersloh 1898, S. 297, und H. Brinkmann, Das deutsche Adjektiv in synchronischer und diachronischer Sicht, Wirkendes Wort 14, 1964, S. 98.

¹² S. Revisionsnachtrag zur Weimarer Luther-Ausgabe 32, 1964, 85, 31 u. 339, 36. Vgl. auch *frevet* „vermessen, kühn“ ebd. 94, 29 sowie *uberdrussig* Adj., woneben *iberdrussig* ebd. 305, 24.

¹³ S. Revisionsnachtrag (wie Anm. 12) 32, 65, 22. Weiteres in meinem Abriß der deutschen Grammatik, 7. neubearbeitete Aufl., Berlin 1964, S. 181, Anm. 3.

¹⁴ Vgl. demnächst Revisionsnachtrag zur Weimarer Luther-Ausgabe 30, 2, 343,3/19 (Weimar 1967).

¹⁵ Vgl. W.-D. Michel, Die Schreibung der Konjunktion *daß*, PBB (Halle) 79, 1957, Sonderband, S. 536 ff.

¹⁶ Vgl. Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm 14,1, 2, Sp. 869 ff.

Kenn- und Auszeichnung einer bestimmten Wortart ist die – bei und vor allem nach Luther – zunehmende Großschreibung der Substantive. Nach meiner Überzeugung geht die Ausbreitung und endgültige Durchsetzung Hand in Hand mit dem Durchdringen des Begriffes „Hauptwort“, der eine besondere Wertung dieser Wortart enthält, dem die graphische Auszeichnung entspricht. Beides ist mit Gottscheds Sprachkunst von 1748 durchgedrungen und dominiert¹⁷ – bis zu einer Rechtschreibreform. Von jüngeren neuhochdeutschen Vorgängen erwähnt sei schließlich die Festlegung zunächst gleich gebrauchter Lautdubletten auf besondere Funktionen und Wortarten; z. B. werden die Formen *wann? dann* nun für die Funktion als temporale Pronominaladverbien reserviert, *wenn, denn* für konditionale bzw. kausale Konjunktionen.¹⁸ Ansätze zur morphologischen Unterscheidung des adjektivischen und adverbialen Beiworts dringen allerdings nicht durch, während das Englische wie die romanischen Sprachen gerade diese Scheidung systematisch ausbaut. Einige heutige Oppositionen *schön* Adj. / *schon* Adv., *lang* Adj. / *lange* Adv., entsprechend: *bereit* / *bereit-s*, *schwer* / *schwer-lich*, *blind* / *blind-ling*¹⁹ sind für das Sprachsystem des heutigen Deutsch wenig erheblich, und Adverbialformen wie *schon* haben sich semantisch weit von den entsprechenden Adjektivformen entfernt, die ihrerseits heute auch adverbial gebraucht werden können: *die Musik ist schön* / *klingt schön*. Da im neueren Deutsch hier funktional keine scharfe Wortartgrenze besteht, findet sich auch keine durchgängige Scheidung der Form. Von Einfluß auf diese besondere Entwicklung im Deutschen war u. a. gewiß die wachsende Tendenz zur nominalen Raffung verbaler Aussagen und damit das Streben nach einer gewissen strukturellen Entsprechung der prädikativen und nominalen Gruppe: *Er hat sich stark erkältet* ›Seine starke Erkältung. Sie denkt lange nach› *Ihr langes Nachdenken. Der Zug kommt fahrplanmäßig an* ›Die fahrplanmäßige Ankunft des Zuges. Ich halte mich dort auf› *Mein dortiger Aufenthalt. Mein Onkel hört schwer* ›Mein schwerhöriger Onkel. Dies ist möglich, soweit auch die adverbialen Beiwörter adjektivische Flexions- und Wortbildungssuffixe annehmen und attributiv gebraucht werden können. Daher ist es kein Zufall, daß im neueren Deutsch Suffixe wie- *gemäß*, *-mäßig* und *-weise* besonderen

¹⁷ Diese Vermutung bestätigt H. Malige-Klappenbach, Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen, Wissenschaftliche Annalen 4, 1955, S. 117 f.

¹⁸ Vgl. Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 16) 2, Sp. 945 u. 14, 1, 2, Sp. 52 f. sowie G. v. Stuckrad, *Denn-dann*, PBB 79, Sonderband (vgl. Anm. 15), S. 489 ff.

¹⁹ Vgl. Abriß (wie Anm. 13), S. 146.

Auftrieb erhalten, die attributiv und adverbial gebrauchte Bildungen prägen. Die prinzipielle funktionale Gleichwertigkeit des adjektivischen und adverbialen Beiworts ermöglicht neuhochdeutsche Komposita wie *Neuzeit* und *Jetzt-Zeit*, die formal keinen Unterschied aufweisen. Schließlich noch ein Hinweis auf neuhochdeutsche Bildungen wie *die Schreibe* (neben *ich schreibe*, nach *Rede/rede*), *Trage* (neben *trage*), *Liege* (neben *liege*), *Leuchte* (neben *leuchte*). Hier ist ein bewußter Verzicht auf deutlichere formale Unterscheidung erkennbar, da der Bezug zum Verb und damit die Funktion der benannten Sache deutlich bleiben soll.

Im übrigen aber kann man zusammenfassend sagen: So wie in der Neuzeit zunehmend eine Berufsdifferenzierung eintritt, d. h. die Mitglieder der Gesellschaft sich für bestimmte Aufgaben im Gemeinschaftsleben spezialisieren und berufsständisch abheben, so tritt auch bei den Wörtern eine funktionale Spezialisierung²⁰ für bestimmte Aufgaben im Rahmen der Rede ein und eine entsprechende morphologische Strukturierung dieser kooperierenden Wortarten – ein die Laut- und Formen- wie die Wortbildungs- und Satzlehre betreffender Prozeß, der – bisher vielleicht zu wenig beachtet – als Auswirkung einer besonders starken Tendenz der deutschen Sprachgeschichte gelten darf, so daß im Berlin der Neuzeit die scheinbar bestehende Übereinstimmung *Krauses* und *krauses Haar* Stoff zu einer Scherzfrage geben konnte.

²⁰ Dies hat eine Parallele in dem Eindeutigwerden der Wortbedeutungen, der semantischen Spezialisierung, wie sie besonders beim Übergang zum Neuhochdeutschen sichtbar wird, vgl. Vf., *Ausklang des Mittelhochdeutschen*, in: *Spätzeiten und Spätzeitlichkeit*, Bern/München 1962, S. 96.

Praeteritopraesentia Revisa

von C. Soeteman

Von jeher sind die Präteritopraesentia eine Glanznummer unserer historischen Grammatik gewesen. Die indoeuropäische Dreiteilung nach dem Aspekt der Vergangenheitstempora Imperfektum, Perfektum und Aoristus war in den germanischen Sprachen als solche untergegangen, auch die Formen des Imperfektums waren untergegangen und eine Kontamination von Perfektum und Aoristus hatte das eine nach Aktionsart undifferenzierte starke Präteritum der germanischen Sprachen ergeben. Die Ansicht Jacob Grimms und der Junggrammatiker, daß dieses eigentlich nur ein Perfektum sei mit verschieden zu beurteilenden, zum Teil gemeingermanischen, zum Teil erst südgermanischen Störungen, ist in unserem Jahrhundert besonders durch Sverdrup jener wohl richtigen Erkenntnis von dem Kompromiß zwischen perfektischen und aoristischen Formen innerhalb des germanischen Präteritums gewichen. Aber in den Präteritopraesentia hatte sich das indoeuropäische Perfektum in Reinkultur erhalten – weshalb gelegentlich denn auch der Name Perfektopraesentia ausdrücklich vorgezogen wird, so von Mossé in seinem ‚Manuel de la Langue Gotique‘ („On dit aussi, mais à tort, verbes ‚prétérito-présents‘“). Sogar die Form auf *-t* der 2. Person Einzahl – im starken Präteritum des Südgermanischen gefallen als ein Opfer entweder der Aoristitis oder der Konjunktivitis – hatte sich hier behauptet, und in *Forða*, *Forðaða*, *Forðe*; *wait*, *waist*, *wait*; *ich weiß*, *du weißt*, *er weiß*, wie in deren Schwundstufenpluralformen, feierten die ausnahmslosen Lautgesetze einen ihrer schönsten Triumphe. Aber auch die Aspektlehre fand sich glänzend bestätigt. „Le parfait i.-e.“, sagen Jolivet und Mossé in ihrem ‚Manuel de l’Allemand du Moyen Age‘, „indiquait l’état résultant de l’achèvement complet

d'une action, donc un état présent.“ Die etymologische Identität mit lat. *videre* erlaubte es dann, die Grundbedeutung von *wait* ohne die geringste Unsicherheit zu bestimmen als ‚ich befinde mich im Zustande des Gesehenhabens‘, was, eine optimistische Anthropologie vorausgesetzt, zu der Bedeutung ‚ich weiß‘ führen mußte. Der Name Präterito- bzw. Perfektopräsentia hat lange als zutreffend und unantastbar gegolten; er befindet sich in der letzten Zeit, um im Stile unseres Themas zu bleiben, „im Zustande des Kritisiertseins“. Nicht daß S. Gutenbrunners Frage „Läßt sich der Ausdruck ‚Präteritopräsentia‘ verdeutschen?“ (Archiv 111, 1960) etwa durch wissenschaftliche Kritik eingegeben worden wäre. Wohl behauptet auch er: „Besser würde man sagen ‚Perfektopräsentia‘, denn das starke Präteritum ist ein altes Perfektum. Aber unhandlich ist auch dieser Ausdruck – ‚Präteritopräsentia‘ freilich ist zungenbrechend. Zur Erholung des Vortragenden wie des Hörers wäre eine Verdeutschung willkommen, die die Möglichkeit öffnet, den Ausdruck zu variieren.“ Da er selber es nun an jedem auch nur halbwegs tragfähigen Vorschlag fehlen läßt, so hoffe ich selber, meinen Vortrag beendet zu haben, bevor ich Ihre Ohren ermüdet oder gar meine Zunge gebrochen haben sollte. Dem ist wohl auch nicht abzuhelpen durch Übertragung des Ausdrucks, den die niederländische Schulgrammatik für Präteritopräsentia verwendet: *Verba met opgeschoven verleden tijd*, mit aufgeschobener oder aufgerückter Vergangenheit oder Vergangenheitsform; man könnte sich zur Not noch vorstellen mit zurückgezogener Vergangenheitsform. Aber solange wir unsere Auffassung von diesen Zeitwörtern nicht ändern, wird wohl auch ihre Benennung eine unter den vielen unheilbaren, aber relativ harmlosen Krankheiten unseres Faches bleiben.

Wir kehren zu dem fraglichen perfektischen Charakter der in Rede stehenden Verben zurück. Da ist allerdings das Zeitwort *wissen* das dankbarste Demonstrationsexemplar unter den im ganzen gar nicht so einförmigen und eindeutigen Präteritopräsentia. Verhalten sich doch *wait-witum* vollkommen parallel zu *bait-bitum*. Ja, das sonst überall dem Untergang verfallene Präsens blieb neben den Vergangenheitsformen *wait-witum* unversehrt bewahrt in got. *fraweitan* und *inweitan*, strafend bzw. verehrend anblicken, ahd. *wīzan*, *farwīzan*, mhd. *verwīzen*, nhd. etymologiefremd auf *weisen* bezogen zu *verweisen* mit stimmhaftem *s*. Im Niederländischen schützte das ja unverschobene *t* die alte Form und lautet das übliche Verb für ‚einem etwas vor-

werfen‘ immer noch *verwijten*. Ja, das Simplex *wijten* ist noch durchaus lebendig, und *aan iemand iets wijten* bedeutet ‚jemandem die Schuld an etwas zuschreiben‘, besonders mit sachlichem „Dativobjekt“, wobei, weil das Niederländische ja keine Kasus kennt, dieses in der Umschreibung mit der Präposition *aan* erscheint: *aan welke omstandigheid* (oder: *waaraan*) *is zijn falen te wijten*?, welchem Umstand (nicht: woran! gefährliche Übersetzungsklippel) ist sein Versagen zuzuschreiben?‘ Dieses *wijten*, dessen Grundbedeutung *ansehen*, nämlich in beschuldigender Absicht, und dessen Identität mit lat. *videre* uns nunmehr wieder erinnerlich sind, bildet in Übereinstimmung mit der starken Verbalklasse, wozu es gehört, die Vergangenheitsform *weet*: *wijten-weet*, wie *bijten* (beissen)-*beet*, welches *ik weet* homonym ist mit *ik weet* – ‚ich weiß‘. Damit liefert das Niederländische noch zusätzliches und schlagendes Material zur vergleichenden Morphologie der Präteritopräsentia.

Außer bei *wissen* ist sonst von dem untergegangenen Präsens bekanntlich nirgends mehr die Rede, was die vielfach angestrebte Einordnung der Präteritopräsentia in das starke Verbsystem erheblich erschwert. Diese Einordnung ist ja eines der Themen, welche die historische Grammatik bei den Präteritopräsentia zu behandeln pflegte: *wissen* 1. Klasse, *dürfen* 3. Klasse usw. Ein zweites ist ihre bedrohte Existenz. Ihre für das Urgermanische anzusetzende Anzahl hat sich allmählich verringert. Die gotischen *lais* und *man* kommen im Deutschen nicht vor, *ganah* und *aib* nur noch in althochdeutschen Resten, *touc-tugen* und *gan-gunnen* haben sich neuhochdeutsch ganz der regelmäßigen Flexion angeschlossen, *tar-turren* ist aus dem Hochdeutschen verschwunden und im Niederländischen verschmolzen mit *darf-dürfen*, was da das ganz regelmäßige Zeitwort *durven* ergeben hat, das von *turren* die Bedeutung ‚wagen‘ und das neben *durfde* gelegentlich vorkommende Imperfekt *ik dorst* ‚ich wagte‘ übernommen hat. Die Präsensmerkmale der Präteritopräsentia zeigen im Niederländischen nur noch drei der ursprünglichen Gruppe: *zal-zullen*, *kan-kunnen*, *mag-mogen*. Gegenüber den Verlusten stellt das Zeitwort *wollen* im Südgermanischen einen Zuwachs dar, der formaliter – und modaliter, worüber noch zu sprechen sein wird – interessant genug ist. Seine 2. Person Einzahl lautet *du wilt* von Williram bis Mörike; bei letzterem ist die Form gesichert durch den Reim in dem bekannten Gebet:

Herr! schicke, was du willst,
Ein Liebes oder Leides;

Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Aber dieses *-t* beruht ja nicht auf lautgesetzlicher Entwicklung, sondern ist ein Resultat der Symbiose von *wollen* mit den Präteritopräsentia, welche gerade durch das legitime Fehlen des *t* in der 3. Person Einzahl wie in der 3. Person Mehrzahl gefördert sein wird. Die ‚neugebildeten‘ schwachen Imperfektformen, wie *wesse*, *wisse*, *wiste*, *wuste*, dann *durfte* und all die andern, lassen wir als Formen hier zwar außer Betracht, aber wir wollen das Vorhandensein dieser Vergangenheitsformen keineswegs verdunkeln, besonders weil es gerade neuerdings eine Rolle gespielt hat in einer Kritik an der Darstellung der Präteritopräsentia in beschreibenden, also synchronischen Grammatiken.

Mein Leidener Kollege, der Niederlandist Stutterheim, geht von den richtigen Voraussetzungen aus, es sei erstens „kein wissenschaftlicher Bericht über Sprachveränderungen möglich, wenn wir nicht rein synchronische Beschreibungen einer Anzahl Sprachphasen haben“; auch eine tote Sprache müsse „völlig synchronisch dargestellt werden, – also so, wie sie war, als sie gesprochen wurde, ohne sie mit anderen Sprachen zu vergleichen (oder) von einer früheren Sprachphase auszugehen“. Zweitens pflichtet er dem Vorwurf bei, den die post-Saussuresche Linguistik der historischen Grammatik des 19. Jahrhunderts gemacht hat, dem Vorwurf einer ‚atomistischen‘ Betrachtungsweise nämlich, wobei „die Entwicklung der Laute als selbständiger Entitäten beschrieben wird, ohne daß man auf das System Rücksicht nimmt, in dem sie fungieren“. Mir selbst ist immer, als brauche man im Gedicht „Das Knie“ von Morgenstern nur *Knie* durch *Laut* zu ersetzen, um das strukturalistische Bedenken gegen dieses atomistische Verfahren blitzartig beleuchtet zu sehen: *Ein Laut geht einsam durch die Welt. Er ist ein Laut, sonst nichts!* Stutterheim hat schon mindestens zweimal auf die Hartnäckigkeit veralteter Anschauungen oder doch Terminologien in zeitgenössischer Sprachbeschreibung aufmerksam gemacht, einmal in englischer Sprache in der Zeitschrift *Lingua* (IX, 1960): „Structuralism and Reconstruction“, einmal deutsch in dem von ihm gehaltenen Hauptreferat des Amsterdamer Germanistenkongresses 1965: „Diachronische Traditionen in synchronischen Grammatiken“. Schon das seinem erstgenannten Aufsatz vorangestellte „Summary“ fängt mit den Worten an: „In this article an attempt is made at a purely synchronic description of the Primitive Germanic verbs, in which the use of such diachronically coloured terms as ‚preterite-present‘ and ‚aorist-present‘ is avoided“,

welches Bekenntnis sieben Seiten weiter die Form eines ‚ceterum censeo‘ annimmt: „One thing is certain: the term ‚preterite-present‘ will have to disappear from the descriptions of the Germanic languages and of Primitive Germanic“. Natürlich hat er recht, und zwar aus einem viel stichhaltigeren Motiv, als Gutenbrunner es hatte. Hören wir seinen deutschen Text, da wo er, übrigens mit dem größten Respekt, über Sprachhistoriker und Komparatisten spricht: „Im Prinzip kann man an der Berechtigung ihrer Wissenschaft unmöglich zweifeln. Sie abstrahieren jedoch manchmal von der Sprachenerfahrung der Sprechenden, auch dann, wenn es für ihre wissenschaftliche Arbeit nicht notwendig ist und – genau betrachtet – in keiner Weise verteidigt werden kann. Ich denke hier an ihre Neigung, den Ursprung und das Wesen eines Sprachelements oder eines Sprachphänomens völlig miteinander zu identifizieren. Diese Identifikation wird manchmal explizite, manchmal implizite formuliert. In einer Reihe von Fällen ist es dem Leser nicht klar, ob diese Identifikation beabsichtigt ist oder nicht. Diese Fälle sind die gefährlichsten.“

Also Identifikation und Vermischung von Ursprung und Wesen. Stutterheim stellt fest, daß Mossé in seinem offensichtlichen Bestreben nach einer synchronischen Darstellung der gotischen Grammatik gerade bei den Präteritopräsentia versagt. Schon die Bezeichnung Perfecto-(oder Pr.-)präsentia sei ein Diachronismus, und vollends in ihrer Definition als „verbes qui ont la forme d’un parfait i.-e. et la valeur sémantique d’un présent“ sei „das Vorhandensein historisch-komparatistischer Elemente evident. Gotische Verben haben ja gotische Formen und keine indoeuropäischen, und im Gotischen gibt es kein Perfekt.“ Ursprung und Wesen werden zu Unrecht identifiziert. Ernst Ebbinghaus’ 18 Jahre später erschienene Gotische Grammatik (1960) definiert sie richtiger als „primäre Verba, welche Form und Flexion eines starken Präteritums aber Präsensbedeutung haben“. Hier wird über das Indoeuropäische nichts gesagt, und mit dem Ausdruck „Präteritum“ bleiben wir innerhalb der Sprache, die beschrieben werden soll. Dann fragt Stutterheim aber weiter, ob es eigentlich wohl einen Sinn habe, zu sagen, daß ein Verb Präsensbedeutung hat. „Wir sind daran gewöhnt“, schreibt er, „ein Verb dadurch zu bezeichnen, daß wir den Infinitiv oder die 1. Person Singular Präsens angeben. Aber ein Verb ist mehr. Es ist ein ganzer Komplex von Formen, oder besser: ein

ganzer Komplex formal-semantischer Einheiten. Nicht ein Verb, sondern das Präsens eines Verbs hat Präsensbedeutung. So kann man auch nicht einem Verb eine Präterital- oder eine Perfektform zuerkennen“, und er formuliert dann selber: „Präteritopräsentia sind Verben, deren Präsens eine Form hat, die mit der Form des Präteritums der starken Verben übereinstimmt.“ Damit wäre jeder Vergleich mit einer früheren Sprachphase oder mit einer anderen Sprache beseitigt und nur das gotische Präsens *wait-witum* neben das gotische Präteritum *bait-bitum* gestellt. „Indessen“, so fährt Stutterheim noch fort, und das scheint mir das Entscheidende an seinen Ausführungen zu sein, „sind *wait* und *bait* nur dann formal gleich, wenn wir von der Funktion absehen und ‚Form‘ also im nicht-linguistischen Sinn verstehen. Es ist der Form *bait* eigentümlich, daß ihr die Präsensform *beita* gegenübersteht, und es ist der Form *wait* eigentümlich, daß ihr die Präteritalform *wissa* gegenübersteht. Das Wort *wait*, diese formal-semantische Einheit, ist nicht nur der Bedeutung nach, sondern auch der Form nach Präsens“, und er präzisiert etwas weiter noch: „In dem Moment, in dem dasjenige, was erst ein Perfekt war, als Präsens einem Präteritum gegenübersteht, verliert es alle, auch alle formalen Eigenschaften eines Perfekts.“ Und noch aus dem englischen Aufsatz: „In the Germanic languages (however) a so-called preterite-present is not the preterite of an existing verb in those languages. And it has a present because it has a preterite. If we ascribe to such a verb a preterite-form in the present, we abstract from the meanings, forgetting that where language is concerned, ‚form‘ and ‚meaning‘ are correlative notions.“ Es schien mir interessant genug, dieses Kriterium von der funktionalen Opposition hier noch einmal ausdrücklich zu berücksichtigen.

Aber nun zur Gegenwartssprache, wobei ich mich fast ganz auf das Deutsche beschränke; für das Niederländische ist noch auf van Haeringen zu verweisen, *Nieuwe Taalgids* 1950, für die skandinavischen Sprachen auf Hammerich (*Zs. f. deutsche Wortforschung*, N. F. 1, 1960). Die sieben schwachen Verben *können*, *dürfen*, *mögen*, *mißsen*, *sollen*, *wollen*, *wissen* unterscheiden sich in zwei Formen ihres Präsens Indikativ (gegenüber drei im Mittelhochdeutschen) von allen anderen deutschen Verben, nämlich in der 1. und 3. Person Einzahl, die hier niemals eine Endung aufweisen können (*ich mag*, *er mag*). Für die 3. Person ist dieser Unterschied noch strikter als für die 1., die ja auch sonst nicht selten endungslos ist. Sodann (*ich mag* –

wir mögen usw): Faßt man die vokalische Opposition zwischen Präsens Einzahl einerseits und Infinitiv und Präsens Mehrzahl andererseits als Charakteristikum, so macht *sollen* nicht mit; oder (*mögen, mochte, gemocht*) die zwischen Infinitiv einerseits und Imperfekt und 2. Partizip andererseits, den Rückumlaut also, so *sollen* und *wollen* nicht. Diese beiden, *sollen* und *wollen*, stellen sich auch in Konjunktiv Imperfekt umlautlos zu den regelmäßigen Zeitwörtern, während die andern fünf sich zusammenfinden mit: *hätte* und *würde*, *dächte* und *brächte*, mit *kennte*, *nennte*, *brennte* und *rennte*. Der defektive Imperativ schließlich würde uns auf das Gebiet der Semantik führen; denn nicht durch das morphologische System werden Imperativbildungen bei mindestens fünf der genannten Verben verhindert. Aber man kann nun einmal schwerlich jemandem zumuten, er möge etwas können oder dürfen oder mögen oder müssen oder sollen; zur Not noch wohl, er möge sich entschließen, etwas zu wollen, bzw. er möge etwas zur Kenntnis nehmen oder wissen. Ich glaube, bei einer Formbeschreibung der deutschen Verben müßte man diesen Punkt ganz verschweigen, es sei denn, wir bekämen im Anschluß an die Bestandsaufnahme der Nominalflexion in der zeitgenössischen Literatursprache, wie sie Herr Ljungerud durchgeführt hat, auch noch eine der Verbalflexion. Ich prophezeie, daß sich dabei auch von *wollen* der Imperativ, abgesehen etwa von Faust-Zitaten, als non-existent herausstellen würde, und der von *wissen*, abgesehen etwa von Schiller-Zitaten, als kaum-existent. Aber immerhin dürften unsere sieben dieses Fehlen der Imperativs mit einer Anzahl anderer Verben teilen und deshalb nicht durch eben dieses negative Merkmal zusammengehalten werden.

Wir werfen noch einen Blick auf drei zeitgenössische Darstellungen des Neuhochdeutschen, um zu sehen, wie die ‚sogenannten‘ Präteritopräsentia darin behandelt werden. Der Ausdruck ‚sogenannte‘ Präteritopräsentia erscheint ganz richtig in der seit 1959 so zuverlässigen Duden-Grammatik, da, wo unsere Verben zuerst ihren Platz in der Aufzählung unregelmäßiger Verben finden; allerdings muß dann aber ihre eigentliche Behandlung als für eine beschreibende Grammatik unbefriedigend bezeichnet werden. Ich zitiere den Abschnitt (Nr. 157) vollständig. „Das Präsens der Modalverben *können, dürfen, sollen, mögen, müssen* und das Vollverb (statt: und des Vollverbs) *wissen (kann, darf, soll, mag, muß, weiß)* ist eigentlich ein früheres, in Vergessenheit geratenes starkes Präteritum.“ Das ist

zumindest unglücklich gesagt: „eigentlich“ und „in Vergessenheit geraten“ sind hier fehl am Platze. Und zudem ist eine Beschreibung der Formen zu verlangen, kein Versuch zu einer Erklärung: nicht der Formen und noch viel weniger des historischen Namens. Ich fahre fort im Anschluß an „ein früheres in Vergessenheit geratenes starkes Präteritum“: „dessen neue Vergangenheitsformen schwach beugten (*konnte* usw.).“ „Neu“ ist ein diachronischer Begriff, und statt „beugten“ ist aus demselben Grunde ‚beugen‘ zu lesen, und ebenso im folgenden: „Dazu tritt (statt ‚*trat*‘) auch ein schwach gebeugtes 2. Partizip (*gekonnt* usw.).“ Der folgende Satz frustriert dann das oben so glücklich befundene Wörtchen „sogenannt“ aus der einleitenden Aufzählung: „Diese Verben heißen deshalb Präterito-präsentia.“ Mir scheint, die historisierende Darstellung wäre zu ersetzen durch eine Beschreibung des heutigen Formenbestands, in der der nunmehr noch unvermittelt folgende Schlusssatz des Abschnittes seinen logischen Platz haben würde: „Im Präsens unterscheiden sich bei *können*, *dürfen*, *mögen* und bei *wissen* Einzahl und Mehrzahl in ihrem Stammvokal: *ich kann*, aber *wir können* usw.“ Aber außerdem noch: Wo ist das Zeitwort *wollen* geblieben? Hat es nicht dieselben Merkmale wie die aufgezählten? Es wird zu Unrecht an einer anderen Stelle behandelt, wo über es mitgeteilt wird, es seien nur seine „Personalformen des Singular im Präsens Indikativ unregelmäßig: *ich wil*, *du willst*, *er will*“. Das gilt aber zumindest auch für *ich soll*, *du sollst*, *er soll*, und der Wissende wittert eine diachronische Tradition in dieser sonst so erfreulich synchronischen „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“.

Vor vier Jahren erschien Hennig Brinkmanns „Deutsche Sprache“. Das Buch ist keine Grammatik, aber immerhin eine Darstellung der deutschen Gegenwartssprache, die unter einem bestimmten Blickwinkel unternommen worden ist, nämlich dem der Leistung der in der Sprache ausgeprägten Gestaltunterschiede. Dieser Zugriff ist den hier und heute in Rede stehenden Zeitwörtern auf eine Einbuße zu stehen gekommen, so daß sich ihrer auch hier nur sechs zusammenfinden. Ich zitiere aus dem Abschnitt „Die Bedeutung der inneren Flexion“: „Nur bei einer Gruppe geht Eigentümlichkeit im Formensystem mit einer inhaltlichen Sonderstellung zusammen: bei den Modalverben.“ Da mußte also ein Verb, das dieselbe Eigentümlichkeit im Formensystem aufweist, geopfert werden: das Zeitwort *wissen*; es kommt, soviel ich sehe, im ganzen Buch nicht vor. Selbst-

verständlich gibt das Beisammensein sämtlicher Modalhilfsverba in der Gruppe der sogenannten Präteritopräsentia zu denken, um so mehr als ihr semantisches System ein so eng verwobenes ist, wie es die Dänen Hammerich und Gunnar Bech, der Ostdeutsche Klaus Welke, aber ja auch Hennig Brinkmann so eindrucksvoll dargestellt haben. Es scheint mir übrigens für die synchronische Sprachbeschreibung wenig gewonnen durch Brinkmanns Einteilung der Präteritopräsentia nach ihren Präsensvokalen, die an die Stelle von deren historischer Zuweisung zu Ablautreihen treten soll. Er hat die starken Verben nach vier charakteristischen Vokalen im Präteritum aufgeteilt: *a*, *o*, *i* und *u*, augenscheinlich alle sowohl kurz wie lang, das sagt er nicht genau, und stellt dann zu seinen Modalverben fest, daß sie sich im Präsens jenen vier Präteritalreihen zuordnen: *kann*, *darf*, *mag* etwa wie *rann*, *warf*, *gab*; *soll* wie *schwoll*; *will* wie *ging*; *muß* wie *wuchs* oder *wusch*, er hat aber versäumt, Beispiele von starken Präterita mit kurzem *u* zu geben; er nennt nur *fuhr* und *schlug*. Diese Zuordnung muß vom synchronisch beschreibenden Standpunkt als unangemessen erscheinen, und nur der Wissende wittert wiederum das Erbe der Vergangenheit. Aber, wie gesagt, die sogenannten Präteritopräsentia in Zukunft auf der Basis ihrer syntaktischen Valenz zusammenzunehmen, ist sicher näherer Erwägung wert, wie denn auch Brinkmann, nachdem er die allen gemeinsame Verbindung mit einem Infinitiv erwähnt hat, fortfährt: „Einer morphologischen und syntaktischen Gemeinsamkeit entspricht eine Gemeinsamkeit des Inhalts: diese Verben sagen, welche Einstellung zu dem verbalen Prozeß für das grammatische Subjekt gilt.“ Allein, dann verdient noch *wissen*, das einzige lexikalische Vollverb der Gruppe, unsere zusätzliche Sorge.

Auch Johannes Erbens „Abriß“, der uns und unseren älteren Studenten vor acht Jahren so hochwillkommen war und so wohltuend modern schien und der noch heute (in der 8. Auflage) als ein Meisterwurf des Forschers und des Lehrers gerühmt zu werden verdient, will „Gestalt und Leistung“ des Gegenwartsdeutsch darstellen. Von der Geschichte konnte und wollte der Verfasser dabei nicht loskommen, wodurch manche diachronischen Traditionen in seinem Werk nachklingen. So nennt auch er die zweimal mit, aber sonst ohne Gänsefüßchen eingeführten Präteritopräsentia „Verben, welche Präterital-(Vergangenheits-)Formen mit Präsens-(Gegenwarts-)Bedeutung haben“, und er gibt zweitens für die Fest-

stellung: „Ein- und Mehrzahlformen starker Verben werden auch noch vereinzelt durch die verschiedene Ablautstufe des Stammvokals voneinander abgehoben“, als Beispiele nicht nur *ward–wurden*, sondern auch das Präsens der meisten ‚Präteritopräsentien‘; und hätte er drittens mit Vermeidung des diachronisch verwendeten Begriffs „Ablaut“ von „Vokalwechsel“ gesprochen, so hätte er die vier Beispiele mit historisch einwandfreiem Ablaut noch um *will–wollen* und *muß–müssen* ergänzen können, wie es recht gewesen wäre. Auch bei Erben fallen die Präteritopräsentia schließlich mit den Modalhilfsverben zusammen, wo er schreibt: „Am deutlichsten abgehoben erscheinen die (...) Konjunktivformen (...) der Präteritopräsentien, die daher – natürlich auch auf Grund ihrer Bedeutung – eine immer wichtigere Rolle als ‚Modalverben‘ spielen.

*

Die ‚sogenannten‘ Präteritopräsentia beanspruchen besonders im Hinblick auf ihre syntaktische Valenz in zunehmendem Maße die Aufmerksamkeit gerade der modernen Grammatik. Sie sind kein beliebiges Relikt, kein historisches Kuriosum, sondern spielen eine lebende Rolle unter den Ausdrucksmöglichkeiten der Gegenwartssprache. Sie bilden zudem ein Thema, das diachronischer und synchronischer Behandlung Raum läßt. Ich habe diese Gelegenheit ergriffen, habe aber zugleich betonen wollen, daß die Grenze zwischen beiden Behandlungsweisen scharf im Auge behalten werden soll und daß auch terminologische Sauberkeit hier, wie überall, not tut. Wer dieser Ergänzung der Synchronie durch die Diachronie und der Diachronie durch die Synchronie zustimmt, der möge mir für meinen Vortrag danken mit den zitierten Mörike-Versen:

Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Literatur

- H. G. Fiedler, Two Problems of the German Preterite-Present Verbs, MLR XXIII, 1928, S. 188ff.
C. B. van Haeringen, De hoofdvormen van het Nederlandse werkwoord, Nieuwe Taalgids 1950.
G. Bech, Grundzüge der semantischen Entwicklungsgeschichte der hochdeutschen Modalverba (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser, bind 32, nr. 6), Kopenhagen 1951.

- S. Gutenbrunner, Läßt sich der Ausdruck „Praeteritopraesentia“ verdeutschen?, Archiv, 111. Jg., 196. Bd., 1960, S. 327.
- L. L. Hammerich, Über die Modalverba der neugermanischen Sprachen (mit besonderer Berücksichtigung des Dänischen), Zfd Wortforschung 16, 1960, H. 3, S. 47ff.
- C. F. P. Stutterheim, Structuralism and Reconstruction, Lingua, Vol. IX, 1960; vgl. den Kongreßbericht: Bern 1966.
- G. S. Scur, Über den Umlaut der deutschen Modalverben, Neuphilologische Mitteilungen LXII, 1961, S. 206ff.
- David R. McLintock, Die umgelauteten Praeteritopraesentia und der Synkretismus im deutschen Verbalsystem, PBB Tüb. 83, 1961/62, S. 271ff.
- R. Wisniewski, Die Bildung des schwachen Präteritums und die primären Berührungseffekte, PBB Tüb. 85, 1963, S. 1ff.
- Klaus Welke, Untersuchungen der Modalverben in der deutschen Sprache der Gegenwart. Ein Beitrag zur Erforschung funktionaler und syntaktischer Beziehungen. Diss. Humboldt-Universität 1963. Akademie-Verlag Berlin 1965.

Zum deutschen Verbsystem

Von Heinz Rupp

(Erstdruck in: Neuphilolog. Mitt. 1965)

Wenn ich heute zu Ihnen über das Verbsystem der deutschen Sprache spreche,¹ dann erwarten Sie bitte nichts umstürzend Neues.² Was ich Ihnen in den nächsten drei Viertelstunden sagen will, sind eigentlich Banalitäten und Selbstverständlichkeiten, die es aber im Bereich der Sprache sehr häufig gibt und über die man meist hinweggeht, weil man sie als selbstverständlich gar nicht sieht. Lassen Sie mich aber trotzdem von diesen Banalitäten und Selbstverständlichkeiten sprechen; vielleicht ergibt sich doch ein etwas neuer Einblick in Struktur, Funktion und Leistung der deutschen Sprache.

Eine Anregung dazu, dieses Thema zu wählen ging von einem Aufsatz von Hennig Brinkmann aus, der den Titel trägt „Die haben-Perspektive im Deutschen“. Er findet sich in der Weisgerber-Festschrift von 1959 und ist in das Buch von Hennig Brinkmann „Die deutsche Sprache“ eingearbeitet worden. Brinkmann zeigt in diesem Aufsatz, daß das transitive Verbum *haben* auffallenderweise kein Passiv besitzt; d. h., daß das Objekt nicht zum Subjekt werden kann. Er zeigt aber auch, daß das Verbum *haben* die Möglichkeit bietet, alle denkbaren Gegenstände in direkte Beziehung zum Subjekt des betreffenden Satzes zu setzen. Um es an einem Beispiel klarzumachen: Deutlich wird der Sinn dieser *haben*-Perspektive am Unterschied zweier Sätze wie *wir haben schönes Wetter* und *es ist schönes Wetter*. Im einen Fall – *es ist schönes Wetter* – handelt es sich um eine einfache Fest-

¹ Das Folgende bildet den nur wenig veränderten Text eines Vortrages, der im September 1964 in Helsinki, Jyväskylä, Tampere und Stockholm gehalten wurde.

² Mit dem „Neuen“ in der Linguistik hat es seine besondere Bewandnis. Neues wird manchmal plötzlich zum Nicht-sehr-Neuen, wenn man in Jacob Grimms „Deutscher Grammatik“ oder anderen frühen Werken blättert.

stellung, die mit uns nichts zu tun hat; im anderen Fall wird durch das Verbum *haben* das Objekt *schönes Wetter* als unser Besitz sprachlich gefaßt. Es ist nicht nur schönes Wetter, sondern wir sind im Besitz des schönen Wetters, wir haben es.

Eine weitere Anregung, dieses Thema zu wählen, ging von einem Basler Oberseminar im letzten Wintersemester aus, in dem wir uns mit den modernen Grammatiken zur neuhochdeutschen Schriftsprache und mit den in ihnen sich findenden Unterschieden und Widersprüchen befaßten.

Was ich Ihnen im folgenden sagen will, läßt sich kurz etwa so formulieren: Ich möchte zeigen, daß das Verbalsystem der deutschen Sprache auf ganz wenigen Denkmodellen, wenn man so sagen darf, beruht, die ihrerseits bestimmend für den Aufbau eben dieses Verbalsystems sind. Es ist durchaus nicht so, daß diese Denkmodelle, die konstituierend für das deutsche Verbalsystem sind, sich nur im Deutschen finden; sie finden sich zum Teil gleich, zum Teil ähnlich in nahezu allen indoeuropäischen Sprachen – über die anderen kann ich nicht urteilen. Aber doch haben sich im Verlauf der Sprachgeschichte gewisse Eigenheiten innerhalb der deutschen Sprache herausgebildet, die das deutsche Verbalsystem von den Systemen anderer Sprachen abheben.

Die deutsche Sprache besitzt wie viele andere Sprachen neben den mehr funktionstragenden Wortarten vor allem drei inhaltstragende Wortarten: das Substantiv, das Adjektiv und das Verbum. Die Wortinhalte der zu diesen drei Wortarten gehörenden Wörter konstituieren sich nun nicht auf genau dieselbe Weise.

Der Wortinhalt der Substantive wird vor allem durch die den Wörtern zugrunde liegenden Dinge und Gedanken bestimmt: Substantive sind Sprachzugriffe auf Dinge und Gedanken, wie Weisgerber sagen würde. Das heißt: Das Wort *Tisch* erhält seinen Wortinhalt von der Vorstellung des Gegenstandes Tisch, das Wort *Stadt* erhält seinen Wortinhalt durch die Vorstellung einer mehr oder weniger großen Anhäufung von Häusern usw. usf. Subjektive Vorstellungs- und Wertinhalte schwingen natürlich stärker oder schwächer mit, aber der Wortinhalt der Substantive ist, soweit man das in der Sprache überhaupt sagen kann, ziemlich genau. Die Genauigkeit nimmt dabei in dem Maße ab, als die betreffenden Substantive über reale Einzeldinge hinausgreifen, Zusammengriffe vieler Einzeldinge meinen oder in rein geistige Bereiche vorstoßen. Der Inhalt von *Gebirge* ist weniger

präzis als der von *Berg*, der von *Geist* oder *Gewissen* vieldeutiger als der von *Gebirge*.

Anders ist es bei den Adjektiven, die Eigenschaften ausdrücken. Hier sind die Wortinhalte viel schwerer zu fassen und zu definieren als bei den Substantiven; und zwar deshalb, weil es sich in erster Linie um Wortinhalte handelt, die in bestimmten Situationen vom einen ganz anders verstanden werden als vom anderen. Was *schön* und *gut* ist, *tüchtig* und *schlecht*, wird nicht durch ein ‚objektives‘ Faktum bestimmt, sondern durch den Consensus einer Gruppe oder durch die Meinung eines Einzelnen.

Wieder etwas anders konstituiert sich der Wortinhalt bei den Verben. Das Verbum drückt ein Sein, ein Geschehen oder ein Tun aus. Wenn man versucht, einen Terminus zu finden, der alle diese Möglichkeiten – Sein, Geschehen, Tun – umfaßt, dann bietet sich am ehesten der Terminus Prozeß an. Man kann sagen: Jedes Verbum drückt einen Prozeß aus; d. h., der Mensch versucht, mit dieser Wortart Prozesse sprachlich zu fassen, die sich in ihm, mit ihm und um ihn abspielen. Das heißt weiter: Da es sich immer um Prozesse handelt, die aus vielen Einzelteilen bestehen, muß der Inhalt der Wortart Verbum viel ausgreifender und damit zugleich abstrakter sein als der Inhalt der beiden anderen Wortarten. Überlegen Sie sich nur, wieviel an Abstraktion ein so einfaches Verb wie *gehen* fordert und enthält.

Es gibt nun verschiedene grammatische Einteilungen dieser Wortart Verbum. Die üblichste und bekannteste, die sich in nahezu allen Grammatiken findet und die deshalb beliebt ist, weil sie in derselben Weise auch für die klassischen Sprachen verwendet wird, ist die Einteilung in transitive und intransitive Verben. Unter transitiv versteht man Verben, deren Prozeß, vom Subjekt ausgehend, sich auf eine weitere Größe richtet oder darauf zielt; anders und besser gesagt: sie meinen einen Prozeß, der neben dem Subjekt eine andere Größe direkt betrifft, wobei mit dem Begriff Größe ein Terminus verwendet ist, den Glinz für substantivische Satzglieder gebraucht. Also: bei einem transitiven Verbum wird außer dem Subjekt noch eine andere Größe, werden eventuell auch zwei andere Größen direkt vom Prozeß betroffen, während die intransitiven Verben außer dem Subjekt keine zweite Größe direkt betreffen.

Diese Einteilung bietet Schwierigkeiten; ich darf einige kurz aufzählen:

1. Man weiß nicht, wo man die sogenannten echten Reflexiva hintun

soll, etwa *ich schäme mich*; Reflexiva also, bei denen sich das Geschehen auf das Subjekt zurückbezieht und auf niemand anderen beziehen kann. *Er schämt sich*, aber nicht *er schämt mich*. Man gibt diesen sogenannten echten Reflexiva eine Sonderstellung.

2. Eine weitere Schwierigkeit zeigt sich bei den Verben, die manchmal ein Akkusativobjekt bei sich haben, es aber nicht bei sich haben müssen, sondern nur bei sich haben können. Ich kann z. B. sagen *ich esse*; ich kann aber auch sagen *ich esse Brot*. Wenn ich sage *ich esse*, dann stelle ich nur den Prozeß fest, mit dem ich gerade beschäftigt bin. Auf was sich dieser Prozeß bezieht, was er direkt betrifft, das sage ich nicht. Wenn ich sage *ich esse Brot*, dann führe ich eine neue von diesem Prozeß betroffene Größe, eben das Brot, ein. Ist *essen* nun je nachdem transitiv oder intransitiv?

3. Nun gibt es aber auch Verben, die kein Akkusativobjekt bei sich haben können, etwa *schlafen*, *sterben*, *leben*. Ich kann aber in bestimmten Fällen sagen *er schläft einen guten Schlaf* oder *er ist einen schönen Tod gestorben*. Sind die Verben *schlafen*, *sterben*, *leben* u. a. nun transitiv oder intransitiv?

Im großen und ganzen wird aber die Einteilung in transitive und intransitive Verben funktionieren. Sie hat außerdem noch eine Stütze in der Grammatik. Die transitiven Verben nehmen im Perfekt Aktiv das Hilfszeitwort *haben*, die intransitiven das Hilfszeitwort *sein*. Aber leider nun wieder nicht in allen Fällen; in einigen haben auch intransitive Verben das Hilfszeitwort *haben*, z. B. *ich habe geschlafen*, im Gegensatz zu *ich bin gestorben*. Die Rechnung geht also nicht ganz auf; aber das wäre weiter nicht schlimm, da in der Sprache Rechnungen nie ganz aufgehen.

Die Einteilung in transitive und intransitive Verben bereitet aber gewisse grundsätzliche Schwierigkeiten, vor allem dann, wenn man sich folgendes überlegt: Es gibt nur wenige sprachlich gefaßte Prozesse, die außer dem Subjekt keine weitere Größe direkt betreffen, also nur wenige Verben, die sich nur mit dem Subjekt verbinden. Dazu gehören etwa das Verbum *sein*, das Verbum *werden*, das Verbum *bleiben* und noch einige mehr, z. B. auch *stattfinden* (davon später mehr). Der allergrößte Teil der Verben im deutschen Verbalssystem meint aber Prozesse, die sich auf eine andere Größe beziehen, die also außer dem Subjekt noch eine andere Größe oder mehrere Größen betreffen.

Kurz gesagt gliedert sich der Wortschatz der Wortart Verbum folgendermaßen:

1. Es gibt, wie eben festgestellt, Verben, die sich nur mit dem Subjekt verbinden, deren Prozeß keine weitere Größe direkt betreffen kann.

2. gibt es gewisse Verben, deren Inhalt außer dem Subjekt nur eine, und zwar eine ganz bestimmte, weitere Größe betreffen kann. Wenn ich *sterbe*, dann betrifft das Sterben immer nur den Tod; ein anderes Objekt ist nicht möglich. Wenn ich *schlafe*, betrifft das Schlafen den Schlaf. Weil diese verbal gefaßten Prozesse nur eine ganz bestimmte Größe betreffen können, wird diese ganz bestimmte Größe bei diesen Verben normalerweise gar nicht ausgedrückt, denn es ist unnötig, sie zu nennen, weil sie selbstverständlich ist. Ich drücke sie nur aus, wenn ich etwas ganz Bestimmtes sagen will, und dann wirkt ein solcher Satz schon eigenartig: *er ist einen schönen Tod gestorben*. Das heißt also, daß es sich bei diesen sogenannten intransitiven Verben im Grunde um transitive Verben handelt; doch ist bei ihnen nur ein Objekt möglich, das deshalb sprachlich nicht gefaßt werden muß.

3. Die nächste Stufe bilden die Verben, die sich entweder auf eine eindeutige Größe richten, die darum nicht ausgesprochen werden muß oder die sich differenzierend auf verschiedene Größen richten können. Beispiele wären etwa die Verben *essen* und *trinken*. Ich kann sagen *ich esse*; ich kann aber auch sagen *ich esse Brot*, *ich esse Braten*, *ich esse Fisch*. Ich kann sagen *ich trinke*, d. h. ich spezifiziere nicht, ich nenne nur den Prozeß als solchen; ich kann aber auch sagen *ich trinke Bier*, *ich trinke Wein* usw.

4. Eine Stufe weiter treten Verben auf, die niemals nur eine bestimmte Größe betreffen können, sondern bei denen die Spezifizierung und damit das Objekt selbstverständlich vorhanden sein müssen. Das heißt: ich muß ein Akkusativobjekt nennen, weil niemals oder höchstens rein denkerisch eine eindeutig bestimmte Größe das Objekt sein kann. Ich werde also normalerweise nicht sagen *ich gebe*; vielleicht irgendeinmal in einem Gespräch, wenn mich irgend jemand fragt *gibst du für die Sammlung?* und ich antworte: *ich gebe*, anstatt *ja*. Und dann meint *ich gebe* eben *ich gebe eine Gabe*. Aber normalerweise muß ich dem Wort *geben* ein Akkusativobjekt beifügen: *ich gebe Geld*, *ich gebe Rat* usw. Das wäre die eigentliche Gruppe der transitiven Verben, deren Prozeß sich also nicht auf eine ganz bestimmte Größe richtet, sondern auf viele mögliche Größen zielen kann.

5. kämen schließlich die Verben, deren Prozeß sich auf zwei Größen richten kann oder muß, die dann in der Sprache als Akkusativobjekt und Dativobjekt erscheinen. Dazu gehören die Verben des Gebens

und Nehmens, der Mitteilung, wie z. B. *berichten*, *klagen*, und viele andere. Man versucht dabei, die Leistung der beiden möglichen oder nötigen Objekte zu spezifizieren und stellt fest, daß das Akkusativobjekt die vom Prozeß direkt betroffene Größe enthalte, während das Dativobjekt die vom Prozeß weniger direkt betroffene Größe meine: Man spricht von Zielkasus und Zuwendekasus. Diese Unterscheidung scheint mir in vielen Fällen nicht stichhaltig; es handelt sich beidemal um direkt betroffene Größen, die aus Gründen der Verständlichkeit in verschiedener grammatischer Form auftreten, wobei es häufig nur so ist, daß das Objekt, das eine Person meint, der Dativform zugeteilt wird.

Die Einteilung des verbalen Wortschatzes in fünf Gruppen vereinfacht; aber sie genügt für unseren Zweck.

Wenn man den verbalen Wortschatz so sieht, dann wird die Einteilung in transitive und intransitive Verben fragwürdig und vor allem einseitig. Denn als echte Intransitiva bleiben nur wenige Verben übrig; alle anderen gehören zumindest potentiell zu den transitiven, selbst wenn die vom Prozeß direkt betroffene Größe nicht ausgesprochen ist, weil sie sich als selbstverständlich versteht, und selbst wenn bei gewissen Verben kein unausgesprochenes Objekt zu erkennen ist; *stattfinden* ist nur durch seine sprachgeschichtliche Entwicklung zum Intransitivum geworden; ursprünglich war es ein Transitivum: *eine Sache findet ihre Statt, Stelle*.

Die Gliederung des verbalen Wortschatzes in transitive und intransitive Verben hat aber noch einen weiteren Nachteil. Mit ihr lassen sich wohl die Verben als konstituierende Teile der Sätze bestimmen; d. h., mit ihr läßt sich festlegen, welche Größen außerhalb des Subjekts in einem Satz auftreten können oder müssen. Mit ihr läßt sich aber nichts aussagen über das Formensystem des Verbums. Dieses hat kaum eine Beziehung zur Aufgliederung des Wortschatzes in transitive und intransitive Verben. Deshalb scheint es mir, daß es nicht uninteressant wäre, wenn man eine Gliederung finden könnte, die den ganzen Bereich des Verbalsystems umfaßt, den formalen wie den syntaktischen.

Hier bietet sich ein Begriff an, den ich vorher schon einmal benutzt habe, der Begriff des Denkmodells. Wir wollen zurückgehen und uns fragen, welche einfachen Denkmodelle hinter dem deutschen Verbalsystem als ganzem stehen. Jede Sprache ruht ja auf solchen simplen Denkmodellen. Ich habe vorhin ein anderes genannt: die

Wortarten. Sie sind ein solches sprachliches Denkmodell, das uns zwingt, das Auszusagende in ganz bestimmten Kategorien zu erfassen: als Größe, Eigenschaft, Prozeß. Man könnte sich ganz andere Denkmodelle, ganz andere Wortarten vorstellen.

Unsere Frage richtet sich also jetzt auf die Denkmodelle, auf denen das deutsche Verbalsystem ruht. Da bietet sich in Fortführung der Vorstellungen von Hennig Brinkmann über die *haben*-Perspektive im Deutschen eine Möglichkeit an. Man kann prüfen, ob es nicht neben der *haben*-Perspektive noch andere ähnliche Perspektiven gibt; wenn ja, ob wir in ihnen nicht die gesuchten Denkmodelle finden können. Sie erinnern sich: ich habe gesagt, daß der Inhalt der Wortart Verbum Prozesse faßt: Prozesse einfacher, differenzierter und höchst komplizierter Art. Der Prozeß, der mit dem Verbum *sein* ausgedrückt wird, ist simpel; er meint den Zustand, ohne ihn im geringsten zu spezifizieren. Der Prozeß, der mit dem Verbum *sterben* ausgedrückt wird, ist bereits differenzierter. Die Prozesse, die etwa mit den Verben *klettern* oder *röntgen* gemeint sind, sind recht kompliziert und vielfältig; ihre Einzelteile können im Verbum gar nicht ausgesagt werden. Wenn man nun den deutschen Verbalwortschatz im Blick auf die Art der Prozesse prüft, bieten sich ganz von selbst einige Verben an, die, so könnte man sagen, die simpelsten, allgemeinsten und undifferenziertesten Prozesse fassen, die es in einer Sprache überhaupt geben kann. Zu diesen undifferenziertesten Verben gehört einmal das von Brinkmann besprochene *haben*; dazu gehören natürlich auch die Verben *sein* und *werden* sowie das Verbum *tun*. Man könnte also neben einer *haben*-Perspektive von einer *sein*-, *werden*- und *tun*-Perspektive sprechen. Jede von ihnen hat ihre besondere Bedeutung und Funktion. Die *sein*-Perspektive meint den Zustand als solchen, die *werden*-Perspektive das Geschehen als solches, die *haben*-Perspektive den Besitz als solchen und die *tun*-Perspektive die Tätigkeit als solche. Diese vier Verben – *sein*, *werden*, *haben*, *tun* – bilden also so etwas wie menschliche Grundprozesse ab, geben Perspektiven, wobei jede in ihrem Inhalt und ihrer Funktion eine klare Einheit bildet. Ich möchte deshalb nicht so differenzieren, wie es Brinkmann in seinem schon genannten Aufsatz tut. Die *haben*-Perspektive ist als Denkmodell die Besitzperspektive, gleichgültig, ob ich sage *ich habe Geld* (hier ist der Besitz eindeutig) oder *ich habe Durst*; denn rein vom Denkmodell aus gesehen ist das *Dursthaben* der Ausdruck für etwas, was ich besitze. Ich besitze den Durst, und den will ich loswerden, indem ich etwas

trinke. Das Denkmodell ist also bei *haben* überall der Besitz, entsprechend bei *sein* der Zustand, bei *werden* das Geschehen, bei *tun* das Machen.

Nun meine ich, daß sich mit Hilfe dieser Denkmodelle, der *sein*-, *werden*-, *haben*-, *tun*-Perspektive, der ganze deutsche Verbalwortschatz erfassen läßt, wobei es genau wie bei der Aufgliederung in transitiv und intransitiv so ist, daß die *sein*- und *werden*-Perspektive den kleineren Teil der Verben umfaßt, die *haben*- und *tun*-Perspektive den weitaus größten Teil. Man könnte mir jetzt vorwerfen, daß ich aus der Aufgliederung in zwei Bereiche, transitiv und intransitiv, nur eine Aufgliederung in vier Bereiche vollzogen habe. Ich muß diesen Vorwurf vorläufig auf mir sitzen lassen. Zuerst noch einige Worte zur Aufgliederung in vier Perspektiven.

Daß die *sein*-Perspektive die wenigsten Verben umfaßt, ist verständlich. Es gehören dazu außer *sein* noch *bleiben* und einige andere Zustandsverben. Diese *sein*-Perspektive ist dadurch gekennzeichnet, daß sich der Prozeß immer auf das Subjekt des Satzes selbst zurückrichtet, wobei die weitere Größe oder das Adjektiv, das mit dem Subjekt durch *sein* verbunden ist, im Nominativ steht oder unflektiert ist, weil diese zweite im Satz auftretende Größe oder das Adjektiv einen ‚Teil‘ des Subjekts darstellt: *ich bin krank* oder *ich bin Professor*. Im letzteren Fall spricht man in den neueren Grammatiken von einem Gleichsetzungsnominativ, der also an die *sein*-Perspektive weitgehend gebunden ist. Der Ausdruck Gleichsetzungsnominativ ist nicht ganz glücklich, denn es geht nicht um Gleichsetzung und auch nicht um Identifizierung. Wenn ich sage *ich bin Professor*, dann ist nur ein Teil von mir gemeint. Man würde also vielleicht besser von einem Zuordnungsnominativ reden. Dieser Zuordnungsnominativ kann natürlich auch bei Verben auftreten, die nicht zur *sein*-Perspektive gehören; er muß aber dort mit dem Wörtchen *als* oder *wie* verbunden werden, d. h., es wird ein Vergleich hergestellt; z. B. *ich handle wie ein Mensch*, d. h., ich tue als Mensch nur das und das.

Die Verben der *werden*-Perspektive können sich ebenfalls nur mit einem zweiten Nominativ oder mit einem Adjektiv („Adverb“) verbinden, weil sich auch hier der Prozeß ausschließlich auf das Subjekt bezieht: *er wird groß* oder *er wird ein bedeutender Mann*. *Sein*- und *werden*-Perspektive sind also eng miteinander verwandt, nur daß, wie gesagt, die *sein*-Perspektive den Zustand, das Dasein als solches meint, während die *werden*-Perspektive das allgemeine Geschehen als solches aus-

drückt. Zur *werden*-Perspektive gehören bereits mehr Verben. Sie können dazunehmen *der Baum wächst, die Blume erblüht* und vieles andere, eben Vorgangsverben, die ein Geschehen meinen, das sich auf keine weitere Größen bezieht, sondern auf das Subjekt des Satzes zurückgreift.

Anders ist es mit der Besitz-, der *haben*-Perspektive; hierher gehört ein Teil der transitiven Verben: *ich habe Hunger, es hungert mich, ich besitze Geld* usw.; alles Verben, die ein Haben, ein Besitzen ausdrücken.

Schließlich noch die *tun*-Perspektive, zu der alle Verben gehören, die eine Tätigkeit ausdrücken, die sich auf eine andere Größe direkt richtet: *ich baue ein Haus, ich gebe Geld, ich verliere den Mut*, wobei es auch hier wieder einige Wörter gibt, die zwar nicht wie die *sein*- und *werden*-Verben einen doppelten Nominativ, die aber einen doppelten Akkusativ bei sich haben können: *ich nenne ihn meinen Freund*. Es sind wenige, während bei allen anderen dieser doppelte Akkusativ auch wieder als Vergleich auftreten muß: *ich baue mir ein Haus als Ferienhaus*.

Um es kurz zusammenzufassen: Jedes Verbum läßt sich inhaltlich auf eines dieser vier Denkmodelle zurückführen. Umgekehrt gesagt: Aus den vier Denkmodellen, den Grundverben sozusagen, die die vier undifferenziertesten Prozesse ausdrücken, fächern sich immer differenziertere Prozesse aus, die, ins Wort gefaßt, dann den Verbalwortschatz bilden.³ Sie können es selbst nachprüfen. Es wird an manchen Stellen Schwierigkeiten geben, wie überall in der Sprache, weil die sprachgeschichtlichen Entwicklungen inhaltliche Verschiebungen hervorgebracht haben oder weil es nicht eindeutig ist, zu welcher Gruppe bestimmte Verben gehören. Im großen und ganzen werden Sie aber in der Lage sein, jedes deutsche Verbum auf eine dieser Perspektiven zurückzuführen, oder besser gesagt, jedes Verbum als Ausdifferenzierung aus einem der vier Grundprozesse zu verstehen.

Was wäre nun aber anderes gewonnen, als daß wir anstatt zweier Teile vier Teile haben? Ich meine, es ist etwas gewonnen, weil diese Denkmodelle von *sein*, *haben*, *werden* und *tun* sich auch im Formensystem des deutschen Verbums aufzeigen lassen, ja, weil dieses Formensystem weitgehend auf ihnen beruht.

Es ist Ihnen als selbstverständlich bekannt, daß die deutschen Verben ihre zusammengesetzten Zeiten mit den sogenannten Hilfsverben

³ Dies ist nicht historisch zu verstehen, sondern inhaltlich.

sein, werden und *haben* bilden. Daß das Verbum *tun* in der Schriftsprache keine solche formenbildende Rolle spielt, ist Zufall. Es gab Zeiten, in denen *tun* ebenfalls als Hilfsverb auftrat, und wir hören es als Hilfsverb heute noch in der Umgangs- und Kindersprache. Daß es sich nicht wie z. B. im Englischen durchgesetzt hat, obwohl es einige Male nahe daran war, ist, wie gesagt, ein sprachgeschichtliches Faktum, aber keine sprachgeschichtliche Notwendigkeit. Wir haben es also im Formensystem des Verbums ebenfalls mit diesen Grundverben, mit *sein, werden* und *haben* zu tun.

Ich haben Ihnen vorher gesagt, die *sein*-Perspektive zeichne den Zustand als solchen, die *werden*-Perspektive das Geschehen als solches, die *haben*-Perspektive den Besitz als solchen. Wenn wir nun daraufhin das Formensystem des deutschen Verbums betrachten, ergibt sich folgendes.

Die transitiven Verben bilden ihr Perfekt Aktiv mit *haben*, ihr Präsens Passiv mit *werden*, ihr Perfekt Passiv mit *sein*. Die intransitiven Verben, die eine Zustands- oder Ortsveränderung, einen neuen erreichten Stand bezeichnen, um eine Formulierung der Duden-Grammatik zu übernehmen, bilden ihr Perfekt mit *sein*: *die Rose ist verblüht, er ist angekommen*. Diejenigen intransitiven Verben, die ein Geschehen in seinem unvollendeten Verlauf, in seiner Dauer ausdrücken, bilden ihr Perfekt wie die transitiven Verben mit *haben* (auch das eine Formulierung der Duden-Grammatik): *wir haben gut geschlafen, die Rose hat nur sehr kurz geblüht*. Es gibt dann noch eine Gruppe von Verben, bei der die Bildung des Perfekts Aktiv schwankt, das Perfekt Aktiv also mit *sein* oder *haben* gebildet werden kann. Je nachdem, ob das Perfekt eine Zustands- oder Ortsveränderung oder ein Geschehen in seinem unvollendeten Verlauf ausdrücken soll, steht *sein* oder *haben*. Dies gilt für Verben wie *tanzen, reiten, segeln, paddeln, fahren* usw. (alles nach der Duden-Grammatik). Ich kann also sagen *ich bin gerudert* und *ich habe gerudert, ich bin geritten* und *ich habe geritten*.

Nach der üblichen Grammatik geordnet heißt das: *werden* (vom Futur abgesehen) mit Partizip II (Partizip des Präteritums) wird nur für das Passiv Präsens der transitiven Verben verwendet; *haben* wird verwendet für das Perfekt Aktiv der transitiven und eines Teils der intransitiven Verben; *sein* für das Perfekt des Passivs der transitiven Verben, für das Perfekt des Aktivs bei einem Teil der intransitiven. Für uns, die wir Deutsch können, ist damit keine Schwierigkeit verbunden, und die ‚Ordnung‘ scheint in Ordnung.

Was ergibt sich aber nun, wenn wir versuchen, unsere vorher im Verbalwortschatz gefundenen Perspektiven anzuwenden? Dann sieht das System der zusammengesetzten Verbformen anders aus, wobei ich vorläufig einmal Formen mit zwei Hilfsverben, also *ich bin geschlagen worden* und das Futur I außer acht lasse. Ordnen wir die zusammengesetzten Verbformen nach unseren Perspektiven, dann ergibt sich folgendes (als Beispiele wähle ich transitive und intransitive Verben, dazu formal gleich gebaute Sätze mit Substantiven und Adjektiven):

1. Die *sein*-Perspektive:

er ist ein Mann
er ist groß
er ist geschlagen
er ist erfreut
er ist gegangen
er ist gerudert
er ist geritten
er ist verblüht.

2. Die *haben*-Perspektive:

er hat Geld
er hat geschlagen
er hat erfreut
er hat gerudert
er hat geritten.
Unmöglich: *er hat gegangen*;
aber möglich: *die Rose hat verblüht.*

3. Die *werden*-Perspektive:

er wird ein Mann
er wird groß
er wird geschlagen
er wird erfreut
er wird gerudert
das Pferd wird geritten.

Normalerweise gibt es bei *gehen* und *verblühen* keine *werden*-Perspektive, sie kommt nur in ganz besonderen Fällen vor.

Man kann sagen *jetzt wird aber gegangen*
oder spöttisch *er wird gegangen* (d. h. *er wird abgesetzt*),
man kann aber nicht sagen *jetzt wird verblüht*.

Das heißt: In der *sein*-Perspektive findet sich, um nochmals auf die alten grammatischen Kategorien zurückzugreifen,

das sogenannte Zustandspassiv:

ich bin geschlagen

ich bin erfreut

und das Perfekt Aktiv:

ich bin gegangen

ich bin gerudert

die Rose ist verblüht.

Bei *haben* findet sich nur

das Perfekt Aktiv:

er hat geschlagen

er hat erfreut

er hat gerudert

die Blume hat verblüht.

In der *werden*-Perspektive findet sich nur

das Präsens des Passivs:

er wird geschlagen

er wird erfreut

er wird gerudert

jetzt wird gegangen.

Was haben wir damit gewonnen? Scheinbar nichts anderes, als daß dasselbe Durcheinander – hier nur anders geordnet – wieder erscheint. Mir scheint nun aber doch, daß etwas gewonnen sei, und zwar wird es dann deutlich, wenn wir von unseren Denkmodellen ausgehen und danach fragen, welche Leistung die Verbformen mit *sein*, *haben* und *werden* vollbringen. Wir wollen also nicht mehr fragen, sind die Formen aktiv oder passiv, sondern wir fragen nach der Leistung dieser Perspektiven.

Wenn Sie einen einfachen Sprecher der deutschen Sprache fragen, was von den eben genannten Formen aktiv oder passiv sei, werden Sie überraschende oder gar keine Antworten erhalten. Wenn Sie also fragen, sind *ist geschlagen*, *ist erfreut*, *ist gegangen*, *ist gerudert*, *ist verblüht* aktiv oder passiv, wird der Gefragte in größte Verlegenheit kommen. Selbst ein deutschsprechender Linguist wird sich einen Augenblick überlegen müssen, ob *ich bin erfreut*, *die Rose ist verblüht* aktiv oder passiv ist. Das ist ganz verständlich. Ich habe gesagt: die *sein*-Perspektive drückt einen Zustand, ein Sein, eine Gegebenheit als solche

aus. Deshalb wird das Verbum *sein* auch für solche Zustände und Gegebenheiten benützt: *er ist Professor, er ist stark, er ist geschlagen, er ist erfreut, er ist gegangen, er ist gerudert, die Rose ist verblüht*. Überall zeigt sich dieselbe formale Struktur: *sein* mit einem nominalen oder halb-nominalen Ausdruck (das Partizip ist ja im Grunde genommen auch ein nominales Phänomen). Es wird also in allen diesen Sätzen ausgesagt, was das Subjekt des betreffenden Satzes ist, in welchem Zustand, in welcher Gegebenheit, vielleicht noch besser, in welcher Verfassung es sich befindet. Das heißt: Sätze dieser Art sagen zunächst überhaupt nichts über Aktiv oder Passiv, also über die Geschehensrichtung aus, sondern sie sagen nur aus, in welcher Verfassung sich das Subjekt des Satzes befindet. Außerdem sehen wir einem Partizip II nicht ohne weiteres an, ob es aktivisch oder passivisch gemeint ist – es kann ja beides sein. Somit müssen wir zuerst fragen, ob es von einem transitiven oder intransitiven Verb stammt. Damit ist aber die Entscheidung, ob Aktiv oder Passiv, erst eine Leistung der Überlegung, der Reflexion. Von der Struktur der Sprache aus gilt bei diesen Verbformen mit *sein* nur die *sein*-Perspektive, gleichgültig, ob Aktiv oder Passiv. Die *sein*-Perspektive tritt, grammatisch gesehen, für das Perfekt Aktiv und das Perfekt Passiv auf. Der Leistung nach betrachtet, gibt es keinen Unterschied bei Formen der *sein*-Perspektive. Überall geht es um die Verfassung des im Satz genannten Subjektes, wobei *sein* einmal mit einem Nomen, einmal mit einem Adjektiv, einmal mit einem Partizip verbunden sein kann. Der passive Charakter kommt erst dort deutlich zum Ausdruck, wo ich bei den transitiven Verben die Form mit *sein* aus dem Zustand hinüberleite in die Aktion, in den Zeitbezug, wenn ich also sage: *ich bin geschlagen worden*. Aber dies kann hier vorläufig auf der Seite bleiben.

Genau dasselbe gilt für die *werden*-Perspektive, nur daß hier im heutigen Deutsch formal eindeutig das Passiv herrscht. *er wird geschlagen* heißt, von der *werden*-Perspektive aus gesehen, daß ein ganz allgemeines Geschehen festgestellt wird, zu dem das Subjekt des Satzes hingeführt wird: *er wird ein Geschlagener, er wird ein Erfreuter*. Deshalb konnte man auch in früheren Sprachstufen, im Althochdeutschen etwa, sagen: *er wird ein Gekommener*. Auch hier war einst die Vermischung von Aktiv und Passiv deutlich vorhanden.⁴ Die aktiven

⁴ Vgl. z. B. *muerebant chisammoda* (Isid. 12,2) und *keumane wurdum* (Heliand 4825. Weiteres in meinem Aufsatz: Zum ‚Passiv‘ im Althochdeutschen, PBB (Halle) 78, 1956, S. 265–286.

Formen, also *werden* mit intransitiven Verben, sind verlorengegangen; man kann nur noch sagen *jetzt wird gegangen*, wörtlich: *jetzt werdet ihr Gegangene*, aber schriftsprachlich ist das kaum mehr möglich. Auch hier findet sich also die eindeutige Perspektive: Hinführung des Subjekts in einen neuen Zustand.

Genau dasselbe gilt dann für die *haben*-Perspektive. Dort wird wie bei der *haben*-Perspektive im Wortschatz ein Besitz ausgedrückt; und zwar lautet das Denkmodell bei der Form *ich habe ihn geschlagen*: *ich habe ihn als einen Geschlagenen, er hat ihn als einen Erfreuten*.⁵ Das heißt: Der akkusativische Objektsbezug ist als Denkmodell, wenn auch nicht sprachlich formuliert, im Partizip II durchaus noch vorhanden: *er hat gerudert* = *er hat sich als einen Geruderten, als einen, der gerudert hat*.⁶ Von hier aus wird auch verständlich, weshalb einige intransitive Verben die *haben*-Perspektive besitzen: sie besitzen sie dann, wenn es sich um Verben handelt, die im allgemeinen einen Zustand und damit einen Besitz für das Subjekt des Satzes ausdrücken. Ich kann sagen *er ist gerudert*, dann heißt das *er ist einer, der gerudert ist*; ich kann aber auch sagen: *er hat gerudert*, und dann heißt das: *er hat sich als einen Geruderten*. Einmal also die Feststellung, was einer ist, dann, was einer hat. Deshalb das Schwanken zwischen *haben* und *sein* bei diesen Verben. Dabei ist es so, daß zwischen *er ist gerudert* und *er hat gerudert* der Unterschied besteht, daß bei der *sein*-Perspektive eine Zuordnung zwischen Subjekt und Partizip II vorliegt, während bei *er hat gerudert* nicht nur eine Zuordnung, sondern ein intensiveres Besitzergreifen von dem im Partizip II genannten Prozeß erfolgt.

Die zusammengesetzten Verbformen sagen also zunächst einmal nichts aus über die Geschehensrichtung, also über Aktiv oder Passiv. Sie sagen nur aus, was einer *ist*, was einer *wird*, was einer *hat*: *sein*-Perspektive, *werden*-Perspektive und *haben*-Perspektive.

Aber diese mit *sein*, *werden*, *haben* gebildeten Formen sind nicht nur genusneutral, sie sind ebenfalls weitgehend tempusneutral. Die Bildungen *ich bin geschlagen*, *ich werde geschlagen*, *ich habe geschlagen* sagen zunächst einmal nichts über ihre Einordnung in die Zeit aus; sie haben vielmehr die Aufgabe, die Perspektive deutlich zu machen, unter der ein Geschehen in Verbindung mit einem Subjekt gesehen werden soll.

⁵ Vgl. dazu Otfried V, 7, 29: *sie eigan mir ginomanan*.

⁶ Das wußte auch schon Jacob Grimm: „In der Umschreibung mit *haben* ist das part. prät. nothwendig ein obliquus acc., in der mit *sein* ein nom.; das transitive *haben* fordert jenen, das intransitive *sein* diesen casus.“ (Deutsche Grammatik, 4 Bde., Göttingen 1837. Bd. 4, S. 158.)

Wenn man aber Temporalbezüge unbedingt angeben will, muß man sagen, daß die *sein-* und die *haben-*Perspektive präsentischen Charakter zeigen. *er ist geschlagen* = *er ist ein Geschlagener* weist genau wie *er ist blind* in die Gegenwart, *er hat ihn geschlagen* = *er hat ihn als einen Geschlagenen*, ist genau so präsentisch wie *er hat Geld*. Die *werden-*Perspektive ist ebenfalls präsentisch, weist aber – zum Teil wenigstens – auch in die Zukunft. *er wird geschlagen* trägt präsentisch-futurischen Charakter wie *er wird blind*, weil sich das Geschehen erst in der Zukunft erfüllt. Deshalb wird ja auch das eigentliche Futur mit *werden* + Infinitiv gebildet. Das heißt weiter: Wenn man diese Formen, als Perspektiven verstanden, im sogenannten Temporalsystem des Deutschen betrachtet, dann wird deutlich, warum das deutsche Perfekt vor allem Feststellungscharakter besitzt, einen Tatbestand feststellt, ein Geschehen vergegenwärtigt und erst in zweiter Linie Temporalcharakter trägt: *dieses Haus ist eingestürzt* ist zuerst einmal eine tempusneutrale Feststellung ohne Hinweis auf die Vergangenheit.⁷ Temporalen Charakter erhält dieser Satz erst durch Einfügen von Zeitbestimmungen: *das Haus ist gestern eingestürzt* oder durch das Ganze der Rede. Dasselbe gilt für die *haben-*Perspektive. Deutlich wird daraus: Was wir heute als Perfekt bezeichnen, also Verbformen, bestehend aus Partizip II in Verbindung mit *sein* oder *haben*, ist eine weitgehend tempusneutrale Perspektive. Sie trifft Feststellungen über einen Zustand, in dem einer ist, oder über den Zustand, in dem man einen besitzt.

Vielleicht läßt sich von hier aus auch ein anderes sprachliches Phänomen verstehen. Die oberdeutschen Mundarten besitzen die zweite Stammform des Verbums, das Präteritum, nicht mehr. Das Erzähltempus ist für sie das sogenannte Perfekt. Der Verlust des Präteritums ist vielleicht neben anderem daraus zu verstehen, daß die Mundartsprecher wenig Wert auf den temporalen Bezug legen, dafür um so mehr auf die Perspektive, unter der ein Prozeß gesehen wird; sie stellen fest und vergegenwärtigen sich das Geschehene.⁸

Die Genus- und Tempusneutralität der *sein-*, *werden-* und *haben-*Per-

⁷ Auch das hat schon Jacob Grimm festgestellt: „In dem mit habe und bin zusammengesetzten prät., wie in dem begriff vollendeter vergangenheit, liegt etwas präsensartiges; das plusq. aber nähert sich wieder dem imp. Daher begehrt die erzählung entweder das einfache deutsche prät., oder das mit hatte und war umschriebene; das mit habe und bin erträgt sie nur in demselben fall, wo sie auch das einfache präs. verwendet, d. h. wenn sie sich vergegenwärtigen will.“ (Deutsche Grammatik. 4 Bde, Göttingen 1837. Bd. 4, S. 157f.)

⁸ Vgl. dazu Kaj B. Lindgren, Über den oberdeutschen Präteritumschwund (= Ann. Ac. Scient. Fenn. Ser. B. Tom. 112, 1), Helsinki 1957.

spektive fügt sich nun auch weitgehend in die sprachgeschichtlichen Entwicklungen ein. So läßt sich im Althochdeutschen noch keine präzise Unterscheidung zwischen Aktiv und Passiv treffen. Intransitive Verben können genauso mit *werden* gebildet werden wie transitive, nur nicht so häufig. In Formen mit *sein*, *werden* und *haben* kann das Partizip II genauso behandelt werden wie ein Adjektiv, es kann flektiert oder unflektiert stehen: *er ist geschlagener* – *er ist blinder* neben *er ist geschlagen* – *er ist blind*.⁹

Außerdem wird aus der Sprachgeschichte deutlich, daß die zusammengesetzten Verbformen mit zwei Hilfsverben, also *ich bin geschlagen worden*, spätere Entwicklungen sind, die im Althochdeutschen noch nicht vorhanden waren; Entwicklungen, die wahrscheinlich in Analogie zum Latein neu gebildet wurden. Es ist im Althochdeutschen eindeutig, daß, abgesehen von den beiden Stammzeiten Präsens und Präteritum, der Temporalbezug im Formensystem des deutschen Verbums weitgehend gefehlt hat, daß andererseits diese drei Perspektiven, die *sein*-, *werden*- und *haben*-Perspektive, im Vordergrund gestanden haben. Und diese Perspektiven leuchten ja auch heute noch überall durch, wenn man die Formen von den Denkmodellen aus betrachtet, die ihnen zugrunde liegen. Daß sich im Laufe der Entwicklung der temporale Bezug stärker eingestellt hat, ist bei der *haben*- und *werden*-Perspektive deutlich sichtbar, vor allem, wenn man das Tempus in Betracht zieht, das wir nicht betrachtet haben, das Futur I, das mit *werden* + Infinitiv gebildet wird. Es hat eine höchst eigenartige Geschichte und konnte sich in der deutschen Umgangssprache bis heute nicht durchsetzen, weil es weitgehend als unnötig empfunden wurde.¹⁰ Deutlich wird der vermehrte temporale Bezug auch dort, wo das sogenannte Zustandspassiv, also *ich bin geschlagen*, erweitert wird zum echten Perfekt Passiv *ich bin geschlagen worden*. Das Zustandspassiv als solches lebt aber noch weiter und gibt dem Deutschen eine Möglichkeit der Perspektivenerfassung, die in manchen anderen Sprachen nicht vorhanden ist. Man kann also sagen: im deutschen Verbalsystem spielen Genus und Tempus – abgesehen von den beiden Stammformen Präsens und Präteritum – eine wesentlich geringere Rolle als die Perspektiven.

⁹ Vgl. z. B. Otfrid: *sint giscribene* (II, 3, 3) neben *ist giscriban* (II, 4, 57); *thu gindiger bist* (I, 2, 52) neben *ist suazj* (I, 1, 55).

¹⁰ Vgl. dazu Laurits Salveit, Studien zum deutschen Futur (= Årbok for Universitet i Bergen. Humanistisk Serie 1961 No. 2.), Bergen/Oslo 1962.

Es kam mir darauf an, Ihnen zu zeigen, daß das deutsche Verbal-system nicht nur vom Wortschatz, sondern auch von den Formen her auf vier oder drei einfachen Denkmodellen beruht, die ich Perspektiven genannt habe, auf der *sein-*, *werden-*, *haben-* und *tun-*Perspektive. Ich wollte Ihnen zeigen, daß diese Perspektiven tatsächlich das ganze deutsche Verbal-system bestimmen, den Wortschatz und die Formen, und daß von hier aus auch die Leistung der zusammengesetzten Verb-formen im Deutschen besser verständlich wird. Ob man diese Ein-teilung in die Grammatiken aufnehmen soll, das ist eine ganz andere Frage. Eine enge Verbindung zu anderen Sprachen in der gramma-tischen Terminologie soll man nicht ohne Grund aufgeben. Aber ich könnte mir denken, daß man mit dieser Einteilung sowohl dem, der Deutsch lernt, als auch dem Schüler und Studenten mit deutscher Muttersprache viel klarer machen kann, daß das deutsche Verbal-system auf ganz wenigen Voraussetzungen beruht, aus denen heraus es sich dann in seiner ganzen inhaltlichen Vielfalt entfaltet hat und das zu leisten vermag, was es leistet.

Die Struktur des Bedeutungsfeldes¹

Von Klaus Baumgärtner

Theodor Frings zum 80. Geburtstag am 23. Juli 1966

Mit dem Folgenden wird ein Thema aus einer umfassenderen Untersuchung zur Struktur der Semantik² zur Diskussion gestellt. Diese Behandlung eines Ausschnitts bedingt natürlich, daß viele theoretische Allgemein- oder Teilfragen vernachlässigt werden. Im übrigen erhalten hier Darstellung und Argumentation eine veränderte Form. Der Begriff, der expliziert werden soll, läßt sich am besten mit dem von Gunther Ipsen schon 1924 geprägten generellen Terminus „Bedeutungsfeld“ belegen. Die Aufgabe besteht – praktisch umschrieben – darin, zunächst wenigstens für Teilmengen lexikalischer Morpheme (sprich: Lexeme) den strukturellen Zusammenhang ihrer Bedeutungen präzise anzugeben. Da somit Bedeutungs- und nicht Lexembeziehungen betrachtet werden, ist der sonst geläufige Terminus „Wortfeld“ zu vermeiden. Mit ebenfalls geläufigem „Bezirk“ oder „Bereich“ statt „Feld“ scheint mir kaum etwas gewonnen: alle drei Wörter verstehen sich im linguistischen Sondergebrauch nicht von selbst und verlangen sowieso mindestens sachliche Demonstrationen. Und neueres „Inhalt“ an Stelle von „Bedeutung“ suggeriert gerade jene Abhängigkeit von der phonetischen Form oder Gestalt, die von den „inhaltbezogenen“ Gegnern des älteren Bedeutungsbegriffs zu Recht kritisiert worden ist. Daß im folgenden die Beziehung zwischen Lexem und Bedeutung ganz im Sinne dieser Kritik durchweg als konventional-mentalistische Relation und nirgends als Gegenstandsrelation verstanden wird, bedarf heute keiner Begründung mehr.

¹ Vortrag vor dem Institut für deutsche Sprache in Mannheim am 10. März 1966, ergänzt um die wichtigsten Punkte der Diskussion.

² K. Baumgärtner, Satzbedeutung und Bedeutungsfeld. Studien zu einer formalen Semantik des Deutschen, Manuskript 1965, Publikation 1967.

1. *Die Elemente der Semantik.* Bereits in den klassischen Jahren der semantischen Feldforschung, um 1930, standen Jost Trier und Walter Porzig nahe davor, den unmittelbaren strukturellen Zusammenhang der beiden Hauptelemente der Semantik zu erkennen. Als diese Hauptelemente sind anzusehen: der Begriff der Satzbedeutung und der Begriff des Bedeutungsfeldes.

Trier beschreibt, in welcher Weise die Bedeutungen so verwendungsähnlicher Lexeme wie *klug*, *weise*, *schlau* usw. im „Bewußtsein des Sprachbrauchers“ aneinandergrenzen und sich zu einem „Inhaltsmosaik“ ordnen, allerdings mit dem zusätzlichen Postulat, daß die Mengen aller Bedeutungen in einer Sprache das Seinskontinuum voll abdecken und zu einem lückenlosen Gesamtmosaik aufgliedern.³ Die wesentlichen Merkmale dieser Auffassung sind somit: die prinzipielle Nichtsynonymität, Disjunktheit und seinsbezügliche Lückenlosigkeit aller Bedeutungen, womit insbesondere die Bedeutungsfunktionen der Phrase, des Satzes und der ganzen Äußerung ignoriert oder wenigstens nicht ausdrücklich einbezogen werden. Porzig dagegen untersucht ohne weitere Forderungen besonders beschränkte, darum „wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“ in Fügungen von Prädikat-Subjekt oder Prädikat-Objekt, etwa *bellend-Hund* oder *fällend-Baum*, jedoch derart weitgehend, daß sogar ganze Klassen und auch bisher namenlose Klassen von Subjekten bzw. Objekten eingeschlossen sind, beispielsweise die auf *reiten* zu beziehende Klasse der Lexeme *Pferd*, *Esel*, *Maultier* usw., für die man im Deutschen bestenfalls den künstlichen Namen „Bereitbar“ ansetzen könnte.⁴ Trier wendet sich nun vor allem sprachphilosophisch gegen diese Ausdehnung seines Feldgedankens und lehnt den kontextualen Feldbegriff von Porzig – wie übrigens auch den antonymischen Feldbegriff von Jolles – als unzutreffend ab; er erklärt sich allerdings dazu bereit, in Porzigs einzelnen Relaten, also den verschiedenen Subjekt- bzw. Objektklassen, eine Annäherung an den von ihm selbst entwickelten Feldtypus zu erkennen.⁵ Danach würde folglich (der Einfachheit halber mit de Saussure gesprochen) ein Trierscher paradigmatischer „Sinnbezirk“ bestimmter Satzposition mit einem „Sinnbezirk“ anderer Position jeweils ein Porzigisches syntagmatisches „elementares Bedeutungs-

³ J. Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*, Bd. 1, Heidelberg 1931, S. 1–26.

⁴ W. Porzig, *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen*, PBB 58, 1934, S. 70–97.

⁵ J. Trier, *Das sprachliche Feld*, *Neue Jahrbücher f. Wissenschaft u. Jugendbildung* 10, 1934, S. 428–449.

feld“ bilden. Und genau in diesem Punkt sind nun der Begriff der Satzbedeutung und der Begriff des Bedeutungsfeldes miteinander zu verknüpfen.

Dieser Punkt ist somit zweifellos angesteuert, aber nicht explizit erreicht. Trotz beachtlicher Fortschritte – in der Spezifizierung und Feinbeschreibung Trierscher Felder wie in der Ausweitung und Differenzierung Porzigscher Relationen – scheint die Systematik von Satzbedeutung und Bedeutungsfeld bis vor kurzem bei diesem Ansatz stehengeblieben zu sein. Als hemmend hat sich offenbar die spekulative extralinguistische Prämisse erwiesen, das Feld sei ein seinsbezügliches Inhaltsmosaik. Daneben hat die bloße Inanspruchnahme des Feldbegriffs für Porzigs Relationen offenbar den Blick auf die Gesamtheit und Verschränktheit der syntaktischen Bedeutungsstrukturen verbaut; hier genügt es bereits, an gleichzeitiges Vorkommen des Subjekts und mehrerer Objekte und die sich daraus ergebenden schrittweisen semantischen Einschränkungen zu denken. Insgesamt rühren gewisse Unsicherheiten und Ungenauigkeiten im bisherigen semantischen Feldbegriff daher, daß den beiden ursprünglichen, fruchtbaren Auffassungen des Feldes nicht mittels strengerer Konstruktion ihr systematischer Platz in der Sprachtheorie zugewiesen wurde.

Dafür liefert nun seit einiger Zeit das Modell der Transformationsgrammatik, das sich zu einer generellen Sprachtheorie ausweitet, die geeigneten Mittel. Insbesondere die von Jerrold J. Katz und Jerry A. Fodor begründete Theorie der semantischen Interpretation vorgegebener Satzstrukturen⁶ ermöglicht es, die beiden Relationen-

⁶ J. J. Katz u. J. A. Fodor, *The Structure of a Semantic Theory*, *Language* 39, 1963, S. 170–210, sodann in: J. A. Fodor u. J. J. Katz (Hrsg.), *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language*, Englewood Cliffs, N. J., 1964, S. 479–518. – Für eine ausführliche Untersuchung im gleichen Bereich der paradigmatischen und syntagmatischen Bedeutungsbeziehungen und ihres Zusammenhangs, deren vielseitige Beobachtungen allerdings zu keiner expliziten Darstellung gelangen, ist selbstverständlich bereits zu verweisen auf: E. Leisi, *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*, 2. Aufl., Heidelberg 1961. Unter statistischem Gesichtspunkt wird ein Zusammenhang von „Wortfeld“ und „Sprachfeld“ diskutiert von: G. Müller, *Sprachstatistik und Feldstruktur*, *Die neueren Sprachen NF* 5, 1965, S. 211–225. Zuletzt hat B. Panzer, *Kontextdetermination und Morphembedeutung*, *Beitr. z. Sprachkunde u. Informationsverarbeitung* 7, 1965, S. 7–28, ein formales Modell für die „Funktionsbestimmung von Morphemen nach ihrer Verwendung“ angegeben, das sich zwar meines Erachtens in zu enger Abhängigkeit von der Oberflächenanalyse der „parole“ befindet, jedoch dem erklärungsstärkeren Modell von Katz und Fodor – ohne es freilich zu diskutieren – erstaunlich nahekommt. – (Korrekturnote:) Inzwischen hat U. Weinreich auf Grund

typen von Trier und Porzig eindeutig unterzubringen. Damit muß bei dem Relationentyp von Porzig auf den Feldbegriff und sogar auf die neuere Redeweise vom „syntaktischen Feld“ überhaupt verzichtet werden. Diese Relationen gehören alle in den umfassenden Mechanismus der semantischen Kompatibilität oder Kontextselektion, dem die Strukturen einer generativen Tiefensyntax zu unterwerfen sind, und besitzen daneben oder gar in bestimmter Auswahl keinen eigenen Status. So erledigt sich beispielsweise die Kritik von Hans Schwarz, daß *schneiden* zusammen mit *Haar*, *Getreide*, *Gras*, *Papier*, *Tuch* usw. (wie nach Porzig angenommen werden muß) keinesfalls ein „Feld“ zu bilden vermöchte.⁷ Tatsächlich kann hier nur gesagt werden, daß *schneiden* mit der Objektklasse kompatibel ist, für die der Name „Schneidbar“, anzusetzen wäre. Daher kann aber gerade diese Objektklasse als ein Bedeutungsfeld begriffen werden, nämlich als das von „Schneidbar“, und darüber hinaus in Teilfelder zerlegt werden, insofern *Haar*, *Getreide*, *Gras* etwa durch „Stielig“, dagegen *Papier*, *Tuch* etwa durch „Flächig“ zu kennzeichnen sind. Ferner sind *Getreide*, *Gras* im weiteren durch „Pflanze“ beschreibbar, im engeren wiederum mit *mähen* kompatibel, so daß nun andererseits auch *schneiden* und *mähen* in einem gemeinsamen Feld aufzusuchen sind. Endlich herrschen zwischen dem Feld des Namens „Schneidbar“ und dem instrumental-feld solcher Lexeme wie *Schere*, *Messer*, *Sichel* nochmals spezifisch beschränkte Kompatibilitäten, die auf die Kompatibilität der Grundrelation Prädikat–Objekt zurückwirken. Inwieweit hier ein besonderes sprachliches Weltbild zu registrieren ist oder lediglich die krude Sachkultur zum Ausdruck kommt, erweist sich als strukturell belanglos. Wichtig ist die Erklärung der Tatsache, daß von den beiden Sätzen

(1) (a) *der Mann schneidet das Haar mit der Schere*

(b)* *der Mann mäht das Haar mit dem Messer*

der Satz (1 a) semantisch korrekt, dagegen der Satz (1 b) wegen Inkompatibilität in Prädikat–Objekt und Prädikat–Instrumental se-

ines Überblicks On the Semantic Structure of Language, in: J. H. Greenberg (Hrsg.), *Universals of Language*, Cambridge, Mass., 1963, S. 114–171, und in der Auseinandersetzung mit Katz und Fodor eine weitaus angemessenere Semantiktheorie konzipiert: *Explorations in Semantic Theory*, in: T. A. Sebeok (Hrsg.), *Current Trends in Linguistics*, Bd. III, Den Haag 1966, S. 395–477. Eine Kritik und Modifikation dieses sich allerdings mehrfach selbst blockierenden Formalismus liefere ich an anderer Stelle.

⁷ H. Schwarz, *Leitmerkmale sprachlicher Felder*, in: H. Gipper (Hrsg.), *Sprache – Schlüssel zur Welt*, Festschrift für Leo Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 245–255.

mantisch abweichend ist (Relationen nach Porzig) und daß sich diese Beziehung der beiden Sätze allein aus den Substrukturen *schneiden-mähen* und *Schere-Messer* ergibt, in denen semantische Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten zweifellos charakteristisch aufeinandertreffen (Relationen nach Trier). Es ist leicht zu überblicken, was für Verschränkungen (und notwendigerweise zu ordnende Verschränkungen) der beiden sich kreuzenden semantischen Relationen innerhalb und zwischen Sätzen wie (1 c) und (1 d) herrschen:

(1) (c) *der Mann schneidet dem Hund das Haar mit der Schere*

(d)* *der Hund mäht dem Baum das Tuch mit dem Messer*

Damit scheint ausreichend klargestellt, daß der Feldbegriff ausschließlich und einheitlich für die jeweiligen Klassen oder Teilklassen von Lexemen unter den vorgegebenen Kategorien – meist untersten „Wortkategorien“ – einer Tiefensyntax gilt.

Die Präzisierung des Feldbegriffs wird daher natürlich nicht schon mit der einfachen Unterscheidung von Syntagma und Paradigma und nicht allein mit den eben notierten, keinesfalls überraschenden Oberflächendaten erzielt. Die entscheidende Vorbedingung ist, daß man nicht bei der Bestimmung und Betrachtung ganzer Bedeutungen stehenbleibt, sondern zur Analyse von Bedeutungen in ihre kleinsten Bestandteile übergeht. Nur so lassen sich an die Stelle jeweiliger Lexemfelder, in denen die stillschweigend vorausgesetzten oder nur nachträglich genannten Bedeutungen überhaupt nicht vorkommen, faktische Bedeutungsfelder setzen. Das heißt: Der Semantik sind – durchaus in Übereinstimmung mit dem schon von Louis Hjelmslev entwickelten Begriff der Inhaltsfigur⁸ – nicht Bedeutungen, sondern deren Komponenten zugrunde zu legen. Die Produktivität der oben erwähnten Semantiktheorie von Katz und Fodor besteht gerade darin, daß sie diese Forderung generell erhebt. Hier wird verlangt, zumindest die Bedeutungen aller Lexeme einer Sprache durch Men-

⁸ L. Hjelmslev, *Prolegomena to a Theory of Language*, 2. Aufl. Madison, Wisc., 1963, insbes. S. 46–47, 66–72. Für die eindeutige Interpretation des häufig als asemantisch mißverstandenen Begriffs der Inhaltsfigur in Hjelmslevs Theorie vgl: G. Bech, *Zum Problem der Inhaltsanalyse*, *Studia Neophilologica* 27, 1954/55, S. 108–118, und zwar in der direkten Auseinandersetzung mit: L. Hermodsson, *Zur „glossematischen“ Bedeutungsforschung*, *Studia Neophilologica* 26, 1953/54, S. 35–37. – Was den Begriff der Inhaltsfigur im allgemeinen betrifft, so finden sich Ansätze zu derartiger ursprünglich aristotelisch-logischer, jetzt freilich streng sprachimmanenter komponentieller Bedeutungsanalyse schon in der Grundlegung der linguistischen Semantik, also bei: K. O. Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes*, Leipzig 1900, S. 47–104.

gen (am günstigsten: durch geordnete Stränge) von semantischen Merkmalen zu charakterisieren. Darüber hinaus wird für den Mechanismus der Satzinterpretation verlangt, diese Lexeme mit Kontextmerkmalen auszuzeichnen, denen in der einzelnen Satzstruktur semantische Merkmale von Kontextlexemen entsprechen müssen. Die Anzahl aller Komponenten sollte im Prinzip kleiner sein als die Anzahl aller Bedeutungen: In der Regel kommt eine Komponente mehr als nur einem Lexem zu, d. h., es werden viele Bedeutungen in einzelnen Komponenten übereinstimmen. Es besteht daher kein Zweifel, daß uns erst diese inhärenten bzw. kontextualen Komponenten ein Inventar zur Strukturierung von Bedeutungsfeldern an die Hand geben. Denn nur mittels komponentieller Analyse läßt sich unsere vielfältige Erfahrung der Identität oder Überschneidung oder Nichtidentität von Bedeutungen zur Darstellung bringen und damit die Auffassung vom lückenlosen Aneinandergrenzen fraglicher Gesamtbedeutungen sachgemäß überprüfen.

Von komponentieller Analyse wurde nun bereits Gebrauch gemacht, indem die Lexeme *Pferd*, *Esel*, *Maultier* mit ‚Bereitbar‘, sodann die Lexeme *Haar*, *Getreide*, *Gras*, *Papier*, *Tuch* mit ‚Schneidbar‘, im engeren sogar *Getreide*, *Gras* mit ‚Pflanze‘, ‚Stielig‘, ‚Schneidbar‘ dreifach klassifiziert wurden. Daraus ist zu ersehen, daß es sich bei dieser Analyse nicht um eine beliebige und dann nicht notwendigerweise abbrechende begriffliche bis sachhafte Aufzählung aller möglichen Bedeutungsaspekte eines Lexems handelt, sondern um eine im Prinzip kontextbedingte und darum endliche multiple Klassifikation. Die Reihenfolge der Komponenten muß dabei zunächst keine Rolle spielen. Die Komponenten, die die Bedeutung eines Lexems angeben, bringen derart nichts anderes als die Zugehörigkeit zu verschiedenen sprachimmanenten semantischen Klassen zur Geltung.

Zur Illustration diene nochmals die Lexemklasse ‚Bereitbar‘. Vorauszusetzen ist, daß *Pferd*, *Esel*, *Maultier* zu den Konkreten und Individuativen gehören; diese obersten Klassifizierungen werden aber am günstigsten bereits der Syntax einverleibt, so daß die drei Lexeme zuoberst Elemente der syntaktischen Kategorie ‚konkretes individuates Nomen‘ sind. Um sie sodann von (a) *Berg*, *Tisch*, *Erbse*, von (b) *Mann*, *Kind*, *Kapitän*, von (c) *Specht*, *Fliege*, *Libelle*, von (d) *Maus*, *Katze*, *Giraffe* zu unterscheiden, sind die Komponenten ‚Lebewesen‘, ‚(Tier)‘, ‚(Nichtfliegend)‘, ‚(Bereitbar)‘ zu wählen. Dem

entspricht, daß die genannten Lexeme im Gegensatz zu (a) mit *atmen*, zu (d) mit *reiten* bzw. umgekehrt im Gegensatz zu unseren Lexemen die Lexeme von (b) mit *sprechen* und (c) mit *fliegen* kompatibel sind. Komponenten wie ‚(Gezähmt)‘, ‚(Ungefährlich)‘, ‚(Vierbeinig)‘ usw., die Unterscheidungen zu *Löwe*, *Specht*, *Maus* bzw. zu *Löwe*, *Krokodil*, *Hai* bzw. zu *Mann*, *Affe*, *Specht* einführen, sind zweitrangig, wenn nicht überflüssig, weil ihnen keine Beschränkungen der entscheidenden Kompatibilität mit dem Prädikat (Verb) entgegenstehen. Die Analyse führt also nicht durch die Taxonomie der Lebewesen bis hinunter zu einer Komponente ‚(Einhufer)‘. Andererseits ist sie natürlich mit den angegebenen vier Komponenten auch sprachimmanent noch nicht abgeschlossen. Wichtig ist hier vor allem die Betrachtung der Komponente, die den Endpunkt der Analyse ausmacht, wenn wir verlangen, daß Bedeutungen insgesamt in Komponenten analysiert, also Bedeutungen nicht durch einige Komponenten und eine Restbedeutung charakterisiert werden. Mit den angegebenen vier Komponenten ist nämlich noch keine Unterscheidung der drei Lexeme selbst erzielt worden. Umgekehrt: *Pferd*, *Esel*, *Maultier* sind momentan noch als gleichbedeutend aufzufassen. Das ist jedoch nicht auszuräumen, und wir stoßen damit auf einen Fall, den Porzigs übrige ‚wesenhaft‘ gebundenen Lexeme *Hund* oder *Baum* gleichartig repräsentieren, sobald man darunter *Dogge*, *Mops*, *Pinscher* oder *Birke*, *Buche*, *Fichte* einführt. Alle diese Lexeme unterscheiden sich nämlich voneinander wie Namen. Was sich mit *Pferd*, *Esel*, *Maultier* noch unterscheiden ließe, mag in der Agrikultur oder Touristik wichtig sein, hat aber in der Semantik von Satzstrukturen, von der wir ausgehen, keine Geltung. Wir müssen uns damit begnügen, in der strukturellen Semantik sprachimmanente Synonymität gelten zu lassen, wo gegenständlich-kulturell klare Unterschiede vorgegeben sein mögen, die das Bildlexikon und erst recht das enzyklopädische Lexikon durchaus beantwortet. Diese Frage bedarf jedoch noch ausführlicher Diskussion.

Zwei weitere, selbstverständliche Maßnahmen der Komponentenanalyse von Bedeutungen sollen nur angedeutet werden. Erstens bezieht sich die oben für *Pferd* angegebene Komponentenmenge nur auf das so benannte Tier, nicht auf das Turngerät oder die Schachfigur. Die je nachdem homonymen oder polysemischen Alternativen derselben phonematischen Form erhalten somit jeweils gesonderte Komponentenmengen. Das gleiche gilt beim jetzigen Stand der

Forschung noch immer für die metaphorischen Bedeutungen.⁹ Zweitens versteht sich von selbst, daß idiomatische Phrasen wie *zu Tode reiten* oder *sich aus den Rippen schneiden*, deren Bedeutung sich nicht aus den generellen Bedeutungen ihrer Lexeme zusammensetzt, wie sonstige Einzellexeme eine gesonderte Komponentenmenge zugeordnet erhalten, allerdings unter zusätzlicher Markierung ihrer syntaktischen Struktur.

Mit diesen Bemerkungen scheinen die Elemente der strukturellen Semantik deutlich genug eingeführt. Wir haben dabei das Wort ‚Element‘ zweisinnig gebraucht. Die beiden komplementären Hauptelemente der Semantik, nämlich ihre Explikanda Satzbedeutung und Bedeutungsfeld, werden auf Grund einer gemeinsamen Menge von Grundelementen, nämlich semantischen Komponenten, expliziert und derart zugleich eindeutig miteinander verknüpft.

2. Zur Erzeugung eines Bedeutungsfeldes. Die komponentielle Analyse von Lexembedeutungen und die daraufhin mögliche Strukturierung von Bedeutungsfeldern wurden als prinzipiell kontextbedingte und darum endliche multiple Klassifikation bezeichnet. Diese Kontextbedingtheit ist tatsächlich nur im Prinzip gegeben. Die Einschränkung, die damit angedeutet wird, muß jedoch unter zwei völlig verschiedenen Gesichtspunkten diskutiert werden. Sie sind, kurz formuliert: Das Kriterium der Kontextbedingtheit ist einerseits nicht oder nur mittels höchst differenziertem Kontext anwendbar, ist andererseits wegen zu hoher Differenzierung des Kontextes zu vernachlässigen.

Der erste Fall läßt sich mit der Frage vorführen: Sollen – wie die gleichartig durch *reiten* bedingten Objektlexeme *Pferd*, *Esel*, *Maultier* –

⁹ Die semantische Metaphorik ist sicher durch Komponententeilung, -ergänzung oder -ersetzung zu erklären. Hier kann in einer noch aphoristischen Form darauf verwiesen werden, daß mit der Erzeugung des Kompositums *Luftschiff* die ursprünglich für *Schiff* gültige Komponententeilkette „(Fahrzeug)–(Im Wasser)“ durch die Teilkette „(Fahrzeug)–(In der Luft)“ substituiert werden müßte. Dabei ist jedoch zumeist die Kontextrestriktion mit zu berücksichtigen: in der Komponentencharakteristik des Adjektivs *bölzern* wird wenigstens „(Stoff)“ durch „(Verhalten)“ substituiert, wenn im Subjektkontext „(Gegenstand)“ mit „(Person)“ wechselt, und in der Komponentencharakteristik des Verbs *traben* wird zumindest die Komponente der spezifischen Gangart getilgt, wenn im Subjektkontext „(Tier)“ mit „(Person)“ wechselt; weitere differenziertere Maßnahmen – die Tilgung der Komponente „(Entzündbar)“ in metaphor. *bölzern* und die Ergänzung der Komponente „(Schnell)“ oder „(Eilig)“ in metaphor. *traben* – sind jeweils zu erwarten. Daher läßt sich beim heutigen Stand der Komponentenanalyse eine generelle Regelung für potentielle semantische Übertragungen noch nicht angeben.

auch die gleichartig durch *Person* bedingten Prädikatlexeme *gehen*, *spazieren*, *schlendern* als sprachimmanente Synonyme behandelt werden, obwohl sie intuitiv als unterschiedliche Fortbewegungsvorgänge gelten müssen und derart unter Umständen auch durch differenzierte Adverbialphrasen unterschieden werden können? Der zweite Fall wird durch die Frage verdeutlicht: Sollen die Prädikatlexeme *denken*, *glauben*, *hoffen* in verschiedenen Bedeutungsfeldern untergebracht werden, weil sie – jenseits ihrer gleichartigen Bedingung durch Subjekt *Person* und generelles Akkusativobjekt *das* – in ihren Objekten weitgehend differieren: *ich denke mir das* gegen **ich glaube (:hoffe) mir das*, *ich glaube dir* gegen **ich denke (:hoffe) dir*, *ich hoffe auf dich* gegen **ich denke (*glaube) auf dich* usw.? In beiden Fällen machen sich offensichtlich Verschiedenheiten im funktionalen und damit kontextualen Rang der höheren Satzkatégorien Prädikat, Subjekt, Objekt, Adverb geltend.

Danach nimmt das Verb innerhalb der höheren Satzkatégorien zweifellos eine Sonderstellung ein. Lucien Tesnière hat gezeigt, daß in einer Dependenzsyntax das Verb stets den Zentralknoten des Satzes bildet und über alle übrigen Satzkatégorien dominiert. Dementsprechend hat sich bei der semantischen Interpretation varianter Sätze einer Konstituentensyntax herausgestellt, daß auch hier das Verb, obgleich es im Strukturstemma dieser Sätze auf vergleichbar niedriger, stark abgeleiteter Stufe auftritt wie die Katégorienketten unter Subjekt, Objekt oder Adverb, sich gegenüber allen diesen Katégorien in – semantischer und damit funktionaler – Dominanz befindet. Diese Dominanz besteht hier einfach darin, daß die Selektion der Verben durch die vielen alternativ möglichen Ketten von Objektkatégorien zu einer erheblich schwierigeren Beschreibung führt als die Selektion dieser Ketten von Objektkatégorien durch das jeweilige Verb.¹⁰ Das gleiche gilt für die Katégorienketten unter der

¹⁰ L. Tesnière, *Éléments de Syntaxe Structurale*, Paris 1959, insbesondere S. 102–144; zur Diskussion vgl.: K. Baumgärtner, *Spracherklärung mit den Mitteln der Abhängigkeitsstruktur*, Beitr. z. Sprachkunde u. Informationsverarbeitung 5, 1965, S. 31–53. – Für den Beweis der Verbdominanz auch in der Konstituentensyntax genügt es, den repräsentativen Fall zu betrachten, den die Beziehung zwischen Verben wie *schlagen*, *treten*, *stoßen* usw. und Objekten wie *den Mann an die Wand* darstellt. Es scheint am günstigsten, das jeweilige Verb durch eine Kontextkomponente bei der Objektkatégorie Erg zu entscheiden. Doch da Erg Subkatégorienketten – hier: Akk + Dir – vertritt und selbst keinen Kontextausdruck besitzt, entsteht erstens die Frage, welches der Erg-Lexeme *Mann*, *Wand* diese Kontextkomponente tragen soll. Zweitens zeigt sich sofort, da Akk und Dir alternativ für sich vorkommen können, d. h. da neben *er schlägt den Mann an die Wand* auch

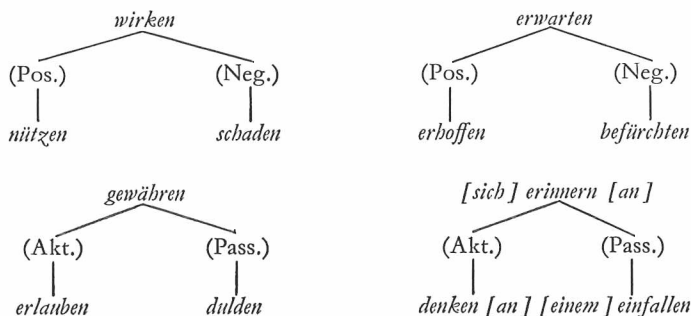
höheren Kategorie Adverb. Höchstens für die Subjektkategorien ließe sich die Kontextbedingung durch das Verb ohne schwerwiegende Komplikationen auch umkehren. Läßt man diese Beziehung außer acht, so kann, da Kontextselektion und Kontextbedingtheit einander entgegengesetzte Begriffe sind, allgemein behauptet werden, daß das Verb kontextfrei ist. Es ist innerhalb des Projektionsmechanismus, wie ihn Katz und Fodor in ihrer genannten Semantiktheorie vorgeschlagen haben, durchweg projektionsaktiv und nicht projektionspassiv. Diese Feststellungen, die sich auf die hier nicht weiter zur Debatte stehende Struktur der Satzbedeutung beziehen, besitzen nun offensichtlich auch für die Strukturierung von Bedeutungsfeldern eine bestimmte Relevanz. Genauer: Die beiden Einschränkungen gegenüber dem Prinzip der Kontextbedingtheit im Bedeutungsfeld, die soeben verdeutlicht wurden, sind Auswirkungen dieser allgemeinen funktionalen Verhältnisse im zugrunde liegenden Mechanismus der Satzbedeutung. Daraus läßt sich nun zuallererst der Schluß ziehen, daß Bedeutungsfelder von Verblexemen die geringste Kontextgenauigkeit aufweisen und mit differenzierteren heuristischen Mitteln strukturiert werden müssen. Aus diesem methodisch interessanten Grund und – damit zusammenhängend – wegen der Dominanz, die dem Verb funktional zukommt, soll im folgenden die Feldstrukturierung an einer Verbmenge durchgeführt werden. Daß beispielsweise die Verblexeme *gehen*, *spazieren*, *schlendern* unserer Intuition nach nicht synonym sind und komponentiell aufeinander bezogen werden müssen, auch wenn wir dafür keine Kontextmomente besäßen, läßt sich schon mit einfachen Versuchen zeigen. Man vergleiche die auf logische Funktionen zurückgehenden Testsätze:

- (2) (a) *wenn einer spaziert, dann geht er*
 (b) *wenn einer schlendert, dann spaziert er*
 (c) *wenn einer schlendert, dann geht er*
- (3) (a) *wenn einer geht, dann spaziert er*
 (b) *wenn einer spaziert, dann schlendert er*
 (c) *wenn einer geht, dann schlendert er*

er schlägt den Mann und *er schlägt an die Wand* korrekt sind, daß sowohl *Mann* als auch *Wand* die fragliche gleiche Kontextkomponente tragen müßten, damit das Verb in jedem Fall durch Erg entschieden würde. Das ist nicht nur empirisch schwer zu motivieren und umständlich, sondern führt auch zu formalen Unstimmigkeiten. Angemessen ist somit nur die umgekehrte Orientierung, also die Entscheidung von Erg bzw. Akk + Dir durch das Verb.

Die Sätze (2) sind ihrem Sinn nach ohne Zweifel zu akzeptieren, und da dies die Sätze (3) nicht sind, muß angenommen werden, daß *gehen* und *spazieren* und *schlendern* nicht einfach füreinander vertauschbar sind, daß vielmehr *gehen* zusammen mit einem weiteren Bestandteil die Bedeutung von *spazieren* und *spazieren* zusammen mit einem weiteren Bestandteil die Bedeutung von *schlendern* ausmacht; diese weiteren Bestandteile sind nun nicht mehr objektsprachliche Elemente wie *gehen* oder *spazieren* selbst, sondern metasprachliche Elemente oder – wie oben eingeführt – deskriptive Komponenten. Der etwaige Einwand, die Sätze (2) und (3) seien künstlich normiert, besagt nichts gegen die festgestellten Bedeutungsbeziehungen. Äußerungen mit ähnlich verdeckter logischer Struktur, deren Zweck gerade in derartiger Bedeutungs differenzierung des Verbs besteht, begegnen im alltäglichen Gebrauch: *ich bin durch die Siedlung gegangen und über die Wiesen geschlendert* oder *den Hinweg sind wir spaziert, aber zurück geschlendert*. Für diese geringen, aber doch klaren Bedeutungs differenzen lassen sich natürlich – wiederum intuitiv – geeignete Komponenten auswählen. Es ist sicher angemessen, wenn man *spazieren* von *gehen* etwa durch die Komponente ‚(Bequem)‘ und *schlendern* von *spazieren* etwa durch die Komponente ‚(Müßig)‘ unterscheidet, so daß *gehen* zusammen mit wenigstens ‚(Bequem)‘ und ‚(Müßig)‘ die Bedeutung von *schlendern* ausmachen müßte. Die Auswahl von Komponenten fällt leichter, wenn es sich um prinzipiellere Bedeutungs differenzen handelt, so z. B. um Differenzen, die mit ‚(Positiv)‘ und ‚(Negativ)‘ oder mit ‚(Aktiv)‘ und ‚(Passiv)‘ vollständig erfaßt werden und in dieser Allgemeinheit wahrscheinlich universale sprachliche Geltung besitzen. Zur Veranschaulichung solcher prinzipielleren Differenzen zwischen *nützen* und *schaden*, *erhoffen* und *befürchten*, *erlauben* und *dulden*, *denken* [an] und [einem] *einfallen* wird hier eine schon für sich sprechende stemmatische Form gewählt (Figur I). Die Satztypen, die zum Verständnis dieser Stemmata dienen, sind: *das Mittel wirkt*, *ich erwarte diesen Ausgang*, *ich gewähre es*, schließlich *ich erinnere mich an ihn* bzw. *ich denke an ihn* bzw. *er fällt mir ein*.

Es steht von vornherein fest, daß sich diese und ähnliche mehr oder minder antonymische Grundkomponenten nur für einen bestimmten Ausschnitt des deutschen Lexikons ansetzen lassen und nicht einmal dazu geeignet sind, das Gesamtlexikon in eine grobe Grundstruktur zu zerlegen. Soweit sich bereits bei der Untersuchung einer verhältnismäßig geringen Anzahl willkürlich herausgegriffener Lexeme er-



Figur I

kennen läßt, bestimmen diese Grundkomponenten nicht durchweg die Grobstruktur und treten andererseits auch noch in der Feinstruktur des Lexikons auf, nämlich in den Differenzierungen (stemmatisch: in den Verzweigungen) letzter oder unterster aktualisierter Bedeutungen. Es wäre natürlich dennoch zu wünschen, daß sich die komponentielle Analyse des gesamten Lexikons mit einem kurzen Alphabet von Basiselementen bestreiten ließe, so daß auch so spezielle und kaum antonymisch konstruierbare Differenzen, wie sie ‚(Bequem)‘ oder ‚(Müßig)‘ anzugeben versuchen, nochmals auf einer weiteren theoretischen Ebene eindeutig definiert würden. Eine Parallele besäße dieses Vorgehen in der Phonematik, in der das Alphabet der Phoneme durch ein kürzeres und vor allem nunmehr universales Alphabet distinktiver Merkmale definiert wird. Doch in der Semantik bietet sich für diesen theoretisch absteckbaren Schritt noch kein praktikabler Zugang, was insbesondere heißen soll, daß z. Z. ganz unklar ist, welche Komponenten als Grundkomponenten oder nunmehr unterste distinktive Merkmale der Semantik anzusehen sind. Um so notwendiger ist es, auf den Status solcher Komponenten wie ‚(Bequem)‘, ‚(Müßig)‘ usw., mit denen vorläufig gearbeitet werden muß, später nochmals zurückzukommen. Zunächst ist gesichert, daß diese – objektsprachlich noch beliebigen – Komponenten, so nuanciert oder vieldeutig sie selbst oft sein mögen, als heuristische Einheiten zur Bedeutungs-differenzierung unentbehrlich sind.

Mit diesen Vorbemerkungen ist unser engeres Thema, die Erzeugung eines Bedeutungsfeldes, genügend eingegrenzt. Da die Komponenten

der Feinstruktur beim Verb nicht strikt kontextbedingt sind und ihre intuitive Auswahl zunächst keiner Kontrolle unterliegt, wird jetzt als heuristisches Organisationsmodell dieser Auswahl die direkte Erzeugung von Komponenten und Bedeutungsfeldern vorgeschlagen. Das heißt: Die der Grammatik zugrunde liegende Tiefensyntax und der Mechanismus der Satzbedeutung, der vorausgesetzt werden darf und wegen der Dominanz des Verbs nicht notwendigerweise die Komponentencharakteristiken der einzelnen Verbbedeutungen enthält, werden gerade für den Aufbau dieser Komponentencharakteristiken ausgenutzt. (Damit ist nun zugleich die Präzisierung erreicht, daß die beiden Hauptelemente der Semantik nicht vollständig gleichgeordnet sind, vielmehr: der Begriff des Bedeutungsfeldes zumindest der Verben setzt den Begriff der Satzbedeutung voraus, und das Inventar von Bedeutungen des Feldlexikons ist im Prinzip umfangreicher als das des Satzlexikons.) Als Untersuchungsmaterial dienen im folgenden die Verblexeme der Fortbewegung, mit deren Diskussion schon beim Verhältnis von *gehen*, *spazieren*, *schlendern* begonnen wurde. Als Verblexeme können unter dem syntaktischen Gesichtspunkt, der jetzt zugrunde liegt, nur Verbstämme *geb*, *spazier*, *schlender* usw. benutzt werden. Daß hier vorläufig nur ein gewisser Ausschnitt des umfangreichen Bedeutungsfeldes der Fortbewegung zur Darstellung kommen kann, erklärt sich aus Raumgründen.¹¹

Die direkte Erzeugung von Verbkomponenten beruht auf der Beobachtung, daß es sich bei ihnen – objektsprachlich betrachtet – mit Ausnahme der allerobersten Komponenten, für die am günstigsten Zustands-, Vorgangs- oder Handlungsnomina gewählt werden, um Komponenten mit der Struktur und Funktion von Adverbialphrasen handelt. (Dementsprechend können Substantivkomponenten objektsprachlich als Attributphrasen betrachtet werden.) Es liegt folglich nahe, die feineren Komponenten der Verblexeme zunächst in der gegebenen Tiefensyntax faktisch als Lexeme bzw. Lexemketten unter der Kategorie Adverb zu erzeugen und sie dann erst in den Rang semantischer Komponenten zu erheben, d. h. von objektsprachlichen

¹¹ In K. Baumgärtner, Satzbedeutung ... (vgl. Anm. 2) werden rund hundert Verben der Fortbewegung mit der Subjektbedingung „(Person)“ komponentiell analysiert und strukturell geordnet, darunter selbstverständlich polysemische und metaphorische Fälle. Dort und auch in die folgende Diskussion konnte eine schematische Untersuchung der Fortbewegungsverben von W. Porzig, die der Skizze von H. Gipper in der Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Mannheim 1959, 424, zugrunde liegt und die mir Herr Gipper soeben dankenswert zur Einsicht überlassen hat, noch nicht einbezogen werden.

zu metasprachlichen Elementen umzuwandeln. Wir könnten derart annehmen, daß in den Komponentencharakteristiken (4 a) bis (4 f) der höheren Lexeme des Fortbewegungsfeldes *geh*, *reit*, *fahr*, *kriech*, *schwimm*, *flieg* außer den identischen anführenden nominalen Komponenten ‚(Vorgang)‘ und ‚(Fortbewegung)‘ alle übrigen Komponenten bereits als Adverbialphrasen erzeugt worden wären, wenn diesem Erzeugungsprozeß eine Satzstruktur mit dem Verblexem [*sich*] *fortbeweg* und deren minimaler Komponentencharakteristik (Vorgang) – (Fortbewegung)‘ zugrunde gelegen hätte. Bei der etwaigen

- (4) (a) *geh*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Aufrecht)
- (b) *reit*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Im Sitz)–(Auf einem Tier)
- (c) *fahr*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Mittels eines Gerätes)
- (d) *kriech*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Auf dem Leib)
- (e) *schwimm*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(Im Wasser)
- (f) *flieg*: (Vorgang)–(Fortbewegung)–(In der Luft)

weiteren Voraussetzung, daß diese Satzstruktur durch personales Subjekt markiert worden wäre, müßte die Charakteristik (4e) noch um eine Komponente ‚(Durch Körperstöße)‘ und (4f) um ‚(Mittels eines Geräts)‘ vervollständigt werden; dadurch blieben die möglichen Subjektbeziehungen zu *Schiff* bzw. *Vogel* aus diesem Feld ausgeschlossen.¹² Daß z. B. in (4f) die Komponente ‚(In der Luft)‘ durch die gleichartig zutreffende Komponente ‚(Über dem Boden)‘ ersetzbar ist, wird hier nur vermerkt.

Dieser Erzeugungsprozeß soll nun mit größerer formaler Genauigkeit dargestellt werden. Ausgegangen wird von (4a), also dem Verblexem *geh* samt seiner Bedeutungscharakteristik. Die Charakteristik, die unter (4a) notiert wurde, stellt jedoch nicht etwa die korrekte Eintragung im Lexikon des Satzbedeutungsmechanismus dar. Einer-

¹² Auf diese komponentielle Vervollständigung kann nicht mit der Begründung verzichtet werden, daß sie bei der ohnehin notwendigen Markierung des Subjektlexems durch ‚(Person)‘ oder ‚(Fahrzeug)‘ oder ‚(Tier)‘ nur zu überflüssiger Redundanz führen würde. Sie ist nötig, weil z. B. lediglich *schwimm*₁ mit ‚... (Im Wasser) – (Durch Körperstöße)‘ in *kraul*, andererseits lediglich *flieg*₂ mit ‚... (In der Luft) – (Durch Flügelstöße)‘ in *flatter* enthalten ist; *kraul* bzw. *flatter* lassen sich also nicht auf undifferenziertes *schwimm* bzw. *flieg* beziehen.

seits sind die notierten Komponenten, wie oben gezeigt, in diesem Mechanismus noch überflüssig und überhaupt erst für die Feldstruktur unter [*sich*] *fortbeweg* von Relevanz; die Komponente ‚(Vorgang)‘, die einer anderen Kategorie der Grammatik entspricht, kann wahrscheinlich in jedem Fall vernachlässigt werden.¹³ Andererseits erfordert aber der Mechanismus der Satzbedeutung für *geh* die Angabe der Komponenten, die unter den übrigen syntaktischen Kategorien der Satzstruktur gegeben sein müssen, damit diese Struktur überhaupt semantisch akzeptabel ist, d. h., er erfordert die Formulierung eines Kontextausdrucks. Die Angabe eines Kontextausdrucks ist die mindeste Bedingung, um die drei verschiedenen Bedeutungen der Verblexeme *geh*₁, *geh*₂ und *geh*₃ in den Sätzen (5) auseinanderhalten

- (5) (a) *der Mann geht über die Straße*
 (b) *mein Freund geht ins Bankwesen*
 (c) *meinem Freund geht es besser*

zu können. Wir verlangen daher für *geh*₁ (im weiteren wieder einfach: *geh*), daß in allen Satzstrukturen der Tiefensyntax, in denen es vorkommt, unter der Kontextkategorie Subjekt die Komponente ‚(Person)‘ und unter der Kontextkategorie Direktiv die Komponente ‚(Ebene)‘ oder ‚(Raum)‘ auftritt, damit der Bedeutungstyp von (5a) garantiert ist. Die Kompatibilität der Kategorie Adverb mit *geh* braucht keiner speziellen Restriktion unterworfen zu werden, obgleich es natürlich ‚zufällig‘ zu inkompatiblen Sätzen wie **der Mann geht sitzend über die Straße*, **der Mann geht im Zimmer über die Straße*, **der Mann geht neben der Straße über die Straße* kommen kann. Im Prinzip sind hier alle beliebigen Adverbialphrasen semantisch akzeptabel. Wir besitzen somit für *geh* in seiner Bedeutung in (5a) und damit an Stelle der Charakteristik (4a) die vollständigere Charakteristik (6):

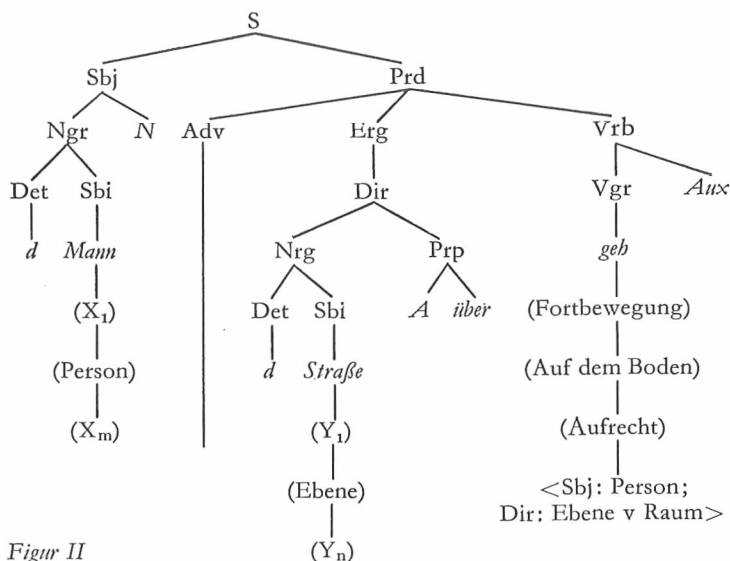
- (6) *geh*: (Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Aufrecht)
 〈Sbj: Person; Dir: Ebene v Raum〉.

und haben damit u. a. den Satz (5a), in dem *Mann* durch eine Cha-

¹³ Die etwaige oberste semantische Komponente ‚(Vorgang)‘ korrespondiert mit Intransitivität wie ‚(Handlung)‘ mit Transitivität (dem Vorkommen von Akk, Dat, Akk + Dat usw. unter der Objektkategorie Erg, freilich nicht von Akk unter Adv usw.). Selbst bei der Alternative *ich bin geschwommen*, *ich habe geschwommen* entsprechen ‚(Vorgang)‘ bzw. ‚(Handlung)‘ den syntaktisch vorauszusetzenden unterschiedlichen Periphrasen des Verbs. Da in dem Kontexttyp, der dem folgenden zugrunde gelegt wird, Sätze wie **ich habe ans Ufer geschwommen* ohnehin ungrammatisch sind, wird ‚(Vorgang)‘ hier jedenfalls gestrichen.

rakteristik $\langle X_1 \rangle - (\text{Person}) - \langle X_m \rangle'$ und *Straße* durch eine Charakteristik $\langle Y_1 \rangle - (\text{Ebene}) - \langle Y_n \rangle'$ ausgezeichnet ist, eindeutig vorgeschrieben.

Dieser Satz (und mit ihm der abstrakte Kontexttyp, den wir voraussetzen) soll nun durch einen Strukturbaum der stillschweigend zugrunde gelegten Tiefensyntax repräsentiert werden (Figur II). Das heißt: Wir nehmen an, daß die Morphemkette $d + \text{Mann} + N + (\text{Adv} +) d + \text{Straße} + A + \text{über} + \text{geh} + \text{Aux}$ mit der angegebenen Kategorienstruktur aus den Formationsregeln einer geeigneten Tiefensyntax des Deutschen abgeleitet worden ist und daß ihre Lexeme *Mann*, *Straße*, *geh* aus dem Lexikon die angegebenen Komponentencharakteristiken erhalten haben; da die Bedingungen des Kontextausdrucks von *geh* im Kontext erfüllt sind, wird diese Satzstruktur zugleich semantisch akzeptiert.



Figur II

In diesem Strukturbaum ist – abgesehen von der hier uninteressanten Auxiliarkategorie (Ergänzung und Umschreibung) des Verbstamms – nur die Spezifikation der Kategorie Adv noch offengelassen. Wir nehmen nun zusätzlich an, daß aus dieser Kategorie (über Zwischenkategorien natürlich) solche Adverbialphrasen wie *schnell* oder *Stock + A + ohne* oder *kurz + Schritt + D + mit* abgeleitet werden

dürfen. Wir geben derartige Phrasen zum besseren Überblick in normal graphischer Repräsentation und unterscheiden aus Gründen, die sich unten erklären, bereits hier zwei Gruppen (7a) und (7b):

- (7) (a) *schnell, langsam, lebhaft, schwerfällig, mit kurzem Schritt, schleppend, angestrengt, bequem, müßig, ziellos, würdig, eitel, hölzern* usw.
(b) *rückwärts, barfuß, singend, unaufmerksam, rücksichtslos, im Regen, vor Furcht, ohne Stock* usw.

Mittels diesen zusätzlichen Ableitungen aus Adv können nun (für unseren Strukturbaum zulässige) beliebige Sätze wie *die Frau geht durch das Zimmer, das Kind geht in den Wald, der Kapitän geht auf das Deck*, vor allem aber der Beispielsatz (5a) u. a. zu Sätzen wie (8) erweitert werden:

- (8) (a) *der Mann geht schnell über die Straße*
(b) *der Mann geht bequem über die Straße*
(c) *der Mann geht rückwärts über die Straße*
(d) *der Mann geht im Regen über die Straße*
(e) *die Frau geht langsam durch das Zimmer*
(f) *das Kind geht lebhaft in den Wald*
(g) *der Kapitän geht schwerfällig auf das Deck*

Der nächste Schritt besteht darin, daß wir in der vorgegebenen Satzstruktur (Figur II) zulassen, daß die Kategorie Vrb nicht allein durch *geh*, sondern alternativ durch alle weiteren Vrb-Lexeme, die im Lexikon gleichfalls schon mit der Charakteristik (6) eingetragen sind, expandiert wird, also beispielsweise durch *lauf* mit ‚(Fortbewegung) – (Auf dem Boden) – (Aufrecht) < Sbj: Person; Dir: Ebene v Raum >‘. In dieser Form sollen nun u. a. die Vrb-Lexeme (9) im Lexikon greifbar sein:

- (9) *lauf, tippel, trippel, dackel, zuckel, watschel, stapf, stampf, spazier, wandel, bummel, schlender, trödel, flanier, schreit, stolzler, stelz* usw.

Mittels dieser alternativen Ableitungen aus Vrb können nun, wenn wir die zusätzliche Kategorie Adv zunächst wieder unberücksichtigt lassen, Sätze wie die unter (10) erzeugt werden:

- (10) (a) *der Mann läuft über die Straße*
(b) *der Mann watschelt über die Straße*
(c) *der Mann stapft über die Straße*
(d) *der Mann spaziert über die Straße*

- (e) *die Frau trippelt durch das Zimmer*
- (f) *das Kind schlendert in den Wald*
- (g) *der Kapitän stolziert auf das Deck*

Der Zweck der beiden syntaktischen Variationsmaßnahmen unter den Kategorien Adv und Vrb, die zu solchen Satzmenge(n) wie (8) bzw. (10) führen, ist es, Satzpaare zu erhalten, die bezüglich ihrer verbal-adverbialen Synonymität bewertet werden können. Jetzt kann folglich gefragt werden, ob gewisse Z', Z'' im empirisch beschränkten, aber darin generellen abstrakten Kontexttyp, Sbj (Person), Dir (Ebene v Raum), Z' den gleichen Bedeutungsumfang besitzen, wobei diese Z', Z'' Vrb-Lexeme des Typs ‚(Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Aufrecht)‘ bzw. Vereinigungen solcher Vrb-Lexeme mit Adv-Lexemketten vertreten. Es wird demgemäß gefragt, ob z. B. die explizit erzeugten Sätze in den paarweisen Anordnungen (11a) bis (11d) jeweils als Paraphrasen voneinander zu akzeptieren sind oder nicht:

- (11) (a) *der Mann geht schnell über die Straße*
 der Mann läuft über die Straße
- (b) *die Frau geht schnell, mit kurzem Schritt durch das Zimmer*
 die Frau trippelt durch das Zimmer
- (c) *das Kind geht schwerfällig, angestrengt in den Wald*
 das Kind schlendert in den Wald
- (d) *der Kapitän läuft barfuß, rückwärts, im Regen auf das Deck*
 der Kapitän stolziert auf das Deck

Offensichtlich sind nur die Satzpaare (11a) und (11b) als Paraphrasen voneinander akzeptabel, nicht aber die Satzpaare (11c) und (11d). Insofern jedoch die Sätze von zunächst (11a) Paraphrasen darstellen, kann nun das Adv-Lexem *schnell* von einem objektsprachlichen zu einem metasprachlichen Element umgewandelt, d. h. in den Rang einer semantischen Komponente ‚(Schnell)‘ für das Vrb-Lexem *lauf* erhoben werden. Für dieses Vrb-Lexem *lauf* gilt somit nicht mehr die mit der für *geh* übereinstimmenden Charakteristik (6), sondern nunmehr die erweiterte Charakteristik (12):

- (12) *lauf*: (Fortbewegung) – (Auf dem Boden) – (Aufrecht) – (Schnell) –
 « Sbj: Person; Dir: Ebene v Raum ».

In gleicher Weise können, da auch die Sätze in (11b) Paraphrasen darstellen, die Adv-Lexeme *schnell* und mit *kurzem Schritt* zu semantischen Komponenten ‚(Schnell)‘ und ‚(Mit kurzem Schritt)‘ für *trippel* erhoben werden. Es ist eigentlich sogar nur nötig, *mit kurzem Schritt*

zur semantischen Komponente umzuwandeln, da bereits die Sätze *die Frau läuft mit kurzem Schritt durch das Zimmer* und *die Frau trippelt durch das Zimmer* Paraphrasen voneinander sind und ‚(Schnell)‘ gemäß (12) bereits vorliegt. Die Charakteristik für das Vrb-Lexem *trippel* erhält jedenfalls die differenziertere Charakteristik (13):

- (13) *trippel*: (Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Aufrecht)–
 (Schnell)–(Mit kurzem Schritt)–
 ‹Sbj: Person; Dir: Ebene v Raum›.

An Stelle der Sätze in (11c), die auf keinen Fall als Paraphrasen anerkannt werden dürfen, lassen sich zweifellos die Sätze in (11c’), von denen der erste aus (11c) festgehalten worden ist, als Paraphrasen voneinander akzeptieren:

- (11) (c’) *das Kind geht schwerfällig, angestrengt in den Wald*
das Kind stapft in den Wald

Es ist daher auch in diesem Fall erlaubt, die Adv-Lexeme *schwerfällig* und *angestrengt* in den Rang semantischer Komponenten ‚(Schwerfällig)‘ und ‚(Angestrengt)‘ zu erheben, allerdings nicht für *schlender*, sondern für *stapf*, so daß derart die Charakteristik für das Vrb-Lexem *stapf* die verfeinerte Form (14) annimmt:

- (14) *stapf*: (Fortbewegung)–(Auf dem Boden)–(Aufrecht)–
 (Schwerfällig)–(Angestrengt)–
 ‹Sbj: Person; Dir: Ebene v Raum›.

Lediglich für den ersten Satz des Paars (11d) gibt es keinen alternativen zweiten Satz mit einem der in (9) vorausgesetzten Vrb-Lexeme oder mit einem deutschen Verb der Fortbewegung überhaupt, der eine akzeptable Paraphrase zu ihm darstellen würde. Da nicht nur für diesen ersten Satz von (11d) im ganzen, sondern sogar für die in ihm enthaltenen elementaren Sätze *der Kapitän läuft barfuß auf das Deck*, *der Kapitän läuft rückwärts auf das Deck*, *der Kapitän läuft im Regen auf das Deck* oder alternative Sätze *der Kapitän trippelt (: schlendert : stapft) barfuß auf das Deck* usw. keine Vrb-bezüglichen Paraphrasen existieren, ist es offenkundig nur potentiell sinnvoll, die Adv-Elemente *barfuß*, *rückwärts*, *im Regen* in den Rang semantischer Komponenten zu erheben. Tatsächlich sind im gegenwärtigen Standarddeutsch für derartige metasprachliche Elemente keine speziellen Vrb-Lexeme aktualisiert, und daher können auch die genannten Sätze (bei festgehaltener Intention) nicht durch kürzere Sätze substituiert werden, in deren Vrb-Lexeme die ursprünglichen

Adv-Elemente als Bedeutungsbestandteile eingegangen wären. Wir postulieren somit, daß ‚(Barfuß)‘, ‚(Rückwärts)‘, ‚(Im Regen)‘ und alle übrigen Elemente der Gruppe (7b), die wir aus diesen Gründen von der Gruppe (7a) getrennt haben, wenigstens im Bedeutungsfeld der Fortbewegung höchstens als potentielle Komponenten betrachtet werden dürfen.

Das Ergebnis ist: Auf Grund expliziter Erzeugung in einem generellen abstrakten Kontexttyp, auf Grund bloßer Paraphrasenbewertung und einer daraufhin automatischen Umwandlung von Lexemen bzw. Lexemketten in Komponenten läßt sich schrittweise verfolgbare beschreiben, 1. daß die Bedeutungen u. a. von *geh*, *lauf*, *trippel*, *stapf* nicht-synonym sind, 2. welche spezifischen (nicht von vornherein strikt kontextbedingten) Bedeutungs- oder Komponenten- oder Lexikoncharakteristiken ihnen zukommen und 3. durch welche einzelnen Komponenten sich diese ihre Charakteristiken (6), (12), (13), (14) eindeutig unterscheiden. Damit wird umgekehrt automatisch expliziert, daß die Paare (15a) bis (15c) von Lexemen und Verknüpfungen von Lexemen mit Komponenten eindeutig synonym sind:

- (15) (a) ‚*lauf*‘ und ‚*geh* – (Schnell)‘
 (b) ‚*trippel*‘ und ‚*geh* – (Schnell) – (Mit kurzem Schritt)‘
 (c) ‚*stapf*‘ und ‚*geh* – (Schwerfällig) – (Angestrengt)‘

Es macht weiterhin keine Mühe, für Paare wie die unter (15), insbesondere für die Paare (15a) und (15b), zwischen denen das Paar ‚*trippel*‘ und ‚*lauf* – (Mit kurzem Schritt)‘ vermittelt, eine Vorschrift anzugeben, mit der die gegebenen Lexeme und Komponenten zu einem höchstens dreidimensionalen Graphen geordnet werden. Die Hauptbestandteile dieser Vorschrift, deren genaue Angabe hier nur überflüssig Raum und Aufmerksamkeit beanspruchen würde, sind Komponentenidentifikation und Lexemeinblendung unter Berücksichtigung der vorgegebenen Elementanordnungen in den Charakteristiken. Mit Hilfe dieser Vorschrift können zunächst die Paare (15a) und (15b), auf die selbstverständlich gleichartig die Anfangskomponenten ‚(Fortbewegung) – (Auf dem Boden) – (Aufrecht)‘ zutreffen, zu der noch rein linearen Kette (16) aus Lexemen und Komponenten zusammengefaßt werden:

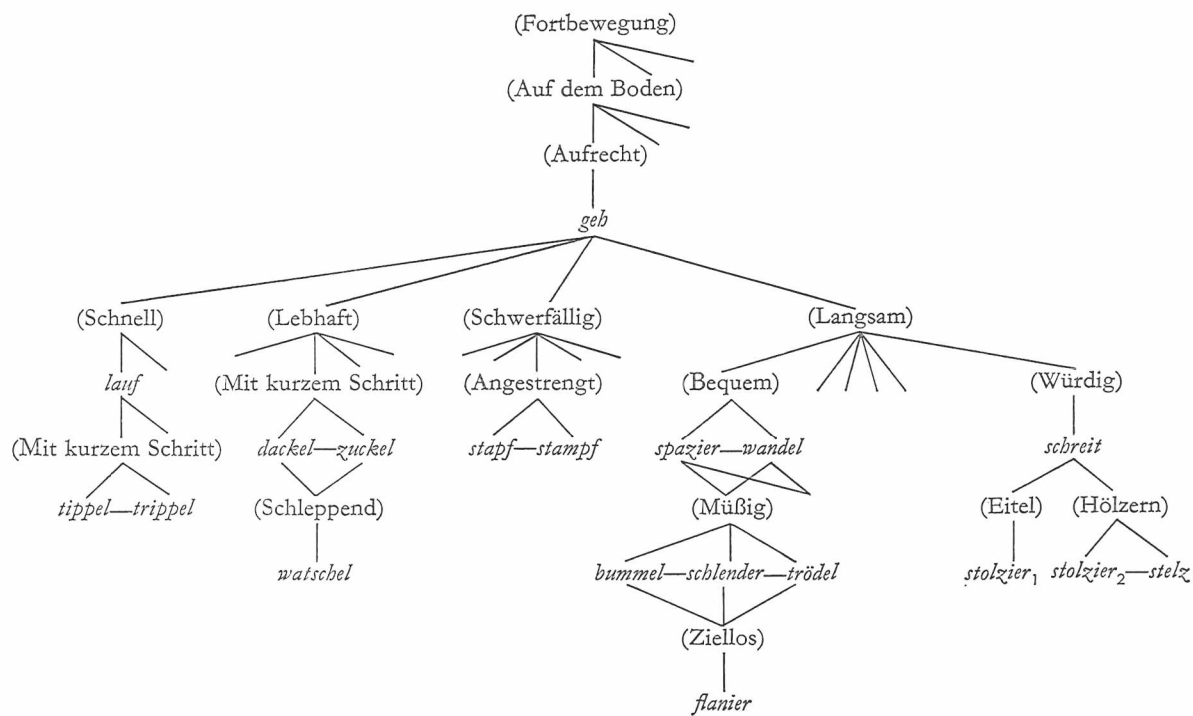
- (16) (Fortbewegung) – (Auf dem Boden) – (Aufrecht) – *geh* –
 (Schnell) – *lauf* – (Mit kurzem Schritt) – *trippel*

Diese Kette stellt bereits einen linearen Ausschnitt aus dem Bedeu-

tungsfeld der deutschen Fortbewegungsverben dar, das allerdings im ganzen – wie vermutlich die meisten Bedeutungsfelder – einen vielfach verzweigten und stellenweise auch wieder zusammenlaufenden Graphen bildet. Um das zu veranschaulichen, nehmen wir jetzt an, daß die oben vorausgesetzte größere Anzahl von Vrb-Lexemen (9) und Adv-Elementen (7a) den eben diskutierten Erzeugungs- und Bewertungsmaßnahmen und der zuletzt angedeuteten Ordnungsvorschrift unterworfen worden ist, und erhalten damit einen bereits repräsentativeren, überlinearen Ausschnitt aus dem deutschen Fortbewegungsfeld (Figur III). In diesem Ausschnitt sind die zu *geb* alternativen Lexeme *reit*, *fahr*, *kriech*, *schwimm*, *flieg* ganz unberücksichtigt gelassen. Die nicht besetzten, frei auslaufenden Kanten der Figur III sollen lediglich andeuten, wo und in welcher Anzahl weitere Unterfelder des insgesamt untersuchten Vokabulars zu ergänzen sind. Mit dem willkürlich herausgeschnittenen Teilfeld der Fortbewegung in Figur III, das jedoch alle hier überhaupt auftretenden Typen von Bedeutungsrelationen vorführt, ist gezeigt, in welcher Form der hier beschriebene Erzeugungsprozeß eines Bedeutungsfeldes schließlich generell präsentiert werden kann.

3. *Eigenschaften und Folgerungen.* Die im vorangehenden Abschnitt dargebotenen Verfahrensschritte können bereits ihrer Form nach als ein Erzeugungsprozeß für Bedeutungsfelder (und mindestens für Bedeutungsfelder von Vrb-Lexemen) bezeichnet werden, stellen jedoch keinesfalls ein mechanisches Analyse- und Konstruktionsverfahren dar. Sie dienen somit als heuristisches Organisationsmodell, das den Zusammenhang von ‚Satzbedeutung‘ und ‚Bedeutungsfeld‘ zur Grundlage hat, in dem die einzelnen Analysemaßnahmen verfolgbar geordnet sind und die verschiedensten Bedeutungsrelationen mit dem einen Begriff der Paraphrase erfaßt werden. Ein rein distributionelles oder definitorisches, also mechanisches Programm zur Bereitstellung von Bedeutungen und Bedeutungsstrukturen gibt es nicht; das beweist gerade eine genaue Überprüfung der beiden wichtigsten, von Eugene A. Nida und Zellig S. Harris dafür entwickelten Vorschläge.¹⁴ Auf die sprachliche Kompetenz des Linguisten kann folg-

¹⁴ E. A. Nida, *A System for the Description of Semantic Elements*, Word 7, 1951, S. 1–14, und Z. S. Harris, *Distributional Structure*, in: Word 10, 1954, S. 146–162, jetzt auch in: J. A. Fodor u. J. J. Katz (Hsrg), *The Structure of Language*, a. a. O., S. 33–49. Die Kritik kann hier nicht ausgeführt werden. Zum entscheidenden Einwand gegenüber Harris vgl. bereits: Y. Bar-Hillel, *Logical Syntax and Semantics*, Language 30, 1954, S. 230–237.



Figur III

lich niemals verzichtet werden. Auch Tests, die trivialerweise bei Paraphrasenbewertungen beginnen und in ihrer spitzfindigsten Form bei der schrittweisen Komponentenlöschung und -ergänzung enden können, dienen bestenfalls der bewußten, verantworteten Korrektur durch den Linguisten, indem sie neue oder alternative und nicht etwa exaktere Faktenkenntnisse vermitteln; sie dienen sonst der ungefähren Bestätigung des bereits Ermittelten.¹⁵ Dieser Rückzug auf die sprachliche Kompetenz des Linguisten als letzte Entscheidungsinstanz betrifft übrigens nicht nur den Bereich der sowieso als unbestimmter beurteilten Bedeutungen, sondern ebenso schon die Grundrelationen (Kategorien und Funktionen) der Syntax, auch wenn hier durch die intensive traditionelle Diskussion Übereinstimmungen leichter erzielt werden können. Insgesamt gilt der Hinweis von Noam Chomsky, daß die mentalen Prozesse, die durch eine Transformationsgrammatik erklärt werden sollen, weit unter dem aktuellen und selbst potentialen Bewußtsein des Sprechers-Hörers liegen, daß mithin nur die faktische Sprachkenntnis des beliebigen Sprechers-Hörers und nicht seine Reflexion über diese Sprachkenntnis zur Debatte steht.¹⁶ Insofern ist die oben eingeführte Paraphrasenbewertung nicht ein zufällig intuitionsorientierter, sondern der entscheidende Bestandteil unseres Verfahrens. Und daher muß nicht etwa eingeräumt, sondern

¹⁵ Es genügt offensichtlich nicht, die jeweils aktuelle Verfügung über die Lexeme eines bestimmten Feldes zu testen, wie es W. Betz, Zur Überprüfung des Feldbegriffes, ZvglSpr 71, 1954, 189–198, unternommen hat, um insbesondere Triers Feldbegriff zu erschüttern. Daß sich aktual-psychologisch (dann aber ohne spezifische Intention) jegliche Lückenhaftigkeit des Feldes nachweisen läßt, wird jedoch von Betz in seinem Resümee berücksichtigt. – Für unsere Zwecke wurden in bescheidenstem Umfang Tests zur Komponentenergänzung angestellt. Sie ergaben insofern eine Bestätigung der eigenen Ergebnisse, als im allgemeinen Komponenten gewählt wurden, die den gelöschten und auch untereinander äquivalent waren, z. B. ‚(Breit)‘, ‚(Schwer)‘, ‚(Plattfußig)‘ für *watschel* unter *dackel* bzw. *zuckel*, oder ‚(Spielerisch)‘, ‚(Zierlich)‘, ‚(Federnd)‘ für *tänzel* unter *geh* mit (Lebhaft) – (Wendig)‘. – Die u. a. von C. E. Osgood, G. J. Suci, P. H. Tannenbaum, The Measurement of Meaning, Urbana, Ill., 1957, entwickelte semantische Profilanalyse, die nur auf Tests beruht und statistische Auswertung garantiert, liefert charakteristischerweise bloß sogenannte emotive Bedeutungen. Sobald nicht nur neutrale Assoziationen, sondern inhärente Bedeutungsmerkmale profilanalytisch ermittelt werden sollen, hat der Linguist die erwartbaren Komponenten vorzugeben, also wiederum intuitiv zu entscheiden.

¹⁶ N. Chomsky, Aspects of the Theory of Syntax, Cambridge, Mass., 1965, S. 8f. Zur wissenschaftstheoretischen Begründung dieser psycholinguistischen Zielsetzung vgl.: J. J. Katz, Mentalism in Linguistics, Language 40, 1964, S. 124–137. Das Verhältnis zur allgemeinen Sprachphilosophie (F. Kainz) wird diskutiert in: K. Baumgärtner, Linguistik als Theorie psychischer Strukturen, Sprache im techn. Zeitalter 16, 1965, S. 1362–1370.

betont werden, daß das Ergebnis des Verfahrens (wie es im Ausschnitt durch Figur III gezeigt wird) ein theoretisches Postulat darstellt und somit nur beanspruchen kann, eine intuitiv gerechtfertigte Approximation der zugrunde liegenden Fakten zu liefern. Das bedeutet auch, daß die einzelnen Paraphrasenentscheidungen und die Auswahl der einzelnen Komponenten, für die es u. a. wiederum Synonyme oder treffendere Äquivalente geben mag, selbstverständlich diskutabel bleiben. Es steht nun jedoch fest, daß sich diese Paraphrasenbewertung wenigstens im Bereich der Verben nicht stets durch strikt-kontextbedingte Klassifikation ersetzen läßt. Das kann jetzt, nachdem einige Vrb-Charakteristiken explizit gewonnen worden sind, nochmals durch den Vergleich mit früheren Ergebnissen, nämlich durch den Vergleich des Satzes (1b) mit den Sätzen (17a) bis (17c) bewiesen werden:

- (1) (b) **der Mann mäht das Haar mit dem Messer*
- (17) (a) *die Frau trippelt langsam durch das Zimmer*
- (b) *das Kind schlendert langsam in den Wald*
- (c) *der Kapitän stapft lebhaft auf das Deck*

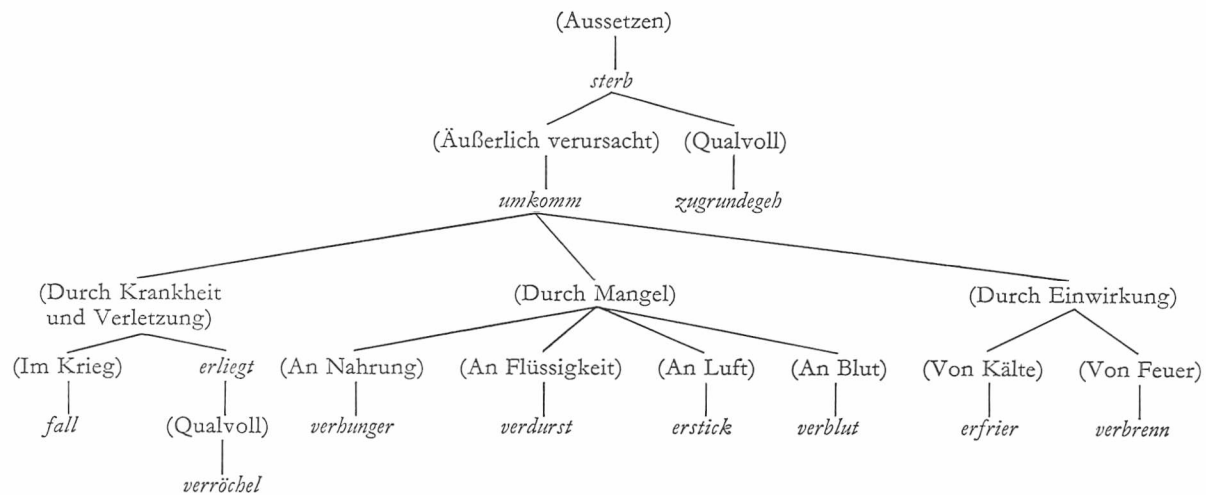
Während (1b) semantisch nicht akzeptiert wird, weil *mäh* mit dem Objekt *Haar* und dem Instrument *Messer* unverträglich ist, so daß es sich strikt kontextuell von *schneid* unterscheidet, werden die Sätze (17) durchaus semantisch akzeptiert, obgleich in (17a) die Komponente ‚(Schnell)‘ von *trippel* durch das Adv-Element *langsam* unmittelbar aktual aufgehoben ist, in (17b) das Adv-Element *langsam* bereits als Komponente ‚(Langsam)‘ bei *schlender* vorkommt und in (17c) zwischen *lebhaft* und den Komponenten von *stapf* eigentlich semantische Reibungen – nämlich schwächere Gegensätze als die reine Antonymität – bestehen müßten. Wir befinden uns derart in der Bedeutungsanalyse in einem Bereich zunehmender Unbestimmtheit. Die relativ starke Unbestimmtheit im Feld der Fortbewegungsverben resultiert offensichtlich daraus, daß sich hier die Charakterisierung der neutralen Bewegungsarten (z. B. des Tempos) mit der Charakterisierung der äußeren oder inneren Bewegungshaltung (vor allem durch Übertragung) vielfach überschneiden und in ihrem Vorrang wechseln. Die Alternative ist: entweder auf die komponentielle Strukturierung dieses Feldes und damit auf die Explikation des Bedeutungsfeldes überhaupt zu verzichten oder die unabweisbaren Bedeutungsunterschiede wenigstens in ihren vermutlich allgemeinsten Fakten zu erfassen.

Diese relative Unbestimmtheit ist im übrigen natürlich nicht darauf zurückzuführen, daß wir Komponenten des größten Typs, nämlich ursprünglich objektsprachliche Adv-Komponenten benutzen, die im einzelnen durchaus diskutabel sind. Auch bei der eventuellen Einführung eines kürzeren Alphabets abstrakter Grundkomponenten, wovon oben bereits die Rede war, läßt sich keine größere Bestimmtheit in der Bedeutungsanalyse erzielen. Diese Unbestimmtheit, die wir hier einräumen müssen, ist empirischer Natur und, sobald einmal komponentielle Mittel gefunden worden sind, nicht mehr eine Frage der speziellen Beschreibungsweise. Allerdings sollte noch gefragt werden, ob man sich mit der einen ungeschiedenen, in sich selbst nicht charakterisierten Klasse von Komponenten, mit der wir bisher umgegangen sind, begnügen kann, ob also eine bestimmte Markierung der Komponenten nicht gewisse äußerliche Willkürlichkeiten beseitigen hilft. Zunächst wird betont, daß das vorgeführte Verfahren durch die Analyse der Polysemie in generellen Kontexttypen – nämlich *geh*₁ in ,Sbj (Person), Dir (Ebene v Raum), —‘ – und somit durch die Beschränkung auf die syntaktische Grundeinheit des Satzes eine Reihe von Unbestimmtheiten ausschließt. Die Ausdehnung des Begriffs der Polysemie im Sinne der operationalistischen Semantiker – nämlich, daß ein Lexem in jeder einzelnen Verwendung eine andere Bedeutung besitzen und insbesondere vom Gesamtkontext der beliebig langen Äußerung beeinflußt werden kann – ist ihrer Theorie nach auf die Redesituation und nicht auf das Sprachsystem bezogen und außerdem unpraktikabel. Diese Beliebigkeit wird durch die Beschränkung auf ,Satz‘ und ,Kontexttyp‘ praktisch widerlegt. Damit ist jedoch das Problem der Polysemie wiederum nicht automatisch gelöst. Das vorgeführte Feld (Figur III) enthält als einen extremen Fall der Polysemie zwei *stolz*₁ und *stolz*₂, die sich komponentiell lediglich durch ,(Eitel)‘ und ,(Hölzern)‘ unterscheiden. Indem nun jedoch ,(Eitel)‘ eine Charakterisierung der inneren, ,(Hölzern)‘ eine Charakterisierung der äußeren Bewegungshaltung liefern soll und nicht anzunehmen ist, daß es daneben beliebige weitere Charakterisierungsebenen gibt, scheint die Zerlegung von *stolz* in *stolz*₁ und *stolz*₂ nicht nur gerechtfertigt, sondern zugleich auch abgeschlossen. Hier stellt sich aber bereits die weiterführende Aufgabe, die verschiedenen Typen der komponentiell möglichen Charakterisierungen genauer zu untersuchen.

Zu dieser Frage nach der internen komponentiellen Charakterisierung gehört, inwieweit stilistische oder gar sprachgeographische Markierungen mitgegeben werden sollen. Bisher beschränkt sich die Komponentenanalyse von Bedeutungen auf den ‚begrifflichen Kern‘, während der ‚Nebensinn‘ und ‚Gefühlswert‘ unberücksichtigt bleibt. So wenig verbindlich und praktikabel diese Begriffe der Erdmannschen Bedeutungsdefinition auch sein mögen, so steht doch außer Zweifel, daß sich beispielsweise die begrifflich mit ‚*geb*–(Schnell)–(Eilig)‘ synonymen Fortbewegungsverben *renn*, *flitz*, *braus*, *feg*, *stieb*, *wetz*, *trab* usw. im Stilistisch-Sphärischen merklich unterscheiden. Zumindest steht *renn* den übrigen Verben in Neutralität gegenüber. In der Umgangssprache von Leipzig existiert sogar gegenüber einem sachlich motivierten *latsch*₁, das stilistisch relativ neutral und mit ‚*geb*–(Langsam)–(Mit schleifenden Füßen)‘ synonym ist, ein *latsch*₂ von größerer Allgemeinheit, das nun nicht lediglich mit ‚*geb*–(Lebhaft)–(Zielstrebig)–(Bequem)‘ synonym ist, sondern auch einen zusätzlichen, nämlich niedrigeren Stilwert besitzt. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt das von Leo Weisgerber untersuchte Feld von *sterb* bzw. ‚Aufhören des Lebens‘ (in dem allerdings nur Lexeme klassifiziert, keine Bedeutungen spezifiziert sind),¹⁷ so ergibt sich, daß nahezu alle Verben der äußeren Liste von *heimgeh* bis *verreck* mit *sterb* synonym sind und sich daher von *sterb* allein durch die stilistischen Komponenten ‚(Gehoben)‘ oder ‚(Vulgär)‘ unterscheiden. Auszunehmen sind in dieser Liste nur *Ableben*, das kein Verb, sondern stets ein Nomen ist, und *verröchel*, das gegenüber *sterb* zweifellos mit neutralen Komponenten ausgezeichnet werden kann. Wenn wir außer acht lassen, daß Weisgerbers Feld bezüglich seines Sbj-Kontexttyps keine Einheit darstellt,¹⁸ und uns hier auf den umfassendsten Kontexttyp ‚Sbj (Person), —‘ beschränken, dann bleiben lediglich die Verben

¹⁷ L. Weisgerber, Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik, Düsseldorf 1962, S. 184/85. Tatsächlich schließt die gegebene Feldstruktur keine Bedeutungen oder Inhalte ein; diese werden im umgangssprachlichen Kommentar unformell angedeutet. Dabei erweist sich, daß die gewählte Figur dreier konzentrischer Elementringe suggestiv, aber sonst nicht zu motivieren ist. Da der radialen Plazierung der gegebenen Lexeme, z. B. *erlösch* außerhalb *fall*, dies außerhalb *eingeb*, keine Merkmalrelationen zukommen, handelt es sich bei der Figur praktisch um drei lineare Rubriken, die zudem in sich selbst weitgehend ungeordnet sind.

¹⁸ Für *sterb* ist zweifellos schon ‚(Sbj: Person v Tier)‘, also ‚(Sbj: Lebewesen)‘ anzusetzen. Im übrigen gelten Abstufungen wie ‚*erfrier* (Sbj: Person v Tier v Pflanze)‘ gleich ‚*erfrier* (Sbj: Organisches Objekt)‘, dagegen ‚*verhungert* (Sbj: Person v Tier)‘ gleich ‚*verhungert* (Sbj: Lebewesen)‘, dagegen ‚*fall* (Sbj: Person)‘.



der mittleren Liste (natürlich nun einschließlich *verröchel*) in unserem bisherigen, neutralen Sinn komponentiell zu charakterisieren, wofür hier zugleich ein Vorschlag gemacht wird (Figur IV). Damit stellt sich die Frage sehr dringlich, ob über die neutralen Komponenten und deren Funktionsmarkierung hinaus nicht wenigstens die Komponenten ‚(Gehoben)‘ und ‚(Vulgär)‘ eines zweiten, stilistischen Typs eingeführt werden sollen.

Unabhängig davon, ob die semantischen Komponenten einer Grammatik nach ihrer Charakterisierungsfunktion unterschieden, durch Komponenten stilistischen oder sonstigen Typs ergänzt oder insgesamt auf einer tieferen Ebene nochmals abstrakter definiert werden, ist kurz zu betrachten, inwieweit für die Komponentenmenge selbst eine einheitliche Struktur angenommen werden kann. Das ist im besonderen die Frage, ob sich diese Menge ausnahmslos hierarchisch ordnen lassen wird. Die Antwort darauf wurde bereits anfangs mit der Feststellung gegeben, daß es sich bei der komponentiellen Analyse und Charakteristik von Bedeutungen im allgemeinen um eine multiple Klassifikation handelt. Damit ist ausgesagt, daß nicht jedem Lexem oder jeder Untermenge synonymen Lexeme schließlich nur eine einzige Klassencharakteristik – d. h. Komponente – zukommt, aus der sich dann alle übrigen (nämlich nunmehr schrittweise übergeordneten) automatisch ableiten lassen müßten. Selbstverständlich bestehen ausschnittsweise derartige hierarchische Beziehungen, beispielsweise im Bereich der Nomen in der Komponentenordnung ‚(Person) → (Lebewesen) → (Organisches Objekt) → (Physisches Objekt)‘, wobei die Alternative zu ‚(Person)‘ mit ‚(Tier)‘, zu ‚(Lebewesen)‘ mit ‚(Pflanze)‘, zu ‚(Organisches Objekt)‘ mit ‚(Gegenstand)‘ bezeichnet werden kann. Nur diese Teilhierarchien erlauben uns überhaupt, bei den nominalen Charakteristiken ‚(Organisches Objekt)‘ und ‚(Physisches Objekt)‘ oder den etwaigen verbalen Charakteristiken ‚(Zustand)‘, ‚(Vorgang)‘, ‚(Handlung)‘ von oberen oder obersten Komponenten zu sprechen. Es genügt daher, z. B. *Mann*, *Kind*, *Kapitän* allein mit ‚(Person)‘, weiterhin *Pferd*, *Esel*, *Maultier* allein mit ‚(Tier)‘, endlich *Baum*, *Getreide*, *Gras* allein mit ‚(Pflanze)‘ auszuzeichnen, um über alle höheren Komponenten dieser Lexeme generell zu verfügen. Chomsky, der solche Charakteristiken noch im Bereich der syntaktischen Merkmale behandelt, führt daher – in Analogie zum Mechanismus der Merkmalcharakteristik in der Phonematik – für die Abteilung der automatisch gegebenen höheren Komponenten sogenannte syn-

taktische Redundanzregeln ein, die der Grammatik als universaler formaler Bestandteil angehören.¹⁹ Neben solchen höheren – wahrscheinlich nur höheren – hierarchischen Teilordnungen weist die Komponentenmenge jedoch hauptsächlich beliebige Ordnungen auf. Für *Getreide*, *Gras* wurden oben neben ‚(Pflanze)‘ noch ‚(Stielig)‘ und ‚(Schneidbar)‘ angesetzt, die keineswegs ‚(Pflanze)‘ implizieren. Von einer bestimmten Komponente an sind daher die übrigen Komponenten in der Charakteristik (im linearen Komponentenstrang) eines Lexems nur noch als gleichwertig anzusehen, was sich bei der Feldstrukturierung darin auswirkt, daß erstens die im Zusammenhang der Struktur einfachste gemeinsame Reihenfolge herzustellen ist, daß vor allem zweitens beliebige Komponenten im Feld mehrfach auftreten können, so z. B. ‚(Mit kurzem Schritt)‘ oder ‚(Qualvoll)‘ in den hier bereits vorgeführten Fällen (Figur III bzw. IV). Die Komponentenmenge einer Grammatik darf somit nicht als geordneter Catalogus mundi mißverstanden werden. Sie läßt sich nicht apriorisch angeben, indem etwa das von Hallig und v. Wartburg geschaffene, mehr oder minder komponentiell und universell gemeinte Begriffssystem²⁰ zum Ausgangspunkt gewählt wird. Gerade diese strenge Gliederung aller begrifflichen bis ‚bedeutungsdurchtränkten‘ Aspekte in (A) ‚Universum‘, (B) ‚Mensch‘, (C) ‚Mensch und Universum‘ und unter (B) etwa in die physische, seelisch-geistige und soziale Organisation oder Qualifikation des Menschen läßt sich angesichts der faktischen Verschränktheit der syntaktisch-semantischen Kontextbedingungen – wie übrigens Hallig und v. Wartburg an Fällen multipler Relation selbst beobachten – nicht durchsetzen.

Die Erzeugung eines Feldes im Abschnitt 2 und die in diesem Abschnitt 3 begonnene Diskussion der Analysebedingungen, der relativen Unbestimmtheit der Komponentenanalyse, der Funktion und Ordnung der Komponenten gestattet nun, die sicheren Eigenschaften des Bedeutungsfeldes zusammenfassend zu formulieren. Es wird allgemein behauptet, daß ein Bedeutungsfeld erst dann vorliegt, wenn es die Komponentenstruktur der Lexeme darbietet, für die

¹⁹ N. Chomsky, *Aspects of the Theory of Syntax*, a.a.O., besonders S. 168–170. Da es sich bei den betrachteten Beziehungen nicht tatsächlich um Redundanz handelt, insofern dieser Begriff auf wiederholte identische Signalisierung (z. B. die Beziehung der Kongruenz) beschränkt worden ist, wird hier korrekter von Implikationsregeln oder dergleichen gesprochen.

²⁰ R. Hallig u. W. v. Wartburg, *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie*, 2. Aufl., Berlin 1963.

es gilt. Der Komponentenstruktur liegt die umfassende Relation „X ist ein Y“ zugrunde, die sich unformell durch Sätze wie „Schlendern ist ein müßiges, bequemes, langsames Gehen“ oder „Gras ist ein stielige schneidbare Pflanze“ verdeutlichen läßt. Gegenüber dieser Relation erweisen sich andere unbezweifelbare Relationen, wie „X ist ein nicht-Y“ (also die antonymische Relation von „Langsam ist ein nicht-Schnell“, die im übrigen vermutlich gerade für die oft behandelten Farblexeme zutrifft) oder „X hat ein Y“ (also die von Manfred Bierwisch explizierte Teil-von-Relation in Sätzen des Typs „Der Mensch hat einen Kopf“), als Relationen beschränkterer Feldbereiche, die das Lexikon in zweiter und dritter Linie strukturieren.²¹ Läßt man diese zusätzlichen Relationen außer acht, so gilt allgemein, daß ein Bedeutungsfeld durch seine obersten lexemfreien Komponenten und die jeweils notwendigen Komponenten des Kontexttyps eindeutig bestimmt ist. Das Bedeutungsfeld von *geb* (Figur III), das wie gezeigt nur ein Teilfeld neben denen von *reit*, *fahr*, *kriech* usw. ist, wird derart durch ‚(Fortbewegung)‘ und ‚Sbj: Person; Dir: Raum v Ebene‘, das Bedeutungsfeld von *sterb* durch ‚(Aussetzen)‘ und ‚Sbj: Person‘ eindeutig bestimmt. Sobald z. B. für *sterb* die Kontextbedingung in ‚Sbj: Gegenstand‘ geändert wird, kommt unter ‚(Aussetzen)‘ ein anderes Feld mit nunmehr nicht-metaphorischem *stoppp*, *anhalt*, *erlösch*, *verglimm*, *abbrech*, *verkling* und metaphorischem *sterb* in Betracht.

Innerhalb der umfassenden, noch unformellen Relation „X ist ein Y“, die dem Haupttyp des Bedeutungsfeldes zugrunde liegt und seine Struktur einheitlich bestimmt, gelten sodann die folgenden speziellen Fälle von Relationen, mit denen sich alle Einzelbeziehungen zwischen den Lexemen des betreffenden Feldes erfassen lassen. Wir setzen für die Definition dieser Relationen jeweils ein Paar von Lexemen U, V (mit $U \neq V$), ferner die Komponentenmenge $\{K_1, K_2, \dots, K_s\}$ des Feldes voraus, aus deren Elementen die U, V jeweils zukommenden Komponentenstränge gebildet sind. Die Komponenten eines Stranges sind nach der oben angedeuteten Ordnungsvorschrift ge-

²¹ M. Bierwisch, Eine Hierarchie syntaktisch-semantischer Merkmale, *Studia Grammatica* 5, Berlin 1965, S. 29–86. Die antonymische und die Teil-von-Relation müssen – abgesehen von ihrem Unterschied zur prädikativen Relation „X ist ein Y“ – auch deswegen als spezielle Fälle der Feldstrukturierung betrachtet werden, weil sie bereits einander formal ausschließen: während jede antonymische Lexemmenge durchweg nicht-hierarchisch mit Hilfe der einen Komponente ‚(Nicht)‘ strukturierbar ist, bildet jede Lexemmenge mit der Teil-von-Relation eine durchweg komponentenfreie Hierarchie.

ordnet und sind notwendig voneinander verschieden. Im einzelnen gilt:

- (1.) Die Relation der Synonymität: U, V sind dann und nur dann synonym, wenn

$$U: (K'_1) - (K'_2) - \dots - (K'_n),$$

$$V: (K''_1) - (K''_2) - \dots - (K''_n)$$
 und $K'_1 = K''_1, K'_2 = K''_2, \dots, K'_n = K''_n$.
- (2.) Die Relation der Heteronymität: U, V sind heteronym, wenn sie nicht synonym sind. Hier lassen sich jedoch wiederum zwei spezielle Fälle unterscheiden, nämlich
 - (2.1) die Relation der Inklusivität: U ist dann und nur dann inklusiv V , wenn

$$U: (K'_r) - \dots - (K'_n),$$

$$V: (K''_1) - \dots - (K''_r) - \dots - (K''_n)$$
 und $K'_r = K''_r, \dots, K'_n = K''_n$, wobei $r < n$;
 - (2.2) die Relation der Desynonymität: U, V sind dann und nur dann desynonym, wenn

$$U: (K'_1) - \dots - (K'_i) - \dots - (K'_m),$$

$$V: (K''_1) - \dots - (K''_j) - \dots - (K''_n)$$
 und wenigstens ein $K'_i = K''_j$, wobei $i = 1, 2, \dots, m-1$;
 $j = 1, 2, \dots, n-1$.

Für die Relation der Synonymität, die übrigens in der Theorie der semantischen Satzinterpretation als der Normalfall der Paraphrase und der Analytizität anzusehen ist,²² lassen sich in unserem Ausschnitt des Bedeutungsfeldes der Fortbewegungsverben (Figur III) z. B. die Lexempaare *tippel|trippel*, *bummel|schlender*, *schlender|trödel* anführen. Fälle der Inklusivität sind *geh|lauf*, *geh|tippel*, *lauf|trippel*,

²² Für diese Begriffe vgl. J. J. Katz, *Analyticity and Contradiction in Natural Language*, in: J. A. Fodor u. J. J. Katz (Hrsg.), *The Structure of Language*, a.a.O., S. 519–543. Hier findet sich zugleich eine überraschende Konstruktion der Antonymität. Es ist zuzugestehen, daß diese Relation nicht aus den oben spezifizierten Relationen abzuleiten ist, aber sehr fraglich, ob sie am günstigsten mit Hilfe der Komponentenbedeutung (I) definiert wird. Katz (533) definiert: „Two lexical items... m_i and m_j are antonymous on their paths pm_i and pm_j if and only if pm_j and pm_i contain different elements from the same antonymous n -tuple of semantic elements.“ Aus dieser Definition durch eine Bedeutungsstruktur der Komponenten selbst ergeben sich schwer verfolgbare Konsequenzen. Es ist z. B. zweifelhaft, daß im gegebenen Feldausschnitt (Figur III) *lauf|stelz*, *tippel|schreit* usw. als antonymisch akzeptiert werden, obgleich ‚(Schnell)|(Langsam)‘ eindeutig ein antonymes Komponentenpaar bilden.

Fälle der Desynonymität *lauf|watschel, watschel|tippel, stolzier₁|stolzier₂*. Es ist klar, daß einerseits nur die Synonymität und die Desynonymität eine symmetrische Relation darstellen, insofern nie $U \text{ inklus } V = V \text{ inklus } U'$, d. h. $\text{'geb inklus lauf} = \text{lauf inklus geb'}$ gilt, und daß andererseits nur die Synonymität und die Inklusivität eine transitive Relation darstellen, insofern nicht stets $(U \text{ desyn } V \cdot V \text{ desyn } W) \supset (U \text{ desyn } W)$, z. B. eben nicht $(\text{lauf desyn watschel} \cdot \text{watschel desyn tippel}) \supset (\text{lauf desyn tippel})'$ gilt. Weiterhin ist klar, daß sich für die Relationen der Inklusivität und der Desynonymität Grade einführen lassen. Man kann derart (ohne daß dies hier formal begründet werden müßte) z. B. die Relation *lauf|tippel* als '1-inklusiv' und die Relation *geb|tippel* als '2-inklusiv' , andererseits die Relation *stolzier₁|stolzier₂* als '1-desynonym' und die Relation *lauf|stolzier₁* als '1,3-desynonym' bezeichnen; für die Desynonymität verliert eine durchgehende Gradbezeichnung jedoch offensichtlich an Plausibilität.

Das von uns angewandte Verfahren, Bedeutungsfelder erstens überhaupt komponentiell und zweitens auf der Basis explizit erzeugter objekt-sprachlicher Sätze zu strukturieren, erlaubt uns schließlich, die Auffassung von der Lückenlosigkeit des Feldes zurückzuweisen. Die Satzpaare (11) und die aus (11 a) bis (11 c) gewonnenen Elementepaare (15) führen vor Augen, daß wir im Prinzip zwar eine Abbildung von der Menge aller Vrb-Lexeme der Fortbewegung in die Menge aller Vereinigungen solcher Vrb-Lexeme mit Adv-Lexemketten vornehmen, jedoch ebensogut von einer Abbildung aus der zweiten auf die erste Menge sprechen könnten. Wir würden unter diesem Gesichtspunkt nun nicht nur Elementepaare wie (15) besitzen, deren erstes Glied mit einem Vrb-Lexem und deren zweites Glied mit der entsprechenden Verknüpfung von Vrb-Lexem und Komponenten besetzt ist, sondern auch solche (auf Figur III bzw. IV bezüglichen) Elementepaare wie (18) bzw. (19), deren erstes Glied durch \emptyset , deren zweites Glied durch eine der beliebig vorgebbaren Verknüpfungen von Vrb-Lexemen und Komponenten besetzt ist:

- (18) (a) \emptyset und 'geb-(Langsam)'
 (b) \emptyset und $\text{'lauf-(Rückwärts)'}$
- (19) (a) \emptyset und $\text{'umkomm-(Durch Mangel)'}$
 (b) \emptyset und $\text{'verhungern-(Wegen Armut)'}$

Damit soll nur systematisch gezeigt werden, daß im gegenwärtigen Standarddeutsch für sonst unspezifiziertes *langsam gehen* oder *durch*

Mangel umkommen bzw. für die Spezifizierung *rückwärts laufen* oder *wegen Armut verhungern* keine eigenen Lexeme aktualisiert sind. Es sind lediglich verschiedenartige Spezifikationen von *langsam gehen* oder *durch Mangel umkommen* in eigenen Lexemen aktualisiert.

Wir haben daher ganz allgemein mit zwei einander entgegengesetzten Typen der Lückenhaftigkeit im Bedeutungsfeld zu rechnen, und zwar entsprechend den Fällen (18a) und (19a) erstens mit Lücken der Generalisierung und entsprechend den Fällen (18b) und (19b) zweitens mit Lücken der Spezifizierung. Die Auswirkungen dieser beiden Typen von Lücken auf das Verhältnis von Intention und Ausdruck sind bekannt: Generalisierungslücken können zum Teil nur durch den Einsatz der komponentiell volleren Lexeme bei Einschränkung gerade ihrer überspezifizierenden Komponenten und sonst – wie alle Spezifizierungslücken – allein durch den Einsatz analytischer Phrasen geschlossen werden. Unabhängig davon ist nun jedoch für die Systematik des Bedeutungsfeldes zu betonen, daß bereits jedes Feld, in dem es einen Teilstrang $U-(K_i)-(K_j)-V'$ gibt, eine Generalisierungslücke für ein $*W$ – nämlich $(K_i)-\emptyset-(K_j)$ – aufweist und schon deshalb als ein potentielles Bedeutungsfeld angesprochen werden sollte. Als potentiell ist erst recht ein Feld zu bezeichnen, bei dem Spezifizierungslücken – nämlich in Komponenten auslaufende Teilstränge $V-(K_i)-\dots-(K_j)-\emptyset$ – mitbetrachtet werden. Natürlich ist es eine Frage der Zweckmäßigkeit, durch welche der beiden Bedingungen (Generalisierungs- oder Spezifizierungslücke) man den Unterschied der Begriffe Aktualfeld und Potentialfeld definiert. Da sie grundlegende formale Eigenschaften festhalten, sind sie jedenfalls für die Feld- und Teilfeldcharakteristik unentbehrlich. Insbesondere der Vergleich verschiedener Sprachen in ihren Bedeutungsfeldern kann ohne wechselseitige Charakterisierung durch ‚Aktualfeld‘ und ‚Potentialfeld‘, durch die ihnen vorausgehenden beiden Lückenbegriffe und die wiederum ihnen zugrunde liegenden Lexem-Komponenten-Beziehungen nicht explizit geleistet werden. Gerade beim Sprachvergleich gestattet die hier entwickelte Struktur des Bedeutungsfeldes samt ihrem Begriffsapparat, das dabei ganz untaugliche Modell des Mosaiks und das zu beschränkte Modell des verschieden geschnittenen Kontinuums abzulösen.

Einige Fälle von Homonymie

Von Emil Öhmann

I. Nhd. *Enkel* ‚nepos‘ und nhd. *Enkel* ‚(Fuß)knöchel‘

Von diesem Homonymenpaar ist der Träger der Bedeutung ‚Fußknöchel‘, ahd. *ankal* und *enkil*, mhd. *enkel* eine diminutive Ableitung zu ahd. *anka*, während das Wort für ‚nepos‘, späthd. *eininchili*, mhd. *eninkel*, *enenkel* und, etwa seit dem 14. Jahrhundert, *enkel* eine Verkleinerung zu ahd. *ano* ist; der in mittelhochdeutscher Zeit eingetretene Gleichlaut ist nicht total, denn das Wort für ‚nepos‘ hat bis zum heutigen Tag in den Mundarten mehrere abweichende Formen bewahrt. – Beide Wörter sind für den naiven Sprachgebraucher etymologisch undurchsichtig und gehören somit nicht zum lebens- und widerstandskräftigsten Teil des Wortschatzes.

Wenn eine störende Homonymie nur dadurch entsteht, daß die Bedeutungen der Wörter zu Unklarheiten und Verwechslungen führen können, so wäre man kaum geneigt, bei dem Zusammenfall dieser Ausdrücke eine störende Homonymie zu erwarten. Weiter ist zu betonen, daß es nicht genügt, wie ich schon früher¹ hervorgehoben habe, „nur auf ein homonymenpaar hinzuweisen, von dem das eine wort oder beide wörter untergegangen sind, und schon dadurch den beweis der todbringenden wirkung der homonymie in diesem fälle für erbracht zu halten“. Dazu sind die Ursachen des Wortschwundes eben allzu mannigfaltig und zahlreich. Eine zuverlässige Antwort vermag oft nur eine Betrachtung der Schicksale der Homonyme in chronologisch und geographisch genügend weiten Räumen zu geben.

Von unserem Homonymenpaar hat R. Liebich² kurz und bündig behauptet, daß diese beiden Wörter sich in der mundartlichen Ver-

¹ Über Homonymie und Homonyme im Deutschen, 1934, S. 3.

² PBB 23, 1898, S. 229

breitung gegenseitig ausschließen, was er natürlich als Wirkung der Homonymie betrachtet.

So einfach ist diese Sache aber nicht. Mit den heute zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln ist es nicht schwer zu zeigen, daß diese Wörter jedenfalls nicht überall sich gegenseitig ausschließen. So stehen etwa im Tirolischen³ und im Steirischen⁴ beide Wörter nebeneinander. – Die angeführten Wörterbücher erwähnen nichts von eventuellen Einschränkungen, weder geographischen noch anderen, die Schlüsse auf eine störende Wirkung der Homonymie zuließen. Koexistenz dieser Wörter kommt also vor, entscheidend ist aber die Frage, ob diese Koexistenz eine friedliche ist.

In der Schriftsprache können wir deutlich den konsequenten Rückzug von *Enkel* ‚Knöchel‘ beobachten. Dieses dem ganzen deutschen Sprachgebiet ursprünglich bekannte Wort wird noch in frühneuhochdeutscher Zeit von vielen Schriftstellern verwendet und von Wörterbuchverfassern herangezogen. So finden wir es z. B. bei Hans Sachs und Burkhard Waldis sowie in den Wörterbüchern von Henisch, Krämer und Stieler⁵, nicht aber bei dem Alemannen Maaler und nicht einmal bei dem in der Schweiz geborenen Dasypodius, der u. a. in Straßburg gelebt hat und dessen Wörterbuch teilweise übermundartlich ist; Adelung hat das Wort als mundartlich gebrandmarkt („in verschiedenen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes angetroffen“), und in der heutigen Schriftsprache wird es, falls überhaupt berücksichtigt, als mundartlich bezeichnet.

Bei *Enkel* ‚nepos‘ handelt es sich umgekehrt um einen Vormarsch, der dieses süddeutsche Diminutiv in der Form *enkel* – das aus dem ursprünglichen Neutrum schon in mittelhochdeutscher Zeit ins Maskulinum hinübergewechselt ist, wodurch vollständige Homonymie mit *enkel* ‚Fußknöchel‘ eintrat – in schnellem Tempo über weite Teile des ganzen deutschen Sprachgebiets trug. Luther verwendet es nur ausnahmsweise, aber bald nach ihm ist es schon der normale Ausdruck für ‚nepos‘ in der deutschen Schriftsprache⁶.

³ Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten I, 1955, S. 147: *enkel* ‚nepos‘ und *enkel* ‚Knöchel am Fuß, an der Hand‘.

⁴ Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, 1903, S. 202: *enkel* 1. was hochd.; 2. Knöchel, Ober- und Mittelsteirisch.

⁵ Vgl. DWb. III, Sp. 485, s. v. *Enkel*, und K. von Bahder, Zur Wortwahl in der frühnhd. Schriftsprache, 1925, S. 100.

⁶ von Bahder, a. a. O., S. 83f.

Der oben geschilderte Entwicklungsgang spricht zwar dafür, daß die Homonymie diesen Rückgang von *Enkel* ‚Fußknöchel‘ verursacht habe, aber einen stringenten Beweis vermag er noch nicht zu liefern. Die etymologische Undurchsichtigkeit dieses Wortes im Gegensatz zu den synonymen Ausdrücken wie *Knöchel* nebst Varianten hat auch seine schwache Lebenskraft verursachen bzw. mitverursachen können.

Bei der Betrachtung der Formen von *Enkel* ‚nepos‘ in den süddeutschen Dialekten fällt es auf, daß es unter ihnen viele Varianten gibt, die sich von *Enkel* ‚Fußknöchel‘ lautlich abheben: so z. B. tirol. *enichel*, *enichlein*, die nebenbei bemerkt beide Neutra sind, während das Wort für ‚Fußknöchel‘ Maskulinum ist; kärnt. *önikel* neben *enkel* ‚Fußknöchel‘⁷; bair. *enenkel* und Var.⁸; schweiz. *enekli*⁹; schwäb. *enkel* ‚Fußknöchel‘ ist veraltet, dafür *knodenencklin*, *knote*, *knötlein*; dagegen ist *enkel* ‚nepos‘ gebräuchlich, obgleich das Diminutiv *encklin* häufiger verwendet wird¹⁰. Die lautlich abweichenden Formen sind aber von unserem Standpunkt aus meistens weniger interessant, weil sie kein bündiges Zeugnis für die Wirkung der Homonymie zu liefern vermögen: Sie sind eben lautlich besser konservierte Formen des ursprünglichen *enenkel*, *eninkel* nebst Varianten, die man nicht etwa auf die retardierende Wirkung der Homonymenfurcht ohne weiteres zurückführen darf. – Auch in mehreren Mundarten vorhandene Zusammensetzungen wie *enkelkind*, *kindeskind*, *enkelsohn*, *enkeltochter* sind nicht eindeutig, weil bei ihrer Entstehung der Wunsch, ein etymologisch unklares Wort zu verdeutlichen oder das Geschlecht zum Ausdruck zu bringen, hat wirken bzw. mitwirken können. Beachtenswert sind aber die schwäbischen Ersatzwörter für *Enkel* ‚Fußknöchel‘, die den Eindruck von Ausweichformen machen.

Im Rheinischen ist *enkel* ‚Knöchel‘, ‚Rist des Unterschenkels‘, ‚Teil des Strumpfes bzw. Schuhes, wo der *enkel* sitzt‘ durchaus lebendig¹¹; *enkel* ‚nepos‘ dagegen wird hier meistens umschrieben etwa mit *kindeskind*, und *enkelkind* oder verdeutlicht durch Zusammensetzungen wie *enkeltochter*, *enkelsohn*. Diese Häufung von verschiedenen Zusammensetzungen spricht dafür, daß sie Ausweichformen sind, deren Zweck es ist, die Homonymie zu beseitigen; das Diminutiv *enkelche*,

⁷ Lexer, Kärnt. Wb., Sp. 84 und 85.

⁸ Schmeller, Bayer: Wb. I. Sp. 111.

⁹ Schweiz. Id. I, Sp. 268.

¹⁰ Fischer, Schwäb. Wb. II, Sp. 722f.

¹¹ Rhein. Wb. II, Sp. 135.

das als Kosewort eindeutig ist, wird aber auch hier verwendet. Im Kölnischen scheint *enkel* ‚nepos‘ schon im 12./13. Jahrhundert in der Form *enkillin* nebst Var. Fuß gefaßt zu haben, und auch heute wird hier *enkel* ‚nepos‘ verwendet, zwar meist in der Form *enkelche*¹²; für *enkel* ‚Fußknöchel‘ wird jetzt gewöhnlich schon das hochsprachliche *Knöchel* gebraucht. Im Luxemburgischen sind sowohl *enkel* ‚Knöchel‘ als auch *enkel* ‚nepos‘ vorhanden, aber auch hier wird für ‚nepos‘ gewöhnlich *enkelchen* verwendet¹³.

Im Schlesischen begegnen uns beide Wörter¹⁴, deren Verbreitung und Varianten für unsere Fragestellung aufschlußreich sind. *Enkel* ‚Fußknöchel‘ gilt vorwiegend im Norden und besonders im Nordosten; das hängt natürlich damit zusammen, daß diese Bezeichnung für den Fußknöchel in den norddeutschen Mundarten üblich ist. *Enkel* ‚nepos‘ ist wieder im Süden des Gebiets zu Hause. Die Trennungslinie zwischen den beiden Gebieten ist nicht scharf, in einigen Gegenden kommen beide Wörter vor, und gerade hier können wir Formen beobachten, die auf störende Wirkung der Homonymie deuten. Im Nordosten und Norden (genauer gesagt A 81 und E 77 auf der Karte *Knöchel*) begegnen für ‚Fußknöchel‘ neben *Enkel* und *Knöchel* bzw. *Knixel* auch die Ausweichform *Henkel* und die verdeutlichende Zusammensetzung *Enkelknochen*, die durch vordringendes *Enkel* ‚nepos‘ hervorgerufen worden sind. Die auch außerhalb des Kampfgebiets im Schlesischen vorkommenden *Enkelsohn* und *Enkeltochter* lasse ich aus dem Spiel, da ihre Entstehung offenbar mit dem Bedürfnis im Zusammenhang steht, den Sexus deutlich zu bezeichnen.

In den norddeutschen Mundarten herrscht in der Hauptsache *Enkel* ‚Fußknöchel‘ allein, nur hier und dort wird aus der Hochsprache importiertes *Enkel* ‚nepos‘ verwendet; so erwähnt z. B. Mensing¹⁵, seltenes *Enkel* ‚nepos‘, bes. in Zusammensetzungen oder durch Umschreibungen ausgedrückt, und Wossidlo-Teuchert¹⁶, *enkel* in beiden Bedeutungen, daneben auch *enkelkind*. Dem tieferen Eindringen von hochsprachlichem *Enkel* ‚nepos‘ hat im Niederdeutschen wohl vor allem das hier geltende *Enkel* ‚Fußknöchel‘ Widerstand geleistet. Im Niederdeutschen werden heute gewöhnlich für ‚nepos‘ *grötsön*,

¹² Adam Wrede, Neuer kölnischer Sprachschatz I, S. 186.

¹³ Luxemb. Wb. I, 1950/54, S. 266.

¹⁴ Mitzka, Schles. Wb. I, S. 246, s. v. *Enkel* ‚nepos‘, und II, S. 697, s. v. *Knöchel* sowie die Karte *Knöchel*.

¹⁵ Schlesw.-Holst. Wb. I, Sp. 1049.

¹⁶ Mecklenb. Wb. II, Sp. 736.

grötkind u. a. verwendet.¹⁷ Die Bildungen mit *gröt* beschränken sich keineswegs nur auf das Niederdeutsche, im Gegenteil kommen Zusammensetzungen mit *groß* in hochdeutschen Mundarten oft vor (vgl. z. B. schwäb. *großkind*, *großbube* ‚Enkel‘, schweiz. *großbube* ‚Enkel‘, elsäss. *großkind* ‚Enkelchen‘, rhein. *großsohn*, *großtochter* ‚Enkel‘.¹⁸ Im Niederländischen wird für ‚nepos‘ *kleinzoon* verwendet, das trotz E. Tappolet¹⁹ auf das bereits im 13. Jahrhundert bezeugte französische *petit-fils* zurückgeht. Auch im Deutschen begegnet gelegentlich *Kleinsohn* ‚nepos‘²⁰; eine solche Bildung konnte aus leichtverständlichen Gründen spontan entstehen, aber wo mit französischem oder niederländischem Einfluß gerechnet werden darf, wird es sich um eine Lehnprägung handeln. Das niederländische Wort für ‚Fußknöchel‘ ist, wie im Niederdeutschen, *enkel*.

Wozu einige allgemeine Feststellungen noch nicht eine zuverlässige Grundlage bieten, dazu berechtigt eine Reihe von einander stützenden Beobachtungen. Das Gesamtbild, das sich aus der Analyse und Synthese der oben skizzierten Schicksale von *Enkel* ‚nepos‘ und *Enkel* ‚Fußknöchel‘ ergibt, zeigt deutlich genug, daß die Homonymie hier ihre störende Wirkung ausgeübt hat. Die beiden Wörter schlossen sich zwar nicht überall gegenseitig aus, aber eine gewisse, keineswegs genaue Verteilung des deutschen Sprachgebiets zwischen ihnen ist eine schon früh bemerkte Tatsache, und vor allem: In einigen Gegenden, wo sie nebeneinander leben, ist die Koexistenz keine friedliche, sondern hier herrscht eine ausgesprochene Neigung zu Zusammensetzungen, zum lautlichen Ausweichen und zur Meidung eines der betreffenden Wörter. Diese Unruhe wurde in das Leben des Wortpaares offenbar durch die Homonymie hineingetragen, und zwar trotz der disparaten Bedeutungen dieser Wörter, die die Gefahr einer Verwechslung minimal erscheinen lassen.

II. *äht-* ‚verfolgen‘, ‚Verfolgung‘, und *äht-* ‚beachten‘, ‚Beachtung‘ im Deutschen und im Niederländischen

Daß der lautliche Zusammenfall von Wörtern mit so beschaffenen Bedeutungen wie den eingangs erwähnten zu störender Homonymie

¹⁷ Franz Wrede, Plattd. Wb., S. 74, s. v. *enkel*; Teut, Hader, Wb. II, S. 95, s. v. *grötsön*; Mensing, a. a. O., II, Sp. 4911, s. v. *grötsön*, Sp. 489, s. v. *grötkind*.

¹⁸ Schwäb. Wb. III, Sp. 57; Schweiz. Id. IV, Sp. 931; Wb. d. elsäss. Maa. I, S. 449; Rhein. Wb. II, Sp. 1439; vgl. DWb. IV 1, Sp. 578, s. v. *großsohn*.

¹⁹ Die romanischen Verwandtschaftsnamen, 1895, S. 77.

²⁰ Vgl. DWb. V, Sp. 1130, Trühners DWb. II, S. 191, s. v. *Enkel*.

führen wird, ist schon a priori wahrscheinlich, und daß dies tatsächlich der Fall ist, habe ich²¹ für einige deutsche Mitglieder dieser Sippen nachzuweisen versucht. Unter Einbeziehung des Niederländischen möchte ich nochmals auf diese Frage in einem weiteren Rahmen zurückkommen.

Im Mittelniederländischen waren nach Verwijs-Verdam²² nebeneinander im Gebrauch *verachten* ‚geringschätzen‘ und *verachten* ‚in den rijksban doen‘; unsicher scheint die Existenz von *verachten* ‚beramen, overleggen‘²³. Von diesen ist *verachten* ‚geringschätzen‘ eine Zusammensetzung von *ver* und *achten* († ahd. asächs. *abtōn* ‚denken, schätzen‘), desgleichen das verdächtige *verachten* ‚beramen‘ (das sich vielleicht aus *voreachten* erklärt), wobei die verschiedenen Bedeutungen durch das Präfix veranlaßt wären. Hier habe ich keine Ursache, auf diese Frage einzugehen, die ich außerdem schon früher²⁴ von prinzipiellen Standpunkt aus und im Anschluß an andere Verba behandelt habe. – Auf einer etymologisch vollständig anderen Grundlage ist *verachten* ‚in den Bann tun‘ entstanden, das auf ahd. *abtōn*, asächs. *abtian* zurückgeht. Die Homonymie zwischen den beiden Verben ist durch die Lautentwicklung, d. h. durch die Kürzung des langen *ā* vor *ht* entstanden.

Wie lange die Koexistenz der beiden Verba im Niederländischen gedauert hat, läßt sich kaum genauer bestimmen. Während *verachten* ‚in den Bann tun‘ auf ein längeres Leben zurückblicken kann, gelangte *verachten* ‚geringschätzen‘ um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Deutschen ins Niederländische.²⁵ Wegen der schlecht zusammenreimenden Bedeutungen dieser Verba ist es schon a priori wahrscheinlich, daß eine störende Homonymie entsteht, die eine Reaktion auslöst, wie sie sich bei verschiedenen *ver*-Verben mit entgegengesetzten Bedeutungen sowohl im Niederländischen als auch im Deutschen beobachten läßt. Diese Reaktion blieb denn auch nicht aus – heutzutage kennt das Niederländische nur noch ein Verb *verachten*, das die Bedeutung ‚niet achten‘ hat.²⁶ Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß im Deutschen der durch die Lautentwicklung eingetretene Zusammenfall von mhd.

²¹ A. a. O. (s. Anm. 1), S. 67f.

²² Middelnederl. Woordenboek VIII, Sp. 1421f.

²³ Ibid. Sp. 1422.

²⁴ Festgabe für Ulrich Pretzel, 1963, 327f.

²⁵ Woordenboek der Nederlandsche Taal XIX, 1959, Sp. 37f.

²⁶ van Dale-Kruyskamp, Groot Woordenb. d. Nederl. Taal, 1961, S. 2188.

abt(e) ‚Beachtung‘ und *âbt(e)* ‚Verfolgung‘ zu perniziöser Homonymie geführt hat, indem *abt(e)* ‚Beachtung‘ gestorben ist, während die Ableitung *Achtung* sich halten konnte, weil sie sich durch die Endung von *Acht* ‚Verfolgung‘ deutlich abhob. – Von den Verben mhd. *abten* ‚beachten‘ und *âbten*, *æbten* ist dagegen *abten* (nhd. *achten*) am Leben geblieben, während *âbten*, das im Frühneuhochdeutschen als *achten* noch bezeugt ist, allmählich zugrunde gegangen ist; länger hat sich aus leichtverständlichen Gründen *æbten* erhalten, das im Neuhochdeutschen sich in der Form *ächten* behaupten konnte, obgleich dafür lieber *in die Acht tun* (*in Acht und Bann tun*) verwendet wird. So ist es auch kein Zufall, daß das Deutsche wohl *verbannen*, nicht aber *verachten* in dieser Bedeutung kennt.

Im Mittelniederländischen lebten noch sowohl *achte* ‚Strafe‘, ‚Bann‘, als auch *achte* ‚Achtung‘. Heute kennt das Niederländische nur noch *acht* ‚Achtung‘ und daneben auch die Neubildung *achting* in derselben Bedeutung. Dagegen ist hier *acht(e)* ‚Bann‘ der Homonymie zum Opfer gefallen, und *ban* vertritt diese Bedeutung.

Sprachsoziologisch-semantische Betrachtungen im Bereich der Berufsbezeichnungen

Von Els Oksaar

Zu den charakteristischen Zügen in der Entwicklung der Nachkriegs-linguistik gehört zweifelsohne ihre interdisziplinäre Blickrichtung. Die Informationstheorie, um nur ein Beispiel zu geben, hat nicht nur der mathematisch-logischen Seite der Linguistik neue Impulse gegeben, sondern auch der psychologischen, die sich u. a. für die Sender-Empfänger-Relationen in der Kommunikationssituation interessiert.¹ Diese Richtung ihrerseits arbeitet wiederum erfolgreich mit mathematischen Modellen.² Indessen scheint die Zusammenarbeit zwischen Linguisten und Soziologen noch nicht produktiv genug zu

¹ Eine gute Orientierung in: Trends in European and American Linguistics 1930–1960, ed. by Christine Mohrmann, A. Sommerfelt, J. Whatmough, Utrecht/Antwerpen 1961, besonders S. 21 ff., 165 ff.; J. B. Carroll, The Study of Language, Cambridge 1953, S. 69 ff., 112 ff.; H. A. Gleason, Jr., Linguistics and English Grammar, New York/London 1965, S. 48 ff. (The Last Two Decades in Linguistics.) Anschaulich beleuchten die erweiterte Blickrichtung auch die Themenkreise des letzten internationalen Linguistenkongresses, siehe Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, ed. by H. G. Lunt, The Hague 1964. Vgl. auch Y. Bar Hillel, Language and Information, Selected Essays on their Theory and Application, Reading/London/Jerusalem 1964; sowie B. W. Meyer-Eppler, Grundlagen und Anwendung der Informationstheorie, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1959.

² Siehe Ch. E. Osgood, G. J. Suci, P. H. Tannenbaum, The Measurement of Meaning, 3. Aufl., Urbana 1961; S. Henrysson, Applicability of Factor Analysis in the Behavioral Sciences, Stockholm 1957. Eine Analyse der Osgoodschen Theorie bei U. Weinreich, Travels through Semantic Space, Word 14, 1958, S. 346 ff. Vgl. auch die Untersuchungen von P. R. Hofstätter (Bibl. in seiner Einführung in die Sozialpsychologie, 3. Aufl., Stuttgart 1963, S. 490), die auch für den Linguisten wichtig sind. Wie Literaturforschung mit Hilfe der angewandten Mathematik betrieben werden kann, beleuchtet der Sammelband Mathematik und Dichtung, hrsg. von H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser (= Sammlung Dialog 3), München 1965. – Für neuere psycholinguistische Forschungen s. Psycholinguistics. A Survey of Theory and Research Problems, ed. by C. E. Osgood, T. A. Sebeok, Bloomington 1965.

sein, obwohl sie dringend notwendig ist, da linguistische und psychologische Methoden allein für die Erforschung der Sprache als sozialem Faktor nicht ausreichen. Der erfolgreichen Zusammenarbeit steht nicht selten die zu geringe Einsicht in die gegenseitige Methodik im Wege. Die sozialen Strukturen und Prozesse sind gewöhnlich komplexer, als die Linguisten es eingesehen haben, und die Soziologen unterschätzen oft die verwickelte Natur der Zeichensysteme.³

Die Kenntnis der sozialen Realität einer Gruppe ist jedoch für das Verständnis ihrer Sprache von ausschlaggebender Bedeutung, da Sprache ja Ausdrucks- und Kommunikationsmittel dieser Gruppe ist und deren Bedürfnissen angepaßt wird. Zwar gilt Sprache bei verschiedenen soziologischen Richtungen als „sozialer Index für Beruf, Religion und soziale Klasse“ oder als „Symbol für Familie, Klasse, Status und Heimat“⁴; der engere Zusammenhang mit der Realität und die Wechselwirkung zwischen der sozialen und sprachlichen Struktur sind jedoch noch allzuwenig untersucht worden.

Ein ergiebiges Beobachtungsfeld bieten die Berufsbezeichnungen, deren heutige semantische Struktur und Verwendungsbereiche uns auch die Frage stellen lassen, inwieweit und wie sich in diesem Sektor Veränderungen im sozialen Gefüge auswirken – eine Fragestellung, an der der Linguist, der ja das sprachliche Primärmaterial beherrscht, nicht vorbeigehen kann.

Wir betrachten: 1. Die dynamische Synchronie des gegenwärtigen Deutsch im Bereich der Berufsbezeichnungen. 2. Ihr Verhältnis zur Sozialstruktur.⁵

Die Dynamik der Sprache äußert sich besonders nach dem zweiten Weltkrieg in zahlreichen Neubildungen, nicht nur für neue Berufe, sondern auch für Fälle, wo schon seit mehreren Jahrhunderten feste Bezeichnungen vorherrschen: *Tapexierer*, *Blumenbinder*, *Dienstmädchen*. Es sind vor allem die Dienstleistungsgebiete, bei denen man feststellen kann, daß die neuen Wörter eine Umwertung, sehr häufig eine

³ Vgl. H. A. Gleason, Jr., a. a. O., S. 62. Von fruchtbaren Ansätzen der Zusammenarbeit sind die von C. Levi-Strauß hervorzuheben: *L'analyse structurale en linguistique et en sociologie*, Word 1, 1945, S. 33ff. und ders., *Language and the analysis of social laws*, *American Anthropologist* 53, 1951, S. 155ff. Vgl. auch H. Steger, *Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung*, *ZfMF* 31, 1964, S. 125ff.

⁴ Siehe J. B. Carroll, a. a. O., S. 119 und die da erörterten Untersuchungen und T. T. Segerstedt, *The Nature of Social Reality*, Stockholm 1966, S. 16ff., 125ff., 219ff.

⁵ Mein Material stammt aus der Bundesrepublik.

Abwertung, der früheren Berufsbezeichnung hervorgerufen haben. *Innenarchitekt* und *Raumausstatter* treten neben den *Tapezierer*, *Raumpflegerin* konkurriert mit der *Putzfrau*. Die *Fürsorgerin* ist nicht nur *Sozialarbeiterin*, sondern auch *Wohlfahrtspflegerin* geworden. Die Skala: *Magd*–*Dienstmädchen*–*Hausgehilfin*–*Hausangestellte*–*Hausassistentin* bietet ein anschauliches Beispiel für derartige Prozesse.

Die in der Sprachgeschichte wiederkehrende Erscheinung der Auf- und Abwertungen kann für neue Untersuchungsrichtungen fruchtbar gemacht werden. Sie bietet nämlich eine gute Möglichkeit, die bisher wenig beachtete soziale Dimension der linguistischen Variation festzustellen.⁶ Denn es ist weder sozialpsychologisch noch semantisch gleichgültig, *wie* jemand in seiner Erwerbstätigkeit bezeichnet wird und sich selbst bezeichnet: ob als *Laufbursche*, *Bürobote* oder *Bürokraft*; als *Pedell*, *Hausmeister* oder *Verwaltungsassistent*. Es ist auch nicht dasselbe, wenn jemand als *Formgeber*, *Entwerfer*, *Konstrukteur* oder *Designer* gilt oder als *Industrieller*, *Manager*, *Unternehmer* oder *Fabrikant* auftritt.⁷ Die Konnotationen können voneinander derartig abweichen, daß man von verschiedenen Schweisen sprechen kann. Aber auch bei ein und derselben Bezeichnung sind sie nicht konstant. Das Wort *Beamter* erweckt z. B. andere Assoziationen bei anderen Berufsgruppen als bei den Beamten.⁸ Die Bezeichnungen *Politiker*, *Künstler*, *Journalist* sind bei jüngeren Erwachsenen heute mit positiveren Konnotationen verbunden als bei den älteren. Mit Hilfe der Polartitätsprofile Osgoods und der Faktorenanalyse können nicht nur derartige Tendenzen, sondern auch die Unterschiede der konkur-

⁶ Vgl. J. Ornstein in Proceedings of the Ninth Intern. Congr., a.a.O., S. 608f.; W. Bright und A. K. Ramanujan, Sociolinguistic Variation and Language Change, ebd., S. 1107ff.; und J. Ellis, Linguistic Sociology and Institutional Linguistics, Linguistics 19, 1965, S. 5ff. und 10ff. Schon Carroll, a.a.O., S. 118 stellt fest: „surprisingly little attention has been paid to linguistic variation within the normal range of the social class structure.“

⁷ In der Diskussion über die Synonymie steht die heutige Linguistik überwiegend auf dem Standpunkt, daß es keine bedeutungsgleichen Wörter gibt, s. zuletzt L. Söll, Synonymie und Bedeutungsgleichheit, GRM 46, 1966, S. 90ff. und W. A. Koch, Zur Homonymie und Synonymie. Eine kritische Zusammenfassung, Acta Linguistica Ac. scient. Hungaricae 13, 1963, S. 65ff. Schon L. Bloomfield, Language New York 1933, S. 145, weist darauf hin: „Our fundamental assumption implies that each linguistic form has a constant and specific meaning. If the forms are phonemically different, we suppose that their meanings are also different... there are no actual synonyms“, vgl. auch Ch. Bally, Traité de stylistique française, 3. Aufl., Genf/Paris 1951, I, § 121: „deux faits de langage ne sont jamais complètement synonymes“.

⁸ P. R. Hofstätter und W. H. Tack, Das Bild des Beamten in der Öffentlichkeit. Eine sozialpsychologische Studie, Bad Godesberg 1963, S. 36ff.

rierenden Bildungen exakter festgestellt werden und die Autostereotype und Heterostereotype der verschiedenen Berufsgruppen verglichen werden.⁹

Da die verschiedenen Bezeichnungen aber nicht nur Etiketten für „ein und dieselbe Sache“ sind – denn bei unseren Wertungen spielt auch die Sprache eine Rolle¹⁰ (niemand in der höheren Finanz will z. B. heute *Manager* heißen!)¹¹ – ist ein Aufweisen und eine Analyse der Lagerung der verschiedenen Bildungen methodisch ein Weg, der sozialen Wirklichkeit durch die Sprache näherzukommen und die Rolle der Sprache als gruppenbildenden Faktor zu beobachten. Denn einerseits gibt es Bezeichnungen, die sich in ihrer Funktion jahrhundertlang erhalten haben: *Richter*, *Arzt*, *Bierbrauer*, *Direktor*, *Schmied*, auch *Koch* und *Köchin*, um nur einige zu nennen. Andererseits begegnen wir in gewissen Gebieten, wie schon erwähnt, konkurrierenden Synonymen und Inhalts- und Funktionsveränderungen der einzelnen Bezeichnungen. Außerdem gibt es in den Spitzen der oberen Geschäftswelt Fälle, wo die sprachlichen Mittel kaum ausreichen. „Ich bin kein Direktor, ich ernenne Direktoren.“ Hinter diesen Worten des Vorstandssprechers der Deutschen Bank liegt mehr als geistreiche Originalität.¹²

Das Wort, das in einer gegebenen Situation am besten seine Funktion erfüllt, wird in unserem Bereich vor allem von dem Gesichtspunkt aus gewählt, welchen der Sprecher in Betracht des Tatbestandes einnimmt, und nicht direkt vom Tatbestande selbst.¹³ Man kann besonders in der heutigen Sprache, wie wir sehen werden, zahlreiche vom

⁹ Siehe die Lit. in Anm. 2. Für die Faktorenanalyse s. auch H. H. Harman, *Modern Factor Analysis*, Chicago 1960.

¹⁰ Schon Cicero weist darauf hin (*De officiis* 1,37): „Bemerkenswert ist noch folgendes: wenn jemand, der eigentlich ein *perduellis* („Feind“) wäre, als *hostis* („Auswärtiger“) bezeichnet wird, dann ist das Unangenehme an der Sache durch Sanftmut im Worte gemildert worden“; vgl. auch H. Kronasser, *Handbuch der Semasiologie*, Heidelberg 1952, § 4. Diese Tatsache ist besonders wichtig in der Erforschung der Massenkommunikation, s. H. Lasswell, N. Leites et al., *Language of Politics. Studies in Quantitative Semantics*. New York 1949, B. Berelson, *Content in Communication Research*. Glencoe, Ill. 1952.

¹¹ Siehe „Der Spiegel“ Nr. 25, 1965, S. 47, „Manager“.

¹² Siehe Anm. 10.

¹³ Näheres bei L. Weisgerber, *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*, 2. Aufl., Düsseldorf 1957, S. 279, 282ff. Zahlreiche Beispiele bei W. Dieckmann, *Information oder Überredung. Zum Wortgebrauch der politischen Werbung in Deutschland seit der Französischen Revolution*. Marburg 1964. Über die Abhängigkeit der Sprache von der Situation im allgemeinen s. R. M. W. Dixon, *A Trend in Semantics*, *Linguistics* 1, 1963, S. 40f. und P. Ziff, *Semantic Analysis*, Ithaca 1960, S. 23.

früheren Gebrauch abweichende Phänomene in der Wortwahl und Wortprägung feststellen, die aus taktischen Gründen einer Gruppe der Sprachgemeinschaft entstanden sind; ein Umstand, der uns hier eine Perspektive der Kybernetik im eigentlichen Sinne des Wortes eröffnet. Die morphosemantische Struktur mehrerer neuerer Berufsbezeichnungen wie *Dorfbelferin*, *Kongreßbelferin*, *Krankenhausbelferin*, *Familienpflegerin*, *Haushaltshilfe* läßt einen psychologisch gezielten Appell von der Leistung her durchblicken. *Hilfe* und *Pflege* braucht jemand, der ohne dies nicht auskommt und dadurch auch im Abhängigkeitsverhältnis steht, was sprachlich eine ganz andere Relation zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hervorruft als z. B. die Ausdrücke mit *Dienen* als einem Glied.

Man vergleiche auch z. B. die verschiedenen Perspektiven, die sich ergeben, wenn man *Arbeitskräfte freisetzt* oder *Arbeiter entläßt*, oder wenn man *Lohnangleichung* statt *Lohnerböhung* fordert. Man ist geneigt, Morgenstern zuzustimmen, wenn er behauptet: „Es gibt keine Worte, die bloß Worte wären; sondern jedes Wort ist von vornherein – ein höchst individuelles Urteil.“¹⁴ Daß die Urteile hier wie auch auf anderen Gebieten der Gesellschaft schnell korrigiert werden können, davon zeugt der Wechsel von der Bezeichnung *unterentwickelte Länder* über *entwicklungsfähige Länder* zu *Entwicklungsländer* oder das Vermeiden der Prägung *Fremdarbeiter* zugunsten des *Gastarbeiters*, ebenso wie der Übergang vom *Irrenhaus* zur *Heil- und Pflegeanstalt* und zum *Landeskrankenhaus*.

Eine Frage, an der man in Betracht der Dynamik der Berufsbezeichnungen nicht vorbeigehen kann, ist die des Sprachkontaktes. Viele neue Berufs- und Tätigkeitsnamen werden zusammen mit den kulturellen Aspekten als Fremdwörter übernommen: *Layouter*, *Designer*, *Researcher*, *Manager*, *Public Relations Man*. Obwohl die Eigenbewältigung des Lehnguts durch Lehnprägungen wie *Meinungspfleger*, *Industriieberater*, *Media Mitarbeiter* zum Ausdruck kommt, werden auf vielen Gebieten die ursprüngliche Form und der ursprüngliche Inhalt bevorzugt. Die Fremdwörter füllen eine wichtige Funktion, weil sie die Konnotationen ihres Symbolmilieus ihres sozialen Kontextes beibehalten können. Die Verdeutschungen wie *Geschäftsmann* und *Geschäftemacher* für *Manager* zeigen deutlich, wie unexakt die Wiedergabe sein kann. Auch *Säuglingshüter* – eine andere Übertragung –

¹⁴ Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen. München 1918, S. 96.

deckt sich nicht mit *Babysitter*, da *Baby* ja auch *Kleinkind* umfaßt.¹⁵ Die Mehrgeltung und Prestigeerhöhung durch fremde Konnotationen, der Konnotationswert des Fremdartigen, wird besonders von der Werbung ausgenutzt. So ist *Dressman* die männliche Entsprechung zum *Mannequin*, eine von der deutschen Modeindustrie mit englischen Monemen erfundene Prägung, die im Englischen und Amerikanischen fehlt. Dasselbe gilt von *Showmaster* und *Twen*.¹⁶ Die fremden Konnotationen sind aber auch effektive Mittel zu mehr oder weniger schonenden Verhüllungen: Wörter vom Typus *Playgirl*, *Callgirl* und *Playboys* spielen als gesellschaftlich bedingte euphemistische Stilmittel eine nicht unwichtige Rolle in der heutigen Sprache.¹⁷

Der Zusammenhang von Sozialstruktur und Berufsbezeichnungen

Die Veränderungen im sozialen Gefüge unserer Gesellschaft, beschleunigt durch die beiden Weltkriege, werden von den Soziologen u. a. als von der Technik abhängig vorgestellt. Der technische Fortschritt löst in anderen Sektoren der Gesellschaft Spannungen und verschiedene Anpassungsprozesse aus.¹⁸

Ein diachronischer Rückblick zeigt, daß in der sogenannten industriellen Gesellschaft, im Gegensatz zu der früheren Standesgesellschaft, der Beruf und die mit ihm verbundene Einkommenslage zum dominierenden Gliederungsprinzip geworden sind. In der heutigen Zeit kann man aber auch feststellen, daß die früher so deutlichen klassenunterscheidenden Merkmale wie Herkunft, Kleidung, Gewohnheiten, Wohnung, Arbeitsfunktion, die typischerweise zusammen auftraten und zu charakteristischen Merkmalskombinationen des sozialen Prestiges führten, heute im Verschwinden sind.¹⁹ Daher

¹⁵ Zu den Interferenzen durch die Englische Sprache s. B. Carstensen, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, Heidelberg 1965; B. Carstensen und H. Galinsky, Amerikanismen der deutschen Gegenwartssprache, Heidelberg 1963.

¹⁶ B. Carstensen, Englische Einflüsse, a. a. O., S. 252.

¹⁷ Zu gesellschaftlich bedingten Stilwerten s. H. Seidler, Allgemeine Stilistik, Göttingen 1963, S. 263.

¹⁸ Zu dieser auf Ogburn zurückgehenden Lehre vom sozialen Wandel s. Soziologie, hrsg. von R. König, Frankfurt 1964, S. 269; vgl. auch N. J. Smelser, Social Change in the Industrial Revolution, 1959; H. Schelsky, Gesellschaftlicher Wandel, in: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Düsseldorf/Köln 1965; M. R. Lepsius, Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, Kölner Zf. f. Soziol. u. Sozialphilos. 14, 1962, S. 449 ff. und J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwid 1962, die den Linguisten auch mit soziologischen Methoden bekannt machen. Die Gründe des sozialen Wandels können sehr komplex sein; methodische Diskussion bei Segerstedt, a. a. O., S. 220 f.

¹⁹ Siehe Soziologie, a. a. O., S. 251 ff.

kommt gerade dem Beruf auf vielen Gebieten als Prestigefaktor eine wesentliche Bedeutung zu. Sowohl die einzelnen Bezeichnungen als auch Bezeichnungen größerer Berufskategorien sind dabei nicht unwichtig, auch aus einem anderen Grund. In arbeitspolitischen Diskussionen fällt auf, daß häufig Prägungen verwendet werden, durch die soziale Unterschiede neutralisiert und individuelle Reaktionen vermieden werden können.

Der *Arbeitsmarkt*, eine Bildung, die Angebot und Nachfrage durchblicken läßt, wird heute überwiegend durch die beiden Prägungen *Arbeitnehmer* und *Arbeitgeber*²⁰ geteilt, die sprachlich eine ganz andere Sehweise darlegen als das marxistische *Proletariat* – *Kapitalist* und auch *Arbeiter* – *Unternehmer*. Durch die beiden Komposita mit *Arbeit* als erstem Glied werden sich die beiden Parteien in höherem Maße als gleichwiegende Größen gegenübergestellt als durch die anderen Ausdrücke. Wichtig ist auch, daß *Arbeitnehmer* ja sowohl *Arbeiter* als auch *Angestellten* umfassen kann, die internen Schichtunterschiede also nicht zum Ausdruck bringt. Sie sind vor allem auch frei von den Konnotationen des Klassenkampfes. Noch deutlicher neutralisierend wirken die Wörter *Sozialpartner* und *Tarifpartner*, die das ideale sozialpolitische Verhältnis der beiden Parteien hervorheben. Die semantische Struktur der Wörter läßt durch die Komponente *Partner* keine Gegensätzlichkeit zu. Bei diesen Prägungen erhebt sich eine grundsätzliche Frage: Sind diese Ausdrücke Verhüllungen, also Tarnungswörter? Wird hier durch die Veränderung eines Begriffspaares die Entwicklung des Interessengegensatzes der Arbeiter und Unternehmer zum gemeinsamen Interesse der Sozialpartner durch die Sprache nur vorgetäuscht oder liegt schon wirklich ein neutraler Tatbestand zugrunde? Eine befriedigende Antwort läßt sich ohne weiteres kaum geben. Natürlich können derartige Bezeichnungen als bewußte Entpolitisierungen der Interessenverschiedenheiten und daher auch als „Verschleierungen“ betrachtet werden. Aber man muß in Betracht ziehen, daß es als bewußt neutraler Terminus verwendet

²⁰ Die beiden Ausdrücke kommen laut R. Zimmermann, *Arbeitgeber und Arbeitnehmer*, Eine griechisch-deutsche Wortgeschichte, Wiener Blätter 8, 1931, S. 10f., schon 1848 in dem Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbeordnung für Deutschland vor, während der allgemeine und offizielle Sprachgebrauch die Paare Kapitalist–Arbeiter; Arbeitsherr–Arbeiter; Arbeitsherr–Geselle und dergleichen kannte. Ihre Funktion war schon damals zu neutralisieren: „So wird denn der Schöpfer dieser Wörter dort zu suchen sein, wo der Wunsch bestand, die Kluft zwischen Kapitalisten und Arbeitern zu überbrücken, d. h. bei einer maßvollen Regierung oder bei einem Arbeitsfrieden wünschenden Unternehmer.“

wird, der auch Spannungsverhältnisse nicht in Frage stellt,²¹ und daß, da seit Mitte der fünfziger Jahre die Mitbestimmung „unabdingbare Forderung des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ wurde, *Mitbestimmung* heute, wie Gehlen darlegt, den Begriff „Partnerschaft“ wesentlich mit erfüllt.²² Da die Termini heute in politischen Gesprächen für den gesamten Arbeitsmarkt Geltung haben und unbeschränkt verwendet werden – in der Zeit der Vollbeschäftigung –, sind sie zweifelsohne in der Arbeitspolitik Bildungen, die sich auch auf die Realität stützen können, d. h., das in einer komplexen Situation hervorheben, was auch tatsächlich da ist, obwohl sie die ganze Situation nicht fassen können.²³

Es sind nicht nur sozialpolitische Gründe, die hier eine semantisch neue Struktur in der Gliederung der Erwerbstätigen geschaffen haben. Die veränderte Grenzziehung auf dem Arbeitsmarkt, z. B. die sprachliche Zusammenfügung von *Arbeitern* und *Angestellten*, hat heute zweifelsohne Berechtigung und Stütze in der Wirklichkeit. Denn in der modernen mechanisierten Industriegesellschaft, wo die Mechanisierung ein Büro ebenso erobert hat wie früher die Fabrik, gibt es vielerorts keine realen Gründe mehr für die Unterscheidung zwischen *Arbeitern* und *Angestellten*. Hand in Hand damit geht die äußere Angleichung und die Erhöhung des Lebensstandards der Arbeiter. So sind auch in den letzten Jahren in gewissen Gebieten in der Industrie zahlreiche Arbeiter zu Angestellten gemacht worden. Einer gesetzlichen Regelung der sogenannten Umwandlung der Arbeiter, die 1963 von der FDP geplant worden war, stehen aber verschiedene ökonomische und zur Sozialgesetzgebung gehörige Fragen im Wege. Denn das ganze Arbeitsrecht und die Sozialversicherungen, auch das Betriebsverfassungsgesetz basieren auf diesem Unterschied.²⁴ Es sind aber auch einige Sozialprestigefragen zu berücksichtigen.

Trotz der Tatsache, daß das Sozialprestige der Arbeiter ständig gestiegen ist und viele schon mehr als die Angestellten verdienen (so war es auch schon nach dem ersten Weltkrieg), hat der Ange-

²¹ D. Zöllner, Die soziale Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland, Bad Godesberg 1961, S. 53.

²² A. Gehlen, Studien zur Anthropologie und Soziologie, Neuwied/Berlin 1963, S. 257.

²³ Zur juristischen Konsequenz derartiger Prägungen s. O. Radke, „Sozialpartnerschaft“ und „Sozialäquanz“, Frkf. Hefte f. Kultur und Politik 21, 1966, S. 153 ff.

²⁴ „Weg zum Angestellten ist noch versperrt“, Neue Rhein. Zeitg., 1. 2. 1963.

stellte jedoch immer noch das höhere Prestige.²⁵ Und dies trotz der wachsenden Zahl der Angestellten. Heute verhalten sich die Angestellten zu Arbeitern wie 1 zu 2, vor achtzig Jahren wie 1 zu 23! Wenn die soziale Wertschätzung der Angestellten sich jahrzehntelang trotz markanter äußerer Angleichungen an die Arbeiter erhalten hat, muß der Grund auch wesentlich in der sprachlichen Gliederung zu suchen sein: in der semantischen Struktur des Wortes, das seinen Wert durch die Skala *Arbeiter–Angestellter* erhält. Solange diese Aufteilung besteht, hat der *Angestellte* immer einen größeren Geltungswert. Wir müssen mit einem gewissen Stereotyp rechnen, das viele Veränderungen im sozialen Leben überdauert. Hier zeigt sich die Macht der Tradition im Überleben von Klassenbewußtseinskonnotationen. Das hat zur Folge, daß man heute, um eine Differenzierung zu vermeiden, auch zu Umschreibungen wie *Belegschaft*, *Belegschaftsangehöriger*, *Belegschaftsmitglied* usw. greift. Das an dem Beispiel *Arbeiter–Angestellter* dargelegte, in der Gesellschaft befindliche Sozialprestige, das sich durch die Sprache und in der Sprache realisiert, läßt sich auch als ein Grund für die vielen Veränderungen im Bereich der Berufsbezeichnungen anführen. Denn der Mensch, der einen Beruf hat, übernimmt dadurch auch immer eine soziale Rolle.²⁶ Wie kommt es dazu, daß gerade nach dem zweiten Weltkrieg auf breiterer Basis als zuvor Veränderungen der Berufsbezeichnungen eintreten? – Mit dem erhöhten Lebensstandard wächst in einer Gemeinschaft die Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen, die bei geringerem Lebensstandard keiner absoluten Notwendigkeit entsprechen. Dienstleistungen werden um so teurer, je höher der allgemeine Lebensstandard ist.²⁷ Das *Dienen* selbst erscheint aber als eine (aus Prestigegründen) verpönte soziale Unterordnung:

²⁵ S. Ahnhäuser, *An der Schwelle des Zeitalters der Angestellten*, Berlin 1963; K. V. Müller, *Die Angestellten in der hochindustrialisierten Gesellschaft*, Köln/Opladen 1957, S. 28, 125ff.; vgl. auch „Der Titel ist wichtiger als der Gehaltsstreifen“ in: *Betrieb und Beruf*, *Die Welt*, 11. 12. 1965; Prinzipielles auch bei K. M. Bolte, *Sozialer Aufstieg und Abstieg. Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität*, Stuttgart 1958. – Zum sogenannten Prestigedenken im Allgemeinen vgl. V. Packard, *The Hidden Persuaders*, 1957. Deutsch: *Die geheimen Verführer*, Berlin 1962, S. 92ff.

²⁶ Für Berufsbezeichnungen als Indikatoren für soziale Klassifizierung s. Harriet Moore und G. Kleining, *Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten*, Kölner Zf. f. Soziologie u. Sozialphilos. 12, 1960, S. 86ff.

²⁷ *Berufsaussichten und Berufsausbildung in der Bundesrepublik. Eine Dokumentation des Stern*, von B. Lutz, L. Bauer, J. v. Kornatzki, Hamburg 1965, S. 33ff.

Es ist bezeichnend, daß Berufsbezeichnungen mit Gliedern aus der Wortsippe *Dienst* heute nur selten anzutreffen sind. Auf allen Gebieten hängt das soziale Prestige des Menschen nach wie vor von seinem Wirksamkeitskreis ab. Die Berufsbezeichnung trägt dieses Prestige, und man kann für die sechziger Jahre feststellen, daß immer mehr Berufsgruppen mit ihren althergebrachten Bezeichnungen unzufrieden sind.²⁸

Wenn die *Töpfer* sich *Keramiker* nennen, wenn ein *Schaufensterdekorateur* *Schauwerbegestalter* und ein *Tapezierer* eher *Raumausstatter* sein will; wenn die Wörter *Raumpflegerin*, *Hausgehilfin* und *Hausangestellte* immer häufiger anzutreffen sind, so geht es hier um einen Umwertungsprozeß, in dem die neuen, die Tätigkeit aufwertenden Bezeichnungen nicht nur zur Abwertung der herkömmlichen Bezeichnung beitragen, sondern auch durch ihre vorteilhafteren Konnotationen Verbindungen zu anderen sozial höherstehenden Berufsgruppen darstellen und die Auffassung und Reaktion der Sprachträger gegenüber der sozialen Wirklichkeit beeinflussen können. Die offizielle Benennung läßt den Begriff fast immer in einer vorteilhafteren Kategorie erscheinen. Der Clown bei Böll behauptet: *Ich bin ein Clown, offizielle Berufsbezeichnung: Komiker*.²⁹

Dies wird aber auch von den Berufsausübenden selbst schnell akzeptiert. Wenn Bert in Walsers *Halbzeit* (1962, S. 427) als *Chauffeur* angesprochen wird, verbessert er: *Herrenfahrer, wenn ich bitten darf. Dienstmädchen* z. B. ist aus dem Inseratenteil der Zeitungen so gut wie ganz verschwunden.

Einige weitere Beispiele. Viele *Bildbauer* und *Maler* mit Akademiestudium heißen jetzt *akademischer Bildbauer* und *akademischer Maler*. *Landarbeiter* wird mancherorts durch *landwirtschaftlicher Facharbeiter* ersetzt, in Inseraten kann man finden, daß *landwirtschaftliche Mitarbeiter* gesucht werden. Auf den Begriff *Mitarbeiter* kommen wir zurück (siehe S. 217). *Bauer* erhält ein Synonym in *Landwirt*. In zahlreichen Industrien werden *Arbeiter* als *Facharbeiter* eingestuft,³⁰ die gehobenen *Fachleute* in vielen Mittel- und Großbetrieben werden *Betriebsassistenten* genannt. *Schweinewärter* wird zum *Schweinezuchtgehilfen*, *Forstgehilfe* wird zum *Hilfsförster*. Der *Reisebürogehilfe* ist aber

²⁸ Näheres in einer von mir demnächst erscheinenden Arbeit über die Struktur der Berufsbezeichnungen im gegenwärtigen Deutsch.

²⁹ Ansichten eines Clowns, Köln/Berlin 1963, S. 12.

³⁰ S. die Stern-Dokumentation, a. a. O., S. 51.

zum *Bürokaufmann* geworden. *Fensterputzer* nennen sich *Glas- und Gebäudereiniger*; *Korbflechter* werden zu *Flechtwerkern*. 1960 wurden die *Schauensterdekorateure* offiziell zu *Schaunwerbegestaltern*, im selben Jahr nannten sich von rund zwanzigtausend *Tapeziererbetrieben* schon viertausend *Raumausstatter*. *Laufburschen* werden *Bürokräfte* genannt und *Arbeiterinnen* in manchen Fabriken *Laborantinnen*. *Lumpensammler* war schon 1962 mancherorts (z. B. in Mainz) *Rohproduktenhändler*. Das Wort *Arbeiter* wird in der Regel in Zusammensetzungen vermieden; *wissenschaftlicher Hilfsarbeiter* heißt jetzt *wissenschaftliche Hilfskraft*. Aber noch für Eichendorff war es eine große Ehre (wie er in seinem Tagebuch angibt), ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter zu sein. Bezeichnend ist jedoch, daß die *Fürsorgerin* offiziell zur *Sozialarbeiterin* geworden ist.

Wie aus vielen neuen Bildungen hervorgeht, läßt ihre inhaltliche Seite mehrere Deutungsmöglichkeiten zu und spiegelt ein größeres Wirkungsfeld als die älteren Bezeichnungen wider: vgl. *Tapezierer-Raumausstatter*, mit ganz verschiedener Motiviertheit. Aber auch wo das nicht direkt der Fall ist, kommt das neue Wort in eine andere Kategorie als früher: so z. B. *Zeitungszusteller(in)*, das den *Zeitungsjungen* und die *Zeitungsfrau* mancherorts ersetzt. Die Bundespost stellt jetzt Männer und Frauen als *Postfacharbeiter-Briefzusteller* ein.

Aus welcher Quelle kommen die aufwertenden Neuwörter? Wer verwendet sie und in welchen Situationen? Daß hier die Sprachgemeinschaft nicht einheitlich verfährt, ist von vornherein einleuchtend. Die genaue Verfolgung der Einzelfälle ist im Rahmen dieses Vortrages nicht möglich. Methodisch wichtig ist jedoch jedesmal, erstens nach den Motiven der Veränderung in ihrem soziologischen Kontext zu fragen und wer die Interessenten an der Veränderung sind, und zweitens den Verwendungsbereich des neuen Wortes festzustellen. Dabei müssen wir auch versuchen festzustellen, ob sich Unterschiede im Gebrauch bei den Rollenträgern selbst und anderen Sprachgebern wahrnehmen lassen.

Die Gewerkschaften haben in vielen Fällen das Neuwort introduziert, für die Verbreitung sorgen die offizielle Sprache und die Arbeitgeber, die mit Hilfe des Sozialprestiges in der Kategorie der Mangelberufe werben. Aber auch sozialpolitische Neutralisierungsbestrebungen können ein auslösender Faktor sein. Die Prägungen beherrschen dann schnell den ganzen Markt, wie z. B. aus dem Fall *Raum-*

pflegerin hervorgeht. Laut Küpper ist *Raumpflegerin* gegen 1955 als scherzhafte Bildung entstanden.³¹ Schon 1961 belegen wir es in maskuliner und femininer Form in der offiziellen Berufsstatistik, und es überwiegt bei weitem in den Inseraten (vor *Putzfrau*, *Putzhilfe* und dergleichen). Dieser Fall zeigt sowohl dem Linguisten als auch dem Soziologen, daß scherzhafte Bildungen für Berufsnamen überhaupt eine genauere Untersuchung wert wären, da sie über die Tätigkeit, wie sie von den Sprachträgern gesehen wird, nicht nur von der scherzhaften Seite Aufschluß geben können. Charaktonyme³² wie *Parkettmasseuse*, *Parkettkosmetikerin*, *Parkettakrobatin* und *Staubsaugerpilotin* für die Raumpflegerin heute zeugen davon, daß ein gewisses pejorativ wertendes Interesse, eine ironische Reaktion von seiten der Allgemeinheit mit diesem durch Prestige bedingten Bezeichnungswandel verbunden ist. Die sprachliche und soziale Wandlung des Phänomens hat Barbara Noack in ihrem Roman *Ein gewisser Herr Ypsilon* (1961, S. 109) folgendermaßen karikiert. Auf die Frage: *Hätten Sie das gern, wenn Ihre Reinmachefrau das gleiche Kleid umsonst trüge, für das Sie 300 DM bezahlt haben?*, antwortet die Befragte: *Unsere Reinmachefrau nennt sich Raumpflegerin und fährt im Kleinwagen vor. Für mich wäre es eine Ehre, wenn ich das gleiche tragen dürfte wie sie.* Ähnliche onomasiologische Fälle findet man auch bei Walser; aber ebenso semantische. Vom *Vertreter* wird als von demjenigen gesprochen, der durch Verkaufen Leute zum Konsum zwingt: ... *und daß man dadurch Einfluß hat auf die Leute und ihr Leben verändert, daß also wahrscheinlich die Vertreter in den letzten zehn, zwölf Jahren einen Einfluß hatten, der dem der Pfarrer und Ärzte und Rechtsanwälte und der Universitäten in nichts nachsteht, im Gegenteil.*³³

Die soziale Neutralisierung findet aber auf dem Stellenangebotsmarkt in der Form von verschiedenen Umschreibungswörtern und Neubildungen ihren Ausdruck; in einer Situation, wo der Arbeitgeber der Interessent ist. Man spricht nicht so oft von *Vertretern* und

³¹ Wörterbuch der deutschen Umgangssprache II, Hamburg 1963.

³² Zum Terminus s. F. O. Colby, *The American Pronouncing Dictionary of Troublesome Words*. New York 1950, S. 93.

³³ Halbzeit, S. 105 – Von der Nivellierung der Gesellschaft hat Böll wiederholt gehandelt, z. B. im Essay „Zur Verteidigung der Waschküchen“, in „Vom deutschen Snob“ und „Keine Träne um Schmeck“; vgl. auch A. Beckel, *Mensch, Gesellschaft, Kirche* bei Heinrich Böll, Osnabrück 1966. – Über Beruf in der Literatur im allgemeinen s. *Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung*. Ein literarisches Lexikon, bearb. von A. Schmitt, Stuttgart 1959, ebenso wie W. Helmich, *Wege zur Prosadichtung des 20. Jahrhunderts*, Braunschweig 1960.

Reisenden als von Verkaufsangestellten, Herren oder Mitarbeitern für den Außendienst, von Außendienstlern usw.

Wie verschiedene Motive bei einer Veränderung zusammenwirken können, beleuchtet folgender Fall. Eine Neuordnung im sozialpädagogischen Bereich, nämlich daß männliche Kindergärtnerinnen in Hamburg angestellt wurden, hatte die Umstrukturierung der ganzen Benennungsfrage zur Folge. Die Bezeichnung *Kindergärtner*, die von der Sprachstruktur aus am besten geeignet gewesen wäre, wurde als unbefriedigend angesehen mit der Begründung, das wäre eine Verniedlichung dieses Berufes; mit der landläufigen Vorstellung von der Kinder-tante hätte der Beruf aber nichts mehr gemeinsam. Aus pädagogischen Einsichten wurde daher die *Kindergärtnerin* zur *Erzieherin* und der männliche Kollege zum *Erzieher*. Wichtig ist jedoch auch folgendes: Dem Berufszweig wurde eine neue Ausbildungs- und Prüfungsordnung zugrunde gelegt. Sprachliche Veränderungen und Veränderungen in der sozialen Wirklichkeit stehen hier im Kausalzusammenhang.

Während sich einerseits exakte Bezeichnungen und Bestrebungen nach semantischer Motiviertheit bei Neuwörtern der Berufsbezeichnungen feststellen lassen – Typus: *Bekleidungsfabrikationstechniker*, *Weltraumschwester*, *Kunststoffverarbeitungstechniker* –, fällt andererseits die absichtsvolle Verwendung von Umschreibungswörtern ins Auge, ein gewisser sozialer Euphemismus, mit dem man auf allen Gebieten des Berufslebens rechnen muß.

Das Wort *Mitarbeiter* ist einer der in dieser Funktion gerade in der heutigen Sprache sehr verbreiteten Ausdrücke. Ein derartiges Schonungswort kann man u. a. an seiner semantischen Gerichtetheit erkennen: *Mitarbeiter* ist richtungsbedingt von oben nach unten, d. h., ein Chef sagt es von seinem Untergebenen. Resultat: eine Art Aufwertung. In anderer Richtung ist die Verwendung nicht möglich. Ein Professor nennt seinen Assistenten seinen Mitarbeiter, es gibt aber kaum Gelegenheiten, wo der Assistent im heutigen sozialen Normsystem das von dem Professor sagen kann! Andererseits hat das Wort aber heute schon einfach den Inhalt „Arbeitskraft“ (+ Wertkonnotation) erhalten. Häufig findet man in Inseraten, daß *Mitarbeiter* gesucht werden, erst später erfolgt die Beschreibung der Arbeit. Das hat so weit geführt, daß diese Umwertung des Wortes schon werbeteknisch ausgenutzt wird, in Inseraten wie: ... *Mitarbeiter sind bei uns keine „Arbeitskräfte“, sondern Mit-Arbeiter*. Die Synonymie mit *Arbeitskraft* kommt deutlich auch in anderem Zusammenhang zum

Ausdruck: „Arbeitskräfte sind in der Bundesrepublik knapp. Auch qualifizierte, leitende Mitarbeiter für Wirtschaftsunternehmen müssen mühsam gesucht werden“ („Die Zeit“, Nr. 52, 1962, S. 30). Arbeitspolitische Umschreibungswörter sind auch *Hilfe*, *Kraft* und *Assistent*. Besonders *Assistent* ist heute zu einem sehr verbreiteten Wort mit allgemeinem Inhalt geworden, das ohne näheren Situationskontext nicht viel Merkhilfe gibt. Man kann nicht ohne weiteres wissen, daß als *Assistenten des Geschäftsführers für Erfrischungsräume* in einer Stellenangebotsanzeige *Köche* gesucht wurden.

Ausblick

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Die neuen Bezeichnungen als Ausdruck des sozialen Prestiges, des politischen Euphemismus und der Neutralisierung zeigen uns anschaulich, wie die Dynamik der Sprache wirksam sein kann. Sie geben uns gleichzeitig ein Bild davon, in welcher Weise Sprache als sozialer Faktor wirksam sein kann. Obwohl die Prestigestufenleiter noch ausdrücklich besteht – heute, wie die Allensbacher Untersuchungen zeigen, mit dem Professor und dem Arzt an der Spitze, mit dem Beamten und dem Angestellten in der Mitte und mit dem Hilfsarbeiter als dem letzten Mann – und man in verschiedenen Berufen mit sprachlichen Mitteln versucht, sich auf dieser Leiter zu erheben –, wird andererseits, wie wir gesehen haben, vielfach der Versuch unternommen, die Rangunterschiede nicht zu deutlich werden zu lassen – ebenso mit sprachlichen Mitteln. Dabei müssen aber auch immer außersprachliche Phänomene berücksichtigt werden. Einer Veränderung der sprachlichen Norm bei strukturellen und funktionellen Veränderungen der Arbeit stehen oft nicht nur die innersprachlichen, z. B. traditionsbewahrenden Kräfte der Sprache im Wege. Es können außersprachliche Faktoren wie gesetzliche und tarifliche Regelungen sein.

Hier eröffnet sich ein fruchtbares gemeinsames Forschungsgebiet nicht nur für die einzelnen sprachlichen Disziplinen wie Semantik und Stilistik, sondern auch ein größeres interdisziplinäres Arbeitsfeld. Vor allem sollte man daran interessiert sein, auf welche Weise die Sprache die Auffassung der Sprachträger von der Wirklichkeit realisiert und in welchem Grad und in welchen Situationen diese durch besonders gezielte Techniken beeinflusst werden kann. Erst dann können wir die verschiedenen Funktionen der Sprache im Gemeinschaftsleben näher erfassen.

Stil als linguistisches Problem

Von Werner Winter

Es ist nicht ungewöhnlich, daß Linguisten heute das Gebiet, über das sie kompetent Aussagen machen können und deswegen Aussagen machen sollten, mit dem Bereich des Satzes und seiner Teile identifizieren. Diese Haltung findet sich ebenso bei Vertretern der Bloomfield-Tradition wie bei den Vertretern der generativen Grammatik, angefangen bei Noam Chomsky. Man kann sagen, daß die einen ihre Beschreibung bis zum Satz hinauf führen wollen, während die anderen, vom Allgemeineren zum Spezifischeren fortschreitend, den Satz als Ausgangspunkt für ihre Ableitungen nehmen. Der Grund für dieses Verhalten ist bei Chomsky und seinen Anhängern vielleicht auch in ihrem Verpflichtetsein gegenüber der Logik zu sehen; bei Bloomfieldianern spielt eher allein der Umstand eine Rolle, daß Sätze verhältnismäßig unabhängige Gebilde sind, bei denen sich die Art der Teile und die Art der Beziehungen dieser Teile zueinander und zum Ganzen durch eine nicht zu große Anzahl verhältnismäßig einfacher Feststellungen zumindest in großen Zügen beschreiben läßt. Texte, die mehr als jeweils einen einzelnen Satz umfassen, stellen der Beschreibung wesentlich schwierigere Aufgaben. Vor allem lassen sich zwei Prinzipien, die sowohl in der Bloomfieldschen wie auch in der Chomskyschen Analyse von entscheidender Wichtigkeit sind, nicht auf größere Texte anwenden: Weder das Prinzip der hierarchischen Unterordnung der Teile unter das Ganze noch das Prinzip der Bifurkation, der sich immer weiter fortsetzenden binären Aufteilung des Ganzen, das im Satz trotz aller Schwierigkeiten durch Syntax und Morphologie hindurch und von den Anhängern Jakobsons bis in das Lautliche hinein durchgeführt wird, läßt sich wirklich auf eine Analyse längerer Texte übertragen. Einen Text von neunundzwanzig

Sätzen oder auch nur von drei Sätzen binär in Sätze aufteilen zu wollen geht nicht, wenn man nicht zu gekünstelten Lösungen seine Zuflucht nehmen will wie etwa einer Unterteilung des Textes in den ersten Satz und die nichtersten Sätze usw. Ebenso wenig sind die Sätze eines Textes in der gleichen Weise dem Ganzen des Textes untergeordnet wie die Satzteile dem Satz; eher scheinen sich Sätze zum Text ähnlich zu verhalten wie Wörter zum Satz – in beiden Fällen sind die kleineren Einheiten Bestandteile der äußeren Form der größeren Gebilde, aber ein hierarchisches Verhältnis zwischen dem Ganzen und diesen Teilen besteht, wenn überhaupt, in einer nicht unmittelbar erfaßbaren und auswertbaren Form.

Trotz dieser Schwierigkeiten – und dies sind wirkliche, nicht nur eingebaute Schwierigkeiten – glaube ich, daß die Selbstbescheidung der Linguisten, die sich wie eben geschildert verhalten, falsch ist. Wenn Linguistik Wissenschaft von der Sprache und nicht nur von ausgewählten sprachlichen Teilkomplexen sein will, dann muß sie sich mit größeren Gebilden sprachlicher Äußerung ebenso auseinandersetzen wie mit kleineren, auch wenn uns der Systemcharakter dieser größeren Einheiten zunächst nicht in den Griff kommen will, sondern Texte uns vorerst nur wie Konglomerate von Sätzen erscheinen mögen. Das Nebeneinander von Systemen gleicher Rangordnung gibt es schließlich auch auf anderen Ebenen der Sprache, ja, in vieler Hinsicht ist der Konglomeratcharakter typisch für natürliche Sprachen, die die vielfältigen Wirkungen historischer Entwicklungen zeigen.

Abgesehen von der Schwierigkeit der Behandlung von Texten größeren Umfangs als ein Satz, wirkt sich noch ein anderes Motiv bei der Beschränkung auf den Satz aus: Es wird manchmal angenommen, schon im Zusammenhang des Satzes ließen sich die obligatorischen Regeln erfassen – die Grammatik einer Sprache sei also von der Einzelanalyse einer Vielzahl von Sätzen her erschöpfend darstellbar. Nun gibt es aber durchaus obligatorische Regeln, die nur über Satzgrenzen hinweg wirksam werden und nur bei Bezugnahme auf mehrere Sätze eindeutig formulierbar sind. Ein einfaches Beispiel betrifft das Verhältnis von unbestimmtem und bestimmtem Artikel etwa im Deutschen. Nehmen wir an, ich habe gesagt: *Gestern habe ich einen alten Freund getroffen, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.* Wenn ich nun im nächsten Satz das Nomen *Freund* mit dem gleichen Bezug noch einmal verwenden will, ohne dabei ein Adjektiv wie

dieser zu benutzen, dann steht von den Artikeln nur der bestimmte zur Wahl – d. h., eine Auswahlmöglichkeit besteht damit überhaupt nicht, und die Anwendung der Ersetzungsregel ist obligatorisch. Ähnlich geht es etwa bei der Bestimmung des Genus von Pronomina: Sehr oft steht auch hier das konditionierende Element nicht im Satz selbst, und doch gibt es wiederum keine Freiheit der Wahl.

Angesichts solcher Erscheinungen also, bei denen es um Regeln geht, die ebenso obligatorisch anzuwenden sind wie irgendeine andere, die innerhalb eines Satzzusammenhangs gilt, erscheint es angebracht, auch ganze Texte als Arbeitsgebiet der Linguistik im eigentlichen Sinne anzusehen. (Andere Argumente allgemeinerer Art, die zum gleichen Ergebnis führen, lasse ich hier außer acht.) Das bedeutet dann aber, daß man zunächst einmal versuchen muß, auch in größerem Rahmen Fragestellungen an das Material heranzutragen, die sich bei der linguistischen Analyse in engeren Bereichen bewährt haben.

Wenn ein Linguist eine Sprache beschreibt, dann versucht er nicht nur die sprachlichen Einheiten als Einheiten und in ihren strukturellen Bezügen zu erfassen und darzustellen, sondern auch die Besonderheiten ihrer Verteilung in seine Untersuchung einzubeziehen. Zu einer vollständigen Deskription gehört also neben dem Was auch das Wie. In der Phonematik etwa ist es selbstverständlich, daß die Bedingungen für das Auftreten bestimmter Allophone herausgearbeitet werden; es ist aber auch wichtig, daß wir phonotaktische Informationen erhalten, die uns erkennen lassen, welche Phonemkombinationen in der Sprache vorkommen. Das ist kein Vollständigkeitsfimmel, der sich hier auswirkt: zu wissen, wie etwa Konsonantengruppen in einer Sprache vertreten sind, kann für uns der Schlüssel zum Verständnis der lautlichen Behandlung von Lehnwörtern in dieser Sprache sein.

Dabei interessiert sich der Linguist natürlich zunächst für die regelmäßig auftretenden Kopplungen von Formen. Jede Beschreibung des Deutschen muß irgendwo einen Hinweis darauf enthalten, daß sich mit der Präposition *von* ein Dativ verbindet; dabei ist es selbstverständlich denkbar, daß dieser Sachverhalt in zwei Deskriptionsversuchen grundverschieden formuliert wiedergegeben wird. Wenn wir hier von regelmäßigem Auftreten reden, so bedeutet das, daß die Wahrscheinlichkeit, daß auf *von* ein Dativ folgen wird, für die Standardform der deutschen Gemeinsprache praktisch bei 100 Prozent liegt.

Neben solchen gleichsam automatisch wiederkehrenden Beziehungen beobachten wir nun andere Ergebnisse von Selektionsprozessen, die nicht so einfach beschrieben werden können. Jemand, der ein Deutsch der Art spricht, in dem die Verwendung des Dativs bei *von* obligatorisch ist, kann durchaus in einem Satz sagen *Sie glaubte, daß sie im Recht sei*, in einem andern dagegen *Sie glaubte, daß sie im Recht wäre*. Hier ist es nicht möglich, mit der gleichen Sicherheit wie bei der Formulierung einer Regel ‚*von* verbindet sich mit dem Dativ‘ zu sagen, wann der eine und wann der andere Konjunktiv gewählt wird. Eine in der amerikanischen Linguistik wenigstens zeitweilig sehr beliebte Lösung, nämlich die, in solchen Fällen von freier Altesnation (free variation) zu sprechen, ist keine wirkliche Lösung, sondern nur ein Einsetzen eines Y für ein X. Wenn ich ‚free variation‘ sage, so bringe ich damit nur zum Ausdruck, daß ich die konditionierenden Elemente nicht kenne, mögen sie nun lautlicher, syntaktischer, psychologischer Natur sein, und die vorschnelle Wahl eines bloßen Etiketts verführt zu leicht dazu, ein Problem als gelöst anzusehen, und hindert uns damit am Weiterfragen und Weitersuchen.

Ebensowenig ist es eine für den Linguisten annehmbare Lösung, wenn man das Auftreten der beiden konkurrierenden Formen auf Stilunterschiede zurückführt, bevor man die angenommenen Stilarten anders als rein intuitiv identifizieren kann. Und doch hat es den Anschein, als ob ein Stilunterschied für die Wahl zwischen *wäre* und *sei* der entscheidende Faktor sein könnte.

Was soll ein Linguist da tun?

Die Antwort ist: Er muß Wege finden, verschiedene Stilarten mit linguistischen Methoden gegeneinander abzugrenzen und damit identifizierbar zu machen. Linguistische Methoden im engsten und eigentlichsten Sinn sind Methoden, die sich sprachliche Form und nichts als sprachliche Form zunutze machen. Bedeutung bleibt als Kriterium zunächst einmal fern; Anordnung und andere Verteilungscharakteristika sind jedoch durchaus Erscheinungen formaler Art und kommen damit für die linguistische Analyse in Betracht. Verteilung und Bedeutung von Formen kann, ja muß man nun wieder in einem Abhängigkeitsverhältnis voneinander sehen, und damit werden jedenfalls zur Bedeutung in Beziehung stehende Phänomene von vornherein in einer linguistischen Analyse berücksichtigt.

Es ist eben der Ausdruck ‚Stilart‘ gefallen. Was ist denn unter ‚Stilart‘, ‚Stilarten‘, ‚Stil‘ zu verstehen?

Ich habe in meine einleitenden Bemerkungen einige Überlegungen und Folgerungen eingebaut, zu denen ich vor etlichen Jahren in einem Aufsatz gekommen bin (Phonetica 7, 1961, S. 192–216); als Definition möchte ich hier nun eine Formulierung wiederholen, die ich für meinen Beitrag zu den Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, Cambridge, Mass., 1962, gewählt habe (S. 324): „A style may be said to be characterized by a pattern of recurrent selections from the inventory of optional features of a language.“ Ich gebe die englische Formulierung zuerst, weil die deutsche Entsprechung, die mir dazu einfällt, soviel schwerfälliger wirkt: „Es läßt sich sagen, daß eine Stilart gekennzeichnet ist durch eine Gruppierung wiederkehrender Selektionen, die unter den nichtobligatorischen Teilen einer Sprache vorgenommen werden.“ Besonders die Wiedergabe von „pattern“ gefällt mir hier gar nicht, aber ein wirklich adäquater Ausdruck scheint im Deutschen nicht vorzukommen. Aber zurück zum Thema: Verschiedene Arten von wiederkehrenden Selektionen treten auf: Vollständige Beseitigung eines nichtobligatorischen Elements, Verallgemeinerung eines sonst nichtobligatorischen Elements, graduelle Verschiedenheiten in der Einbeschließung einer besonderen Variante ohne vollständige Eliminierung konkurrierender Formen. Während grundsätzlich alle Selektionsarten unser Interesse verdienen, möchte ich mich – nach einigen allgemeineren Bemerkungen – hier auf die dritte konzentrieren.

Eine Stilart ist also gekennzeichnet durch Selektionen, die in bestimmter, wiederkehrender Weise unter den nichtobligatorischen Erscheinungen einer Sprache vorgenommen werden. Wiederkehr der Auswahl und Optionalität von Elementen sind die Zentralbegriffe, und mir scheint, daß damit in dürren Worten das gleiche zum Ausdruck kommt, was Jost Trier vor ein paar Monaten sehr viel schwungvoller in einem Rundfunkvortrag über Imperfekt und Perfekt ausgesprochen hat: „In Zuständen der Promiskuität hat der Stilist – der praktische wie der theoretische – sein Arbeitsfeld verloren; genauso verloren wie in einer Lage vollkommener Sicherheit und Fraglosigkeit.“ Promiskuität entspricht doch wohl einer Nichtwiederkehr einer bestimmten Auswahl, Sicherheit und Fraglosigkeit bedeuten, daß Optionalität ausgeschlossen ist.

Warum ich nun aber die technischere Definition vorziehe, hat seinen bestimmten Grund. Mir scheint, daß dadurch klarer wird, daß in bezug auf ihre Selektionseigenschaften Stilarten sich verhalten wie

Dialekte, und zwar wie sozial differenzierte Dialekte; es ist wahrscheinlich nicht falsch, wenn man einen Schritt weiter geht und sagt, daß eine Stilart eine Sonderform eines Sozialdialekts ist. Sozialdialekte unterscheiden sich von Regionaldialekten dadurch, daß die in ihnen – den Sozialdialekten – vorgenommenen Selektionen jedenfalls vielerorts potentiell allen Sprechern einer Sprache als Auswahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen, daß der Formenbestand von Sozialdialekten also in anderer Weise zum Gesamtspektrum und Gesamtsystem einer Sprache gehört als der Formenbestand von Regionaldialekten.

Stilarten als Dialekte

Wenn wir berechtigt sind, eine solche Gleichsetzung vorzunehmen, dann stehen uns als Linguisten hier auf einmal nicht mehr Probleme gegenüber, deren Schwierigkeit uns erschrecken läßt, sondern wir fühlen festen Boden unter den Füßen: Wenn Stilarten mit Dialekten gleichzusetzen sind, dann kann man sie mit den Methoden der Dialektologie untersuchen.

Das bedeutet: Die Identifizierung verschiedener Stilarten wird in der gleichen Weise vorgenommen wie die Identifizierung von Regional- und Sozialdialekten einer Sprache: Eine Grenze zwischen zwei Stilarten läßt sich auf Grund des Vorhandenseins eines Bündels von Isoglossen feststellen. Grenzen zwischen Stilarten können, müssen aber nicht übereinstimmen mit den Grenzen von Idiolekten, also Selektionen aus dem Gesamtvorrat der sprachlichen Möglichkeiten, die in dieser Form zunächst nur für einen bestimmten Sprecher gelten; man hat ganz allgemein gesprochen den Eindruck, daß jeder Sprecher die Freiheit hat, verschiedene Stilarten je nach Situation und zum Teil auch entsprechend seinen Wünschen zu verwenden. Es scheint jedoch eine gewisse Beziehung zu bestehen zwischen dem, was man ein wenig ungeschickt ‚Bildung‘ nennen kann, und der Beweglichkeit im Gebrauch verschiedener Stilarten (oder sagen wir zunächst einmal ganz vorsichtig: im Gebrauch verschiedener Sprachformen, von denen wir glauben, daß es sich bei ihnen um verschiedene Stilarten handeln könnte). So scheint etwa etwa eine Verwendung von ‚poetischer‘ Sprache zur Voraussetzung zu haben, daß der Benutzer dieser Art von Diktion intensiv ausgesetzt gewesen ist; die Sprache des Märchens, wenn dies eine besondere Stilart sein sollte, wird nur von dem gebraucht werden können, der oftmals Texte in dieser Form der Sprache gehört oder gelesen hat. Wenn

Situation und Form der sprachlichen Äußerung zueinander in Beziehung stehen, dann wird es auch so etwas wie ein angemessenes sprachliches Verhalten geben, was natürlich von Sprache zu Sprache und Sprecher zu Sprecher keineswegs identisch zu sein braucht; daraus folgt, daß Stilverschiedenheiten in jeder sprachlichen Gemeinschaft, wenn auch mit ganz verschiedenen Verteilungsmerkmalen und Erscheinungsformen, zu erwarten sind. Stilkunde kann also nicht, um nur einen Punkt zu betonen, nur im Zusammenhang mit literarischen Schriftwerken interessant für uns werden; wenn ich Texte der Walapai in Arizona aufnehme, also Texte, die nie vorher schriftlich fixiert worden sind, so ist in ihnen ebenso das Phänomen stilistischer Verschiedenheit zu erwarten, wie wenn ich moderne deutsche Romane miteinander vergleiche. Wenn sich hier ein förmlicher mündlicher Erzählstil unterscheidet von einem zwanglosen Berichtsstil, und zwar unterscheidet bis in Intonationsmerkmale hinein, dann sind das andere Kategorien als die, die wir im Deutschen vorfinden, aber es sind Kategorien gleicher Ordnung.

Ebenso wie sonst in der Dialektologie handelt es sich bei der linguistischen Untersuchung von Stilarten nicht darum, Eigenschaften schon vorgegebener sprachlicher Komplexe zu entdecken und zu beschreiben; weder eine a-priori-Entscheidung noch ein Vergleich mit anderem, schon analysiertem Material läßt uns mit Sicherheit die Existenz einer Stilart erschließen. Vielmehr wird erst durch das Auffinden von Isoglossenbündeln der Stildialekt aus einem ungegliederten sprachlichen Kontinuum herausgehoben; der Stildialekt existiert ebenso wie der Regionaldialekt überhaupt nur, weil sich eine Häufung von Unterschieden gegenüber anderen Sprachformen feststellen läßt.

Obwohl es also so ist, daß erst durch die Feststellung der Abgrenzungen gegen den Rest der Sprache eine Stilart für den Sprachwissenschaftler zu einer Realität werden kann, ist es doch eine Tatsache, daß der Forscher, der eine Sprache wirklich gründlich kennt, im allgemeinen ziemlich genaue intuitive Vorstellungen über die stilistischen Eigenschaften seines Materials und über darin zu findende kontrastierende Stilarten hat, genauso, wie sehr viele Sprecher einer Sprache auch ohne wissenschaftlich fundierte Argumente ein recht gutes Gefühl für Dialektverschiedenheiten vor allem regionaler Art haben.

Das wissenschaftlich sauberste Verfahren wäre es nun natürlich, eine

Identifizierung kontrastierender Stilarten ohne jeden Rückgriff auf diese intuitiven Reaktionen vorzunehmen. Aber es bedeutet zumindest eine erhebliche Zeitersparnis, wenn man sich wenigstens in seinem Suchen immer wieder auch von den vorwissenschaftlichen Ergebnissen eines gesunden Menschenverstandes leiten läßt. Das vielgelästerte Sprachgefühl ist ja doch das Ergebnis einer – oft unbewußten – Verwertung einer großen Menge sprachlicher Fakten über einen meist sehr langen Zeitraum hin. Natürlich darf man es nicht bei intuitiv erzielten Klassifizierungen von Fakten bewenden lassen; man darf die Hilfe, die diese Klassifizierungen bedeuten können, gern in Anspruch nehmen, muß sie aber mit nichtintuitiven Mitteln zu verifizieren suchen, und nur wenn das gelingt, dürfen sie als gültig angesehen werden.

Isoglossen können auf allen Ebenen der Sprache auffindbar sein. Was man finden kann, richtet sich sehr nach der Art des Materials, das einem zur Verfügung steht. Hat man z. B. nur Geschriebenes und Gedrucktes, so kann man kaum hoffen, beim Suchen nach Merkmalen von Schichten einer Hochsprache sehr viele Kontraste im Lautlichen erkennen zu können – hier ist es wahrscheinlich, daß eine standardisierte Orthographie etwa vorhandene Unterschiede verdeckt. Das schließt nicht aus, daß man auch für eine Stilanalyse durch umfassende direkte Beobachtung der gesprochenen Sprache lautliche Kriterien gewinnen kann.

Dagegen könnte man meinen, daß lexikalische Unterschiede für unsere Zwecke unter allen Umständen weit ergiebiger sein müßten. Es macht keine Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß das Auftreten eines bestimmten Wortes oder einer bestimmten Fügung ein entscheidendes Kriterium für die Zuweisung eines Textes zu einer Stilart sein könnte. Beispiele dafür bieten sich in großer Menge an: *Ihre Frau Gemahlin* wird scheint's nur in streng förmlicher Sprache gebraucht wie etwa auch *Ihr Herr Vater*; *meine Alte* taucht nur in ganz zwanglosem Kontext auf (während das für *den Alten* kaum gilt, wenn Konrad Adenauer gemeint ist); *Scheibenkleister* ist einer besonders formlosen Sprache, besonders von Männern, vorbehalten usw.

Nun ist es aber nicht angebracht, derartige Beobachtungen zum entscheidenden Kriterium für die Abgrenzung von Stilarten machen zu wollen. Der Grund dafür ist, daß einzelne Wörter und einzelne Fügungen ganz allgemein nur eine äußerst geringe Texthäufigkeit

haben; eine Ausnahme bilden nur gewisse Funktionswörter, die freilich gelegentlich durchaus als Stilkennzeichen in Frage kommen können, wie etwa im Russischen einige Partikeln. Wenn die Häufigkeit eines Wortes in einem gegebenen Text nicht wesentlich von Null abweicht, dann kann man aus dem Fehlen eines Wortes direkt keine Schlüsse ziehen. Natürlich kann man die Grenzen eines Textes dadurch aufheben, daß man einen Informanten befragt, aber gerade für das Gebiet der Stiluntersuchungen wird diese Lösung der Schwierigkeit in den wenigsten Fällen brauchbar sein.

Der Versuch, einzelne Wörter als Stilindikatoren zu benutzen, lohnt also nicht. Wie steht es aber mit Klassen von Wörtern? Selbst wenn die Häufigkeit des Auftretens für ein einzelnes Wort zu nahe bei Null liegt, kann sich doch für eine einigermaßen umfangreiche Klasse eine sehr wesentlich höhere relative Häufigkeit ergeben; das heißt dann unter anderm, daß sich die Verteilung von Wortklassen in Texten verhältnismäßig geringen Umfangs untersuchen läßt.

Gruppen von Wörtern können auf Grund verschiedener Gesichtspunkte aufgestellt werden; die Gruppierung kann nach semantischen oder nach formalen Kriterien erfolgen. Dabei stehen der ersten Gruppierungsweise erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die Grenzen semantischer Gruppen sind oft, vielleicht gewöhnlich fließend; eine klare Definition der Bedingungen für die Einbeziehung in eine bestimmte Gruppe ist oft nicht zu finden. Dem kann man dadurch entgegenwirken, daß man die angenommenen Mitglieder einer Gruppe in einer Liste zusammenfaßt und jeweils Text und Liste vergleicht. Das ist aber zumindest bei einer Analyse ohne Maschinen ein sehr schwerfälliges und zeitraubendes Verfahren. Gravierender aber als dieser an sich schon sehr wichtige praktische Gesichtspunkt ist ein anderes Argument: Es ist eine durchaus gewöhnliche Erscheinung, daß ein und dasselbe Wort mehreren semantischen Gruppen zugewiesen werden muß; bei welcher Gruppe soll es dann im konkreten Einzelfall gezählt werden? Ist *Kind* in *Er war ein echtes Kind seiner Zeit* zu den Verwandtschaftsnamen zu rechnen? Doch wohl nicht – oder doch? Wie soll man das im Einzelfall entscheiden?

Es ist daher wohl besser, wenn man zumindest für den Anfang nur formale Gruppierungen berücksichtigt. Dabei sind als formal sowohl innere, also morphologische, wie auch äußere, also syntaktische Eigenschaften anzusehen. Wörter mit dem Suffix *-ung* würden eine Klasse der ersten Art bilden, Partikeln eine der zweiten; dabei kann

oft eine Kombination beider Kriterienarten auftreten: Verben, die ein Objekt im Genitiv erfordern, würden eine morphologisch und syntaktisch definierte Gruppe bilden.

Wir haben fast unbemerkt die lexikalische Ebene verlassen. Gruppierungen nach syntaktischen Eigenschaften insbesondere brauchen nichts mehr mit dem Lexikon zu tun zu haben.

Syntaktisch bestimmte Klassen eignen sich nun anscheinend besonders gut für unsere Art von Untersuchung. Die Zahl der Klassen ist verhältnismäßig gering, vor allem wenn man zunächst einmal nur die im herkömmlichen Sinne als syntaktisch verstandenen Beziehungen berücksichtigt. Dadurch ergibt es sich, daß die Zahl der Mitglieder dieser Klassen recht hoch ist und daß damit die Klassen selbst ziemlich oft auch in relativ kurzen Texten belegt sind; außerdem besteht eine verhältnismäßig große Freiheit der Kombinierbarkeit von syntaktischen Klassen.

Syntaktische Klassen eignen sich daher mehr als andere dafür, daß wir in bezug auf sie die Frage stellen, die für eine linguistische, d. h. rein formale Stilartenanalyse angebracht ist:

Können wir wesentliche Unterschiede im Auftreten nichtobligatorischer Elemente feststellen, wenn wir verschiedene Texte miteinander vergleichen?

Liegt kein wesentlicher Unterschied zwischen einer Anzahl von Texten, die wir aus anderen Gründen als voneinander sehr verschieden ansehen müssen, in bezug auf die Häufigkeit des Auftretens eines nichtobligatorischen Elements vor, so bezieht sich unser Fund auf die ganze Sprache und nicht auf einzelne Stilarten. Läßt sich ein starkes Schwanken in der Häufigkeit des Auftretens feststellen, ohne daß Texte gleicher Wertigkeit sich zu anderswie bestätigten Gruppen zusammenfinden, so kann vorerst nur auf eine stilistisch irrelevante, für die ganze Sprache geltende Ausdrucksfreiheit geschlossen werden. Ergeben sich dagegen eindeutig verschiedene Häufigkeitswerte für Gruppen von Texten, die aus anderen Gründen als zusammengehörig angesehen werden können, dann läßt sich das gerade untersuchte Merkmal selbst für die Eruierung von Gruppen von Texten und als Kennzeichen der Sprachform einer solchen Gruppe, also als Stilmerkmal, verwenden.

Welche Fragen an Texte heranzutragen sind, läßt sich im voraus nicht sagen. In der Theorie ist es natürlich so, daß alle nichtobligatorischen Erscheinungen eine Untersuchung verdienen; Voraussetzung ist,

daß die relative Häufigkeit ihres Auftretens groß genug ist. In der Praxis kommen andere Überlegungen hinzu. Es ist wichtig, daß sich eine bestimmte Fragestellung in verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigen läßt, denn für ein weitgehend statistisch orientiertes Verfahren ist es unabdingbar, daß eine große Menge Text erfaßt werden kann. Dazu muß sich die Untersuchung auf Erscheinungen konzentrieren, deren Erkennung und Klassifizierung nicht übermäßig schwierig ist. Wichtig ist auch, daß man rechtzeitig die Auszählung dem Anschein nach stilistisch irrelevanter Erscheinungen zurückstellt und sich auf für die Problemstellung ergiebige Phänomene beschränkt. Zu achten ist auch darauf, daß die untersuchten Erscheinungen voneinander weitgehend unabhängig sind, damit die sich ergebenden Isoglossenbündel eine wirkliche Aussagekraft behalten.

An dieser Stelle möchte ich meine theoretischen Ausführungen abbrechen und Ihnen nun einige Resultate von Versuchen vorlegen, auf Grund der relativen Häufigkeit des Auftretens formaler Merkmale zu einer Klassifizierung von Texten und zu einer Identifizierung von Stilarten zu kommen.

Die Untersuchungen wurden während der Jahre 1959 bis 1965 an der Universität von Texas in Austin durchgeführt. Ausgewertet wurden Texte in deutscher, russischer und – in geringerem Umfang – tschechischer Sprache. Beteiligt war an der Arbeit – neben den Mitgliedern eines Seminars über russische historische Stilistik und zwei studentischen Hilfskräften, die für kurze Zeit zur Verfügung standen – neben mir selbst vor allem mein Schüler, Herr Ludek Kozlík, der das tschechische Material selbständig, das russische weitgehend nach meinen Anweisungen und Vorschlägen bearbeitet und große Teilgebiete in seiner Magisterarbeit und seiner Dissertation behandelt hat.

Die anzuwendenden Methoden wurden zuerst für das Deutsche entwickelt und dann, in erweiterter Form, auf das Russische und Tschechische angewandt. Ich gebe daher zuerst eine Übersicht über die Arbeit am Deutschen.

Um gewisse Vorfragen für die Maschinenübersetzung zu klären, erschien es notwendig, einen Überblick über die Verteilung von Satzteilen in deutschen Prosasätzen zu gewinnen. Insbesondere galt es, die Besetzung der ersten Position im konstatierenden Hauptsatz an einer als ausreichend anzusehenden Menge Material zu überprüfen.

Für diese erste Fragestellung wurden insgesamt 63093 Sätze aus

30 Texten untersucht.¹ Dabei wurde angestrebt, daß, wenn irgend möglich, die einzelne Textprobe reichlich 2000 Sätze erfassen sollte; das ergab sich rein empirisch als eine gute Textgröße. Man muß sich ja immer vergegenwärtigen, daß ein zu kurzer Text das Resultat statistisch irrelevant macht und daß ein zu langer Text nicht nur zuviel Zeit und Kraft vom Bearbeiter verlangt, sondern auch bei vielen Textarten einfach nicht aufzutreiben ist. Schon bei einer Festlegung auf 2000 Sätze pro Text fällt etwa das ganze Gebiet der Briefprosa aus.

Bei der Auswahl der Texte wurden nur etwa die letzten anderthalb Jahrhunderte berücksichtigt – der früheste war in diesem Fall die *Geschichte Gottfriedens*, die spätesten Nummern der FAZ und des „Rheinischen Merkur“ aus dem Sommer 1959. Sonst wurde versucht, eine möglichst breite Streuung zu erzielen und möglichst viele Autoren und möglichst viele Titel aus den Einzelgebieten Bühnenprosa, erzählende Prosa, berichtende Prosa, wissenschaftliche Prosa einzubeziehen. Dabei richtete sich die tatsächliche Auswahl fast ganz danach, was ich in jenem Sommer 1959 auf dem Bücherbord neben mir stehen hatte.

Ein brauchbares Resultat ergab die Untersuchung der Häufigkeit des Subjekts bzw. des adverbialen Ausdrucks in der ersten Satzposition. Es stellte sich zunächst heraus, daß die beiden Größen in reziproker Abhängigkeit voneinander standen. Also – je öfter das Subjekt an erster Stelle zu finden war, um so seltener der adverbiale Ausdruck, und umgekehrt. Das war aber nicht alles: Für das Auftreten des Subjekts in erster Position ergab sich für alle dreißig Texte zusammengekommen ein Durchschnittswert von 66,7 Prozent (der Mittelwert war 68,2 Prozent). Sieht man sich nun die einzelnen Gruppen von Texten an, die ja teils nach formalen, teils nach grob inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengestellt waren, so findet man, daß für die Gruppe der Bühnenprosa die Werte für das Subjekt sämtlich weit über dem errechneten Durchschnitt liegen, und zwar mit geringer Streuung von 73,6 bis 79,2 Prozent. Dagegen ist die wissenschaftliche Prosa ebenso deutlich unter der Durchschnittslinie lokalisiert: hier ist bei zehn Texten das Subjekt nur in 54,2 bis 63,5 Prozent der Fälle an erster Stelle zu finden. Die Werte für erzählende und berichtende Prosa sind über den kombinierten Bereich von wissen-

¹ Zum folgenden ist die ausführliche Darstellung im oben zitierten Aufsatz *Phonetica* 7, 1961 zu vergleichen.

schaftlicher und Bühnenprosa verstreut zu finden; dabei ist bei der erzählenden Prosa ein stärkerer Anschluß an die Bühnenprosa zu finden als bei der berichtenden.

Überraschend ist ein solches Resultat nicht; schließlich ist das Adverbiale eins der wichtigsten Satzverknüpfungsmittel, und von wissenschaftlicher Prosa ist gefordert, daß hier Argumente möglichst nahtlos aneinandergereiht werden, während bei der Prosa der Bühne die Kontinuität weit mehr aus der Situation erwachsen kann. Immerhin ist es als Fortschritt zu werten, daß sich diese allgemeinen Überlegungen durch verifizierbare Feststellungen ersetzen lassen. Diese Feststellungen erlauben uns zu sagen, was in bestimmten Textarten die Wahrscheinlichkeit des Auftretens etwa des Adverbialen in erster Stellung ist. Wenn Wolfgang Kayser meinte, man könne im Deutschen sowohl *Ein Mann kam plötzlich aus dem Haus* wie *Aus dem Haus kam plötzlich ein Mann* sagen, ohne daß sich ein Unterschied zwischen den zwei Formulierungen bestimmen ließe, so dürfen wir das dahin modifizieren, daß jedenfalls über die Wahrscheinlichkeit des Auftretens der Alternativformen recht präzise Aussagen möglich sind.

Als nächstes wurde die Frage nach der durchschnittlichen Länge eines Teilsatzes, einer clause, in deutscher Prosa gestellt.

Da es sich für mich darum handelte, in einem beschränkten Zeitraum eine möglichst große Breite der Information zu erzielen, zog ich bei der zweiten Untersuchung nur einen Teil der Titel des ersten Arbeitsganges wieder heran und fügte neue Titel hinzu, die aber den gleichen allgemeinen Textkategorien zu entstammen schienen wie die ursprünglich gewählten. Das Arbeitsverfahren ging von der Überlegung aus, daß jeder Teilsatz im Deutschen durch das Vorhandensein einer finiten Verbform gekennzeichnet ist; eine Auszählung des Verhältnisses der finiten Verbformen zur Zahl der Wörter im Gesamttext muß also annähernd Auskunft über die Teilsatzlänge geben: Kopplungen von finiten Verben und Kopplungen von Teilsatz und verblosem Teilsatzteil heben einander weitgehend auf. Neu war, daß im zweiten Arbeitsgang auch außerhalb der Bühnenstücke der Dialog gesondert ausgezählt wurde. Der einzelne Text war, wenn immer möglich (nur einmal reichte das Material nicht), tausend Wörter lang, wobei mindestens vier voneinander getrennte Textstellen berücksichtigt wurden.

Wieder fand sich der klare Gegensatz zwischen Bühnenprosa und wissenschaftlicher Prosa. Bei einem Durchschnitt von 11,5 Prozent

und einem Mittelwert von 11,2 Prozent (d. h. etwa eins von neun Wörtern ist ein finites Verb) ergaben sich für Bühnendialog Werte von 13,7 bis 15 Prozent, für wissenschaftliche Prosa solche von 7,4 bis 11,3 Prozent; die Bühnensprache liegt also wieder durchgehend über, die wissenschaftliche Sprache unter dem Durchschnitt. Interessant wird es, wenn wir uns nun der erzählenden und berichtenden Prosa zuwenden: Wir finden, daß die Streuung über den Gesamtbereich nur für den Nichtdialog gilt, während der Dialog wie der Bühnendialog nur Werte oberhalb der Mittellinie ergibt. Für alle untersuchten Arten des Dialogs gilt also, daß das Verb besonders häufig ist. Im *Blinden* von Walter Jens etwa sind im Dialog 17,1 Prozent aller Wörter finite Verben.

Aus den beiden bisherigen Untersuchungen beginnt sich ein Gegensatz abzuzeichnen zwischen zwei Sprachformen, die wir ein bißchen salopp als ‚Rede‘ und ‚Schreibe‘ bezeichnen können. Wichtig ist dabei, daß es den Anschein hat, als könnte der Nichtdialog der erzählenden und berichtenden Prosa jedem der beiden Bereiche angehören.

Bevor wir auf diesen Punkt näher eingehen, sehen wir uns zunächst noch den Befund aus dem dritten Untersuchungsgang an.

Hier hatte ich mir vorgenommen, das Verhältnis von Parataxe und Hypotaxe zu untersuchen. Dafür wurde in 57 Texten der schon vorher benutzten Kategorien und bei Unterscheidung von Dialog und Nichtdialog die Verteilung der finiten Verbformen auf Haupt- und Nebensätze festgestellt; dabei wurde, wenn immer möglich, ein Minimum von 1000 Verbformen je Text klassifiziert. Dabei ergab sich, daß zwischen 46,5 und 85,2 Prozent aller finiten Formen in Hauptsätzen auftraten. Dabei lagen die Werte für den Bühnendialog mit einer Ausnahme (bei neun Texten) klar über der Mittellinie von 65,9 Prozent; die Ausnahme, Hofmannsthals *Florindo*, enthielt weniger als 1000, nämlich nur 505 finite Verbformen, so daß ihre Aussagekraft geringer ist als die anderer Texte. Die wissenschaftlichen Texte, insgesamt neunzehn, lagen bis auf drei alle unter der Mittellinie; im Streuungsbereich der Bühnenprosa lag nur ein Text, die „Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache“ von Frings; hier ist vielleicht wichtig, daß es sich um einen zunächst für den mündlichen Vortrag konzipierten Text handelt.

Im großen und ganzen stimmte also der Befund für die bisher aufgefundenen Extremkategorien, Bühnendialog und wissenschaftliche Prosa, durchaus bei der dritten Untersuchungsreihe mit den früheren

Resultaten überein. Die Werte für den Dialog der erzählenden Prosa lagen bei acht Texten über der Mittellinie, also grob im Bereich des Bühnendialogs, in zwei Fällen darunter. Im Nichtdialog der erzählenden Prosa ist wieder eine Streuung über das ganze Spektrum zu verzeichnen; unsere Vermutung, daß für die Erzählung sowohl die Sprachform der ‚Rede‘ wie die der ‚Schreibe‘ gewählt werden kann, scheint sich zu bestätigen.

An dieser Stelle empfiehlt es sich, einzelne Texte aus der Anonymität heraustreten zu lassen. Wir finden Übereinstimmung des Nichtdialogs mit den Werten der ‚Rede‘ in allen untersuchten Texten von Büchner, Hebel, Kafka und Walter Jens. Wir finden andererseits durchgehende Übereinstimmung mit Werten für die ‚Schreibe‘ bei Goethe, Kleist, Musil, Doderer, Thomas Mann. Was sich zunächst als breite Streuung in unseren Untersuchungen darstellte, scheint also das Ergebnis einer Koexistenz von zwei nach den literarischen Traditionen des Deutschen gleichermaßen akzeptablen Gestaltungen des Erzählungstextes zu sein, unter denen einzelne Schriftsteller ihre Wahl treffen können. Wenn man so will, geht also anscheinend die Grenze zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch mitten durch den Nichtdialog der erzählenden Prosa.

Nun ist aber noch etwas hochinteressant: Ich erwähnte vorhin, daß hinsichtlich der Hypo- und Parataxe zwei Texte im Dialog von den Werten des Bühnendialogs abwichen. Dies waren Dialogstellen aus Goethes *Wahlverwandtschaften* und aus Kleistschen Novellen. Zwei Interpretationen erscheinen möglich: Goethescher und Kleistscher Dialog könnte deswegen von den Werten der ‚Rede‘ abweichen, weil für diese beiden Schriftsteller gesprochene Sprache anders aussah als für eine große Zahl weiterer deutscher Autoren. Oder aber, wir könnten es bei ihnen mit einer bewußten Stilisierung des Dialogs zu tun haben. Die erste Möglichkeit entfällt, weil Bühnenstücke der gleichen Dichter durchaus nicht von den Normalwerten für die ‚Rede‘ abzuweichen scheinen: das gilt für *Urgötz* und *Götz* ebenso wie für den *Zerbrochenen Krug*. Hinzu kommt, daß Goethe selber deutlich macht, wie sehr er beim Schreiben den Eigengesetzen der ‚Schreibe‘ zu folgen suchte; in *Dichtung und Wahrheit* heißt es: „Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten könne.“ Was Goethe demnach tut, ist, daß er die Rechte der geschrie-

benen Sprache auch da anerkennt, wo es sich um Wiedergabe von Gesprochenem handelt; dabei entstehen Texte großer innerer Einheitlichkeit, für die freilich eine Verfremdung, um nicht zu sagen Entstellung der darin enthaltenen Dialogpartien in Kauf genommen werden mußte.

Gestatten Sie mir, daß ich nun noch kurz auf unsere Arbeit am Russischen eingehe.

Wir untersuchten hier Fragen der Wortlänge (das Auftreten besonders langer Wörter wurde überprüft), der Teilsatzlänge, der Satzlänge, der Satzkomplexität, des Vorkommens von adnominalen Adjektiven und Genitiven und der Wortstellung an Material, das zum Teil noch wesentlich umfangreicher war als im Deutschen. Dabei wurde Wert darauf gelegt, daß die untersuchten Quellen über eine ganze Versuchsreihe hin konstant blieben. In Herrn Kozliks Untersuchung für seine Magisterarbeit wurden so sechsundsiebzig Texte aus den Gebieten Bühnenstücke, Dialog des 19. Jahrhunderts, Dialog des 20. Jahrhunderts, Nichtdialog des 19. Jahrhunderts, Nichtdialog des 20. Jahrhunderts, journalistische Prosa, Prosa wissenschaftlicher Literatur immer wieder herangezogen.

Dabei stellte sich nun heraus, daß außer auf dem Gebiet der Satzlänge eine klare Bruchlinie verläuft zwischen journalistischer und wissenschaftlicher Prosa einerseits und allen anderen Texten andererseits. Der Nichtdialog der erzählenden Prosa unterliegt also den gleichen Regeln wie der Dialog; eine Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen Prosa, wie sie uns im Deutschen begegnete, gibt es folglich nicht – außer im Hinblick auf die Satzlänge, die aber erst dann in die Betrachtung einbezogen werden sollte, wenn berücksichtigt ist, daß der lange Satz der erzählenden Prosa typisch aus einer parataktischen Häufung von Hauptsätzen entsteht, der lange Satz der wissenschaftlichen Prosa dagegen durch das Vorkommen weniger stark erweiterter Teilsätze gekennzeichnet ist. Literatursprache ist im Russischen also in allen untersuchten Punkten der Sprache der ‚Rede‘ ähnlich oder gleich, und nur in der politischen und journalistischen Prosa findet sich die Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen ‚Schreibe‘. Hier zeichnet sich ein wichtiger Gegensatz zum Deutschen ab, der greifbare geschichtliche Gründe zu haben scheint. Die Hauptquelle für die Sprache der großen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, angefangen mit Puschkin, ist nicht eine literarische Tradition und nicht die mündliche Tradition einer kultivierten russischsprechenden Ge-

sellschaft, sondern die Redeweise der niederen Schichten. Herr und Frau Rat Goethe sprachen deutsch mit ihren Kindern, Sergej Puškin und seine Gattin nur französisch mit den ihren.

Zum Abschluß möchte ich ein paar Fragen zu stellen und zu beantworten versuchen. Was gewinnen wir durch dies im wesentlichen quantitative Untersuchungsverfahren? Es scheint, daß die angewandten Methoden hinreichen, um eine verifizierbare Identifizierung einer Einheit zu ermöglichen, die wir einen Genrestil nennen können. Unsere Befunde lassen erkennen, daß es feststellbare Selektionsnormen gibt, die unabhängig von etwaigen Intentionen des Autors von Genre zu Genre variieren.

Läßt sich durch diese Methoden ein Urteil über die Leistung eines bestimmten Autors gewinnen? Die Antwort muß offensichtlich Nein lauten, wenn wir ein ästhetisches Urteil meinen. Jedoch läßt sich sagen, ob sich ein Schriftsteller an die sonst akzeptierten Normen eines Genre hält; nur bleibt offen, was eine Abweichung nun zu bedeuten hat – ob sie nur ein Fehler und ein Versagen ist oder der erste Schritt zur Schaffung einer neuen Norm.

Worin liegt damit der potentielle Nutzen für die Literaturwissenschaft? Wenn es durch Methoden wie die hier dargestellte gelingt, das sprachliche Normalverhalten in gewissen, auch literarischen Situationen präzise und überprüfbar zu beschreiben, dann liegt darin ein Mittel, die Eigenleistung eines Autors als eines Benutzers und Formers seiner Sprache genauer zu erfassen.

Das hier empfohlene Verfahren scheint mir für einen Linguisten von Interesse zu sein, weil es hilft, Sprachebenen hoher Komplexität, die der direkten Beobachtung entzogen sind, einigermaßen präzise zu beschreiben; darüber hinaus scheint mir, daß es auf recht bescheidene und unauffällige Art dem Literaturwissenschaftler helfen kann in seinem Bemühen, zu bestimmen, was einzelne und Gruppen von einzelnen mit ihrer Sprache tun als Empfangende, als Gestaltende und als Umgestaltende.

Dichtung und Grammatik

Zur Frage der grammatischen Interpretation

Von Walter Weiss

Was hat Dichtung denn mit Grammatik zu tun? Die so aus ihrem Gefühl heraus fragen, können sich auf gewichtige wissenschaftliche Autoritäten berufen; voran auf Benedetto Croce, der in seinem Hauptwerk, „Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik“ (1900, dt. 1905), als einer der ersten Dichtung konsequent als Sprachkunst verstanden hat. Wer grammatische Kategorien auf Dichtungen und ihre Sprache anwendet, verfehlt nach Croce das Wesen der Grammatik, der Sprache und der Dichtung im Ansatz und folglich auch in den Ergebnissen: „Die“ Sprache ist für Croce eine bloße Abstraktion, hinter der sich die lebendige Wirklichkeit der unendlichen Vielfalt einzelner sprachlicher Äußerungen, individueller Redeakte verbirgt. Sprache ist also im Grunde individuelle Rede, individuelle Schöpfung, und die Dichtung ist schöpferische individuelle Rede im höchsten und eigentlichsten Sinn. Sie ist legitim nur durch nachschaffende Intuition zu erreichen. Im scharfen Gegensatz zu ihrem Wesen beziehen sich Logik und Grammatik auf Allgemeinbegriffe, auf Klassen, auf Gattungen. Die Grammatik bringt in die Sprache von außen eine ihrem Wesen nicht entsprechende Ordnung hinein. Für die Dichtersprache gilt das in gesteigertem Maße.

Nun gibt es aber auf der Gegenseite – in verschiedenen Spielarten – die Ansicht, daß Grammatik den Zugang zur Dichtersprache nicht verstellen muß, sondern ihn im Gegenteil erschließen kann.

Da ist z. B. der Romanist Leo Spitzer. Er teilt weitgehend Croces Auffassung von Sprache und Dichtung. Trotzdem nähert er sich der Dichtung durch grammatische Beobachtungen. Er versucht, dem Individuellen dadurch beizukommen, daß er auffallende grammati-

sche Eigentümlichkeiten feststellt und verfolgt. Da Einzelzüge in der gleichen Weise auch anderswo vorkommen können, versucht Spitzer auf dem Weg über unverwechselbare Konstellationen solcher Einzelzüge sein Ziel zu erreichen. Er faßte sein Programm in zwei Sätzen zusammen: „individuum non est ineffabile, m. a. W., der individuelle Sprachstil läßt sich mit sprachwissenschaftlichen Methoden beschreiben; und „oratio vultus animi“, d. h., die Dichtersprache ist eine „biologisch notwendige Auswirkung der Individualseele“.¹

Anders als Croce und Spitzer setzen Karl Kraus und Oskar Walzel ohne besondere theoretische Begründung innere Zusammenhänge zwischen der Dichtersprache und der überindividuellen Gemeinsprache, zwischen ästhetischer und grammatischer Sprachbetrachtung voraus, eine Art prästablierter Harmonie. Kraus tut es als Kasuist, Walzel als Systematiker.

Kraus versenkt sich bohrend in grammatische Einzelfälle und macht sie durchsichtig auf die Sprache, die ihm Inbegriff und Signatur des Geistes, der Kultur ist. Ich zitiere aus der Einleitung zu seinem Essay „Subjekt und Prädikat“: „Wie alles, was zur ‚Sprachlehre‘ gehört, und mehr als alles andere, bietet diese Untersuchung die Aussicht einer Mühsal zu keinem größeren, keinem geringeren Ergebnis als dem des Einblicks in eine Unbegrenztheit von Beziehungen, die das Wort, und das kleinste unserer Sprache, durchzuleben vermag. Also eine Ahnung davon, daß in jeder Form seines mechanischen Gebrauchs ein Organismus sei, umgeben und gehalten vom Leben des Geistes.“² Oskar Walzel, der Systematiker, meint, es ließen sich „die gesamten Kategorien der Grammatik“, der traditionellen Grammatik, für die Erforschung der „Wortkunst“ nutzen. Den „kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“ Wölfflins gegenüber, die Walzel ebenfalls zur methodischen Begründung der Literaturwissenschaft heranziehen wollte, haben sie den Vorzug, aus dem Organ der Dichtung gewonnen zu sein. Bereits 1924 schrieb er in einem Aufsatz über „Das Wesen des dichterischen Kunstwerks“: „Der Wortkunst wird sicherlich am unbedingtsten gerecht, wer in die Schule der Wissenschaft geht, die sich bisher am emsigsten mit dem Wort beschäftigt, dessen Wege am genauesten beobachtet hat. Es ist die Sprachlehre. Die Gruppen, die

¹ Leo Spitzer, Wortkunst und Sprachwissenschaft, in: Stilstudien. Zweiter Teil, 2. Aufl. Darmstadt 1961, S. 519f.

² In: Die Sprache, 4. Aufl., München 1962, S. 289.

von der Sprachlehre längst gebildet und verwertet worden sind, lassen sich mit Gewinn auf ihre künstlerische Bedeutung prüfen.“³

Er traf sich dabei mit dem Romanisten Emil Winkler („Grundlegung der Stilistik“, 1929), der Voßler und Croce kritisch gegenüberstand. Ein Schüler Winklers, Herbert Seidler, griff gut zwanzig Jahre später die Forderung seines Lehrers und Walzels auf und legte eine systematische Darstellung des ästhetischen Wertes der grammatischen Kategorien in seiner „Allgemeinen Stilistik“ (1953) vor. Dies geschah allerdings im Zeichen einer gewandelten Auffassung von Sprache und Grammatik. Wir kommen gleich darauf zurück.

Wolfgang Kayser, der beim Hervortreten dieses Werks der prominenteste Vertreter der Lehre vom Sprachkunstwerk und seiner adäquaten Erfassung war, begrüßte es. Aber er machte auch einen ersten Vorbehalt. Er fragte, „wieweit sich der Ausdruckswert sprachlicher Formen und Fügungen“ in einem „System der Stilmittel eindeutig festlegen läßt“, und meinte, es bleibe auf jeden Fall „die nicht genugsam zu betonende Tatsache . . . , daß man nur durch einen Sprung vom System zum Individuum kommen kann und daß die Arbeit der individuellen Stilanalyse nur zu einem sehr kleinen Teil von einer allgemeinen Stilistik vorbereitet werden kann“.⁴ Den gleichen Einwand hatte früher bereits Spitzer ähnlichen Versuchen gegenüber vorgebracht.⁵

Kaysers Einwand enthält zwei verschiedenartige Voraussetzungen: zunächst die Spannung zwischen System und individueller Schöpfung. Sie ist unbestreitbar, sie kann nicht beseitigt werden; und es fragt sich, ob ihre Beseitigung überhaupt wünschenswert wäre. Die andere Voraussetzung, der Dualismus zwischen Systematik (Grammatik, allgemeine Stilistik) und Erfassung des Individuellen (nach-

³ In: Das Wortkunstwerk. Leipzig 1926, S. 106. Vgl. dazu auch das Kapitel „Grammatische Kategorien und Stil“ in „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“: „Die gesamten Kategorien der Grammatik, zumal der Syntax, lassen sich . . . für rechte Erforschung der künstlerischen Gestalt der Wortkunst nutzen . . .“ (Photomechanischer Nachdruck der 1. Aufl. von 1929, Darmstadt 1957, S. 383). Praktische Beispiele lieferte Walzel mit Aufsätzen wie „Schicksale des lyrischen Ichs“ (1916), „Zeitform im lyrischen Gedicht“ (1921), „Von erlebter Rede“ (1924).

⁴ Das sprachliche Kunstwerk, 10. Aufl. Bern/München 1964, S. 274f.

⁵ Wortkunst und Sprachwissenschaft. In: Stilstudien, zweiter Teil, 2. Aufl. Darmstadt 1961, S. 513, 515f.

schaffende Intuition, individuelle Stilanalyse), folgt daraus nicht ohne weiteres. Die ausschließliche Erfassung des Individuellen ist fragwürdig. In der Form der nachschaffenden Intuition gleitet sie sehr leicht ab und verfällt in ein unkontrollierbares Dichten über Dichtung, in ein Dichten aus zweiter Hand. In der Form der individuellen Analyse des Sprachstiles faßt sie, streng genommen, nicht das Individuelle. Die besonderen Sprachzüge und ihre Konstellationen haben Gattungs (Klassen) charakter: Individuum est ineffabile. Schirmunski brachte diesen Einwand gegen Spitzer vor, und Spitzer konnte ihn nach seinem eigenen Eingeständnis nicht entkräften.⁶

Was auf der anderen Seite die Systematik und ihr Verhältnis zum Individuellen betrifft, so haben sich in den letzten Jahrzehnten Wandlungen in der Sprachauffassung und, zusammenhängend damit, in der Grammatik vollzogen, die eine Annäherung der Positionen begünstigen. Im Anschluß an Wilhelm v. Humboldt und an Ferdinand de Saussure kommt der von Hermann Paul und Croce zugunsten des Einzelsprechers und der individuellen Rede abgewertete Begriff „der“ Sprache zu neuen Ehren. An die Stelle der angeblich allein wirklichen Rede tritt die doppelte Wirklichkeit der Sprache als „langue“ und als „parole“. Parole und langue setzen einander wechselseitig voraus und sind beide sprachimmanent. Die „langue“ ist danach keine von außen über die „parole“ gepreßte begriffliche Ordnung. Das gleiche gilt für die grammatische Beschreibung der „langue“, wenn sie dieser angemessen ist.

Die sogenannte strukturelle bzw. strukturalistische und die sogenannte inhaltbezogene Richtung der erneuerten Grammatik bemühen sich um eine solche Beschreibung. Sie setzen nicht bloße Laute, sondern lautlich-inhaltliche Ganzheiten als kleinste Spracheinheiten an. Sie verwenden Methoden, wie die systematische Erfassung in Oppositionen und die Erprobung durch Substitution (Ersatz), Umstellung, Weglassen (Abstreichen). Sie arbeiten mit echten, nicht präparierten Texten. Dabei verändern sich die grammatischen Kategorien auf allen Stufen (Satz, Satzglied, Wortart, Wort, Wortinhalt usw.). Sie werden differenzierter, textnäher, besser geeignet, stilrelevante Züge herauszuarbeiten und damit Brücken von der Grammatik zur Stilistik, von der Systemerfassung (langue, allgemeine Stilistik) zur Erfassung des Besonderen, Einzelnen (parole, Stil-

⁶ Ebd., S. 535.

beschreibung) zu schlagen. Arbeiten wie die von Glinz, Brinkmann, Seidler, Weinrich u. a. zeigen das eindrucksvoll.⁷

Damit kann aber an die Stelle der nur durch einen Sprung zu überwindenden Kluft zwischen Systematik und „unmittelbarer“ Erfassung des Individuellen eine enge Zusammenarbeit und wechselseitige Ergänzung von grammatisch-stilistischer Systematik und Individualisierung durch grammatische Interpretation treten.

Die grammatische Interpretation hat, im Unterschied zur individuellen Stilcharakterisierung und -analyse, eine doppelte Blickrichtung:

1. Auf das Besondere (Individuelle): Sie nähert sich ihm durch die Frage nach der Aktualisierung (Ausnützung, Auswahl oder auch Erweiterung, Überschreitung) der von der Systematik herausgearbeiteten grammatisch-stilistischen Möglichkeiten.
2. Auf die Systematik: Sie erprobt die Systematik, indem sie sie anwendet, und kann sie dadurch allenfalls ergänzen, korrigieren bzw. Korrekturen, Ergänzungen veranlassen.

Die grammatische Interpretation soll der Spannung zwischen System und Individuum gerecht werden, ohne dem Geheimnis der individuellen Schöpfung, entweder vermessen leugnend oder vermessen Besitz ergreifend, zu nahe zu treten. Sie ist geeignet, die Zusammenarbeit zwischen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft zu intensivieren.

Wir wollen nun eine solche grammatische Interpretation versuchen. Ich habe dazu eine kurze Prosadichtung von Kafka, *Eine kaiserliche Botschaft*, ausgewählt. Sie steht im Mittelpunkt der Betrachtungen. Andere Dichtungen Kafkas und Trakls ziehe ich in Einzelzügen zum Vergleich und zur Ergänzung heran. Einen Überblick über mein Vorgehen gebe ich am Schluß.

⁷ Hans Glinz, *Der deutsche Satz*, Düsseldorf 1957 (Hölderlin-Texte); ders., *Die Leistung der Sprache für zwei Menschen*. In: *Sprache – Schlüssel zur Welt*. Festschrift für Leo Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 87–105 (Hofmannsthal-Text). Hennig Brinkmann, *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*, Düsseldorf 1962; ders., Heinrich Böll „Es wird etwas geschehen – Eine handlungsstarke Geschichte“. Aufschließung eines literarischen Textes von den Satzmodellen aus, *Wirkendes Wort* 14, 1964, S. 365–373; ders., *Die Konstituierung der Rede*, *Wirkendes Wort* 15, 1965, S. 157–172 (Borchert-Text). Herbert Seidler, *Allgemeine Stilistik*. 2. Aufl., Göttingen 1963; ders., *Die Dichtung*, 2. Aufl. (= Kröners Taschenausgabe 283), Stuttgart 1965. Harald Weinrich, *Tempus* (= Sprache und Literatur 16), Stuttgart 1964.

Eine kaiserliche Botschaft

Wir verständigen uns zunächst über das Größte: Ein sterbender Kaiser schickt durch einen Boten eine Botschaft an den Empfänger, den der Erzähler mit *Du* anspricht. Der Weg des Boten ist zu weit, der Abstand zwischen dem Kaiser und dem Empfänger zu groß; zuviel steht dazwischen, als daß der Bote ankommen könnte. Aber der Empfänger träumt von seiner Ankunft.

Ein einfacher Vorgang, eine einfache Figurenkonstellation. Und doch, sieht man näher zu, so tauchen eine Reihe von Fragen auf, das scheinbar Klare wird rätselhaft. Wer ist dieser Kaiser, der ohne weitere Erklärung als *der Kaiser* eingeführt wird. Einen Hinweis gibt die appositive Bezeichnung seiner *Residenzstadt* als *Mitte der Welt*. Tatsächlich ist unser Text aus einem größeren mit dem Titel: *Beim Bau der chinesischen Mauer* genommen und wird dort als *Sage* eingeführt.⁸ Diese Klärung ist aber nur vorläufig. Denn China ist dort – wie auch in unserer Sage – offenbar mehr als ein historisch-geographischer Begriff. Und wer ist der Empfänger? Was ist der Inhalt der Botschaft, die doch schließlich den Kern des Ganzen bildet. Je weniger wir eine Antwort auf die Fragen nach „Wer“ und „Was“ erhalten, desto wichtiger wird das „Wie“ der Erzählweise, des Aufbaus, der Sprache. Man kann es hier nicht als Zugabe zu einem formunabhängigen Inhalt mißverstehen.

Satzbau

Betrachten wir zuerst die Sätze. Es fällt auf, wie sehr sie auf das Prinzip der Spannung hin gebaut sind; eine mit dem Satzanfang erregte Spannung (*Der Kaiser . . .*) wird erst ganz zum Schluß gelöst (*eine Botschaft gesendet*). Die verbale Satzklammer (*hat . . . gesendet*) und der Klammerbau der Substantivgruppe (*dem . . . Schatten*) stellen unter dem übergreifenden Spannungsbogen kleinere Spannungsbögen her. Das sind geläufige Eigentümlichkeiten des deutschen Satzbaues. Sie werden nun aber in unserem Text mit verschiedenen Mitteln besonders verstärkt: Im ersten Satz geschieht es durch die viermal wiederholte und dabei im Umfang jedesmal wachsende Nennung des Empfängers (*dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüch-*

⁸ Franz Kafka, *Beschreibung eines Kampfes*, Stockholm 1946, S. 78f. Unter dem Titel *Eine kaiserliche Botschaft* in: Erzählungen, Frankfurt 1965, S. 169f.; zuerst in *Ein Landarzt*, München/Leipzig 1919.

teten Schatten) und durch den nochmaligen Ansatz. Dadurch wird der lösende Schluß, das Ziel der Aussage in mehreren Schritten hinausgeschoben. Die Hemmungen auf dem Weg dorthin mehren sich und wachsen. – Der Bau des ersten Satzes ist ein kleines Modell des Ganzen. Er nimmt vorweg, was wir später über den Weg der Botschaft erfahren.

Der vierte, fünfte und der achte Satz handeln von den wachsenden Entfernungen und Hindernissen, die der Bote vergeblich zu überwinden sucht. Sie alle schaffen mit verschiedenen syntaktischen Mitteln Spannung und zögern die Lösung hinaus:⁹ Satzgestalt und Satzinhalt stimmen genau überein. Daß es hier nicht zufällig geschieht, zeigen Entsprechungen, die sich allenthalben im Werk Kafkas finden:

Zunächst eine Entsprechung zum ersten Satz: In einem anderen Prosastück aus dem Umkreis der *Chinesischen Mauer* ist in verschiedenen Variationen von den weiten Entfernungen zwischen einer chinesischen Provinzstadt und der Grenze die Rede. *Aber doch noch weiter als bis zur Grenze ist, wenn man solche Entfernungen überhaupt vergleichen kann – es ist so, als wenn man sagte, ein dreihundertjähriger Mann ist älter als ein zweihundertjähriger –, also noch viel weiter als bis zur Grenze ist es von unserem Städtchen zur Hauptstadt.*¹⁰ Was im ersten Satz der *Kaiserlichen Botschaft* die Distanzstellung (der Klammerbau des Satzes und der Substantivgruppe), ein Einschub, der wiederholte und dabei immer umfangreicher werdende Dativ der Person und der Neuansatz leisten, das leisten hier die geschichteten Einschübe und der Neuansatz.

Die Metaphorik wirkt dabei in einer Richtung mit dem Satzbau. Im ersten Satz der *Kaiserlichen Botschaft* unterstützt der Bildgegensatz von Sonne und Schatten die syntaktische Spannung. Im Parallelsatz tut dasselbe der Vergleich zwischen Alter (Zeit) und Entfernung (Raum).

Zu dem besonders auffälligen und gewichtigen achten Satz bietet das Werk Kafkas zahlreiche Entsprechungen, vor allem in den kurzen Parabelerzählungen. Man kann geradezu von einer Grundfigur

⁹ 4. Satz: umfangreicher Einschub, Neuansatz; 5. Satz: Nachtragsgröße (Apposition), Weiterführung über mehrmals scheinbar erreichte Abschlüsse durch Strichpunkte; 8. Satz: Folge von Teilschritten, weitergetragen durch Strichpunkte und weiterführendes *und*; kurz vor dem Schluß, als die Spannung fast unerträglich geworden ist, Einschub und doppelte Setzung des Hindernisses.

¹⁰ *Die Abweisung*. In: *Beschreibung eines Kampfes*, S. 84.

sprechen, in der bestimmte syntaktisch-formale Züge und bestimmte Inhalte fest miteinander verbunden sind: ein Hauptsatz, der sich vornehmlich aus einer Folge von hypothetischen Teilschritten (Perioden) aufbaut, betonte Negationen; ein unendliches und meist vergebliches Sichmühen, vergebliche – nicht zuletzt gedankliche – Ausbruchsversuche in Richtung auf Freiheit und Erlösung.

Wir finden diese Grundfigur z. B. in *Auf der Galerie*,¹¹ im *Jäger Gracchus*, im *Bericht für eine Akademie*¹² und in der Skizze *Fürsprecher*,¹³ die dem Prozeß-Roman sehr nahe steht. Als Beispiel zitiere ich den *Jäger Gracchus*, der, wie der Ewige Jude, das Dasein durchirrt und vergeblich Hilfe und Erlösung sucht. Seine Lage gleicht der des Adressaten der *Botschaft*:

Niemand wird lesen, was ich hier schreibe, niemand wird kommen, mir zu helfen; wäre als Aufgabe gesetzt, mir zu helfen, so blieben alle Türen aller Häuser geschlossen, alle Fenster geschlossen, alle liegen in den Betten, die Decken über den Kopf geschlagen, eine nächtliche Herberge die ganze Erde. Das hat guten Sinn, denn niemand weiß von mir, und wüßte er von mir, so wüßte er meinen Aufenthalt nicht, und wüßte er meinen Aufenthalt, so wüßte er mich dort nicht festzuhalten, so wüßte er nicht, wie mir zu helfen.¹⁴

Fast immer enthält die Grundfigur Wörter und Wendungen, die sie in universale Zusammenhänge stellen und sie als Modell der Welt- und Lebensverfassung erscheinen lassen: *alle, die ganze Erde*, bezieht der Jäger Gracchus auf seine Lage; *in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft* richtet sich die Perspektive einer Zirkusszene (*Auf der Galerie*); durch den ins Endlose wachsenden Raum (*so groß, kein Ende*) läuft der Bote des Kaisers (*und so*) weiter durch Jahrtausende. *Tempus-Modus-Gefüge*

Neben dem Satzbau fällt das Tempus-Modus-Gefüge der *Kaiserlichen Botschaft* auf. Es ist von zwei klaren Oppositionen bestimmt: von der Opposition zwischen Präsens und Perfekt und von der Opposition zwischen Indikativ (Präsens) und Konjunktiv II.

Im Perfekt steht der Abgang des Boten. In die Präsensebene gehen die Szenerie des Kaisertodes, der Lauf des Boten, das Warten des

¹¹ In: *Erzählungen*, S. 154f.

¹² In: *Erzählungen*, S. 190f.

¹³ In: *Beschreibung eines Kampfes*, S. 138.

¹⁴ In: *Beschreibung eines Kampfes*, S. 104.

Empfängers, die Anrede des Erzählers an das Empfänger-Du ein. – Im Konjunktiv II erscheinen die Ankunft des Boten und Teilfortschritte auf dem Weg dorthin. Die Opposition dazu bilden der vergebliche Lauf des Boten und das vergebliche Warten des Empfängers (im Indikativ Präsens). – Der Indikativ Präsens ist das Zentrum dieses Tempus-Modus-Gefüges. Auf ihn beziehen sich sowohl die Tempus- als auch die Modus-Opposition.

Das präsentisch Dargebotene ist keineswegs nur aktuelle Gegenwart. Seine Grenzen gegenüber dem Vergangenen, dem Zukünftigen, dem Zeitlosen sind unscharf. Es dehnt sich nach allen Seiten aus. Nur nach zwei Seiten ist es scharf begrenzt: nach dem Perfekt und nach dem Konjunktiv II hin.

Die Absendung und Abfertigung des Boten durch den Kaiser erhält im Gegensatz zum präsentisch Dargebotenen den Charakter des einmaligen, abgeschlossenen Ereignisses, das jedoch als Voraussetzung für das Gegenwärtige in die Präsensebene hereinreicht bzw. auf das der Erzähler aus der Präsensebene zurückgreift.

Die Menge ist so groß; ihre Wohnstätten nehmen kein Ende und Wie nutzlos müht er sich ab; immer noch zwingt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes – von dieser Umgebung hebt sich der siebte Satz, der erste Konjunktivsatz, ab. Er sagt die Befreiung des Boten und seine erlösende Ankunft hypothetisch aus. Je schroffer das indikativisch und das konjunktivisch Gefaßte einander gegenüberstehen, desto wirklicher erscheint der Indikativ und desto irrealer der Konjunktiv. Die „Wirklichkeitsform“ gewinnt hier ihre besondere Färbung aus dem Gegensatz zur erträumten Befreiung, Erfüllung, Erlösung. Ähnliches gilt auch für den achten Satz, den wir schon in anderem Zusammenhang betrachtet haben. Auch er steht zwischen indikativischen Aussagen, die mit besonderem Nachdruck den Erfolg des Boten ausschließen. Die betonte Negation der ohnehin nur gedachten Teilerfolge potenziert die quälende Aussichtslosigkeit seiner Anstrengungen.

Das Tempus-Modus-Gefüge der *Kaiserlichen Botschaft* stimmt in seiner Struktur genau mit der immer wiederkehrenden Struktur der Kafkaschen Parabelerzählung überein. Am Beginn dieser Parabelerzählung oder bald danach steht immer ein Initial-Ereignis, das ein Menschenleben aus der selbstverständlichen Ordnung wirft. Danach breitet sich die eingetretene Daseinsverfassung: Unsicherheit, Verfremdung, immer wieder mit Mißerfolgen endende Anstrengung mit

negativer Kontinuität *in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft*¹⁵ aus. Die Sehnsucht des Menschen, der aus diesem Zustand hinausstrebt, der sich aus ihm hinausdenkt, hinaussehnt, hinausräumt, bleibt – mit Ausnahme von *Amerika* – unerfüllt; sie scheitert an einer rätselhaft unzugänglichen, überlegenen Macht; nur gelegentlich fällt ein Glanz, ein täuschender oder schnell zurückweichender Erlösungsschimmer in die quälende Ausweglosigkeit des einmal eingetretenen Zustandes.

Wir finden diese Struktur z. B. im *Prozeß* und in seiner Kernfabel *Vor dem Gesetz*, im *Schloß*, in der *Verwandlung*, im *Jäger Gracbus*, in *Ein Landarzt* usw.¹⁶

Hatten wir es bisher mit nachweisbar gestaltungsbestimmenden grammatischen Strukturen zu tun, so wenden wir uns nun auffallenden Einzelercheinungen zu, die man, isoliert betrachtet, als zufällig und bedeutungslos abtun könnte. Und doch sind sie aufschlußreich im nicht verblaßten Sinn, wie ihre Analyse und Blicke über unseren Text hinaus zeigen.

Umschlag vom Konjunktiv II zum Indikativ

In der großen hypothetischen Periode der *Kaiserlichen Botschaft* (Satz 8) stutzt der grammatisch Geschulte und Empfindliche, wenn da plötzlich der Konjunktiv II in den Indikativ umschlägt: *und stürzte er (der Bote) endlich aus dem äußersten Tor ... liegt erst die Residenzstadt vor ihm ...*

Was soll das? Ist das ein Druckfehler? War Kafka in den elementaren Regeln der deutschen Schulgrammatik nicht ganz zu Hause? – Nun gab es allerdings noch in der Goethezeit den Brauch, nur gedachte Situationen als tatsächlich hinzustellen. In Goethes *Tasso* sagt Antonio:

Und tratst du Herr nicht zwischen uns herein,
so stünde jetzt auch ich als pflichtvergessen
mitschuldig und beschämt vor deinen Blicken.¹⁷

¹⁵ *Auf der Galerie*, in: Erzählungen, S. 154.

¹⁶ *Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet* (*Der Prozeß*, 1. Satz). – *Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt* (*Die Verwandlung*, 1. Satz).

Mein Todeskahn verfehlte die Fahrt, eine falsche Drehung des Steuers, ein Augenblick der Unaufmerksamkeit des Führers, eine Ablenkung durch meine wunderschöne Heimat, ich weiß nicht, was es war, nur das weiß ich, daß ich auf der Erde blieb und daß mein Kahn seither die irdischen Gewässer befährt ... (*Der Jäger Gracbus*, S. 102). – *Einmal dem Febläuten der Nachtglocke folgt – es ist niemals gutzumachen* (*Ein Landarzt*, letzter Satz.)

¹⁷ Angeführt bei Herbert Seidler / Allgemeine Stilistik, 2. Aufl., Göttingen 1963, S. 139.

Aber läßt sich die Stelle bei Kafka ohne weiteres darauf zurückführen? Wir müssen uns wohl in Kafkas Werk umsehen. Und da finden wir denselben Verstoß wiederholt, und zwar nicht beliebig, sondern stilistisch motiviert.

Ziehen wir zunächst Parallelfälle heran, bevor wir die Deutung unserer Stelle angehen. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang vor allem die kurzen tagebuchnahen Prosaskizzen, die den Band „Erzählungen“ einleiten. In einer von ihnen, mit dem Titel *Der Ausflug ins Gebirge*,¹⁸ reflektiert ein sehr kafkaeskes Ich über seine Einsamkeit, in der es niemand um sich hat: *Nur daß mir niemand hilft-, sonst wäre lauter Niemand hübsch.*¹⁹ *Ich würde ganz gern – warum denn nicht – einen Ausflug mit einer Gesellschaft von lauter Niemand machen. Natürlich ins Gebirge, wohin denn sonst? Wie sich diese Niemand aneinanderdrängen ... Versteht sich, daß alle in Fracke sind.* Der völlige Einsame, der niemand zur Gesellschaft hat, deutet den Mangel um und macht daraus durch Substantivierung der Negation eine Gesellschaft von lauter Niemand. Sein groteskes Gedankenexperiment überwältigt ihn, er verliert die Distanz dazu und identifiziert sich mit ihm. So gibt er die Charakterisierung als „nur gedacht“ auf und wechselt vom Konjunktiv II zum Indikativ über, als Zeichen dafür, daß ihm das Erdachte wirklich geworden ist. Das bloß Subjektive objektiviert sich, es wird nicht mehr als subjektiv gekennzeichnet und segelt gleichsam unter falscher Flagge.

Noch ein Beispiel, die Skizze, *Wunsch, Indianer zu werden*.²⁰ ... *Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glattgemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdeköpf.* Der Wünschende wünscht sich so intensiv in die Rolle des Indianers hinein, daß er in der Verfolgung seines Wunschtraumes in ihr aufgeht und sie dann noch überschreitet. Was er eben noch distanziert als „nur gewünscht“ und „nur vorgestellt“ charakterisiert hat, wird für ihn gleich darauf zur erfahrenen Wirklichkeit, dargestellt in der sogenannten „erlebten Rede“ (Indikativ Präteritum).

¹⁸ S. 34.

¹⁹ Mit groteskem Humor treibt dieses Ich als Sprachspiegel, was bei Heidegger philosophischer Ernst wird. Vgl. „Was ist Metaphysik?“

²⁰ S. 44.

Damit haben wir Voraussetzungen gewonnen, die es uns erlauben, den „Fehler“ in der *Kaiserlichen Botschaft* als Stilistikum zu deuten. Der Indikativ in der hypothetischen Periode widerspricht der Norm wie der Erwartung und schockiert deshalb. Es fällt auf, daß er am Ende der „nur gedachten“ Teilerfolge des Boten auf dem Weg zum Ziel eintritt. Er schließt sie mit einem scharfen Ruck ab. Er nimmt das unüberwindliche Hindernis der Residenzstadt, das den Boten erwartet, wenn er je doch einmal aus dem Palast herausgelangen sollte, überraschend aus dem nur Gedachten hinaus und setzt es massiv als wirklich gegeben hin.

Wie in den vorher betrachteten Parallelstellen erfolgt der Umschlag im Gefolge einer mehr oder weniger umfangreich aufgebauten Hypothese. Dort versetzt sich der Ich-Erzähler in sein Gedankenexperiment so intensiv hinein, daß ihm das nur Gedachte zur gegebenen Wirklichkeit wird. Und auch in der *Kaiserlichen Botschaft* geschieht etwas Ähnliches. Der Erzähler eilt dem Boten, der sich immer noch im innersten Palast abmüht, hypothetisch bis zum Ausgang des Palastes voraus. Dort aber vergißt er gleichsam den Hypothesencharakter seines Vorgriffes, das „nur gedachte“ wird zum „wirklichen“ Hindernis, an dem zugleich mit dem „nur gedachten“ Boten sein hypothetischer Befreiungsversuch scheitert.

Nun können wir uns einem noch schockierenderen Umschlag aus dem Konjunktiv II in den Indikativ nähern, der sich in der Parabel *Auf der Galerie* findet. Auch er ereignet sich am Ende einer weit ausgreifenden Hypothese, zum Abschluß des konjunktivischen Weltmodells, das die eine Hälfte der Parabel bildet, während ihm in der anderen Hälfte ein indikativisches Weltmodell antithetisch gegenübergestellt wird. Das konjunktivische Weltmodell zeigt, übereinstimmend mit vielen ähnlichen Modellen bei Kafka, das Dasein einer Zirkusreiterin als endlose Qual. Sie ist einem erbarmungslosen Direktor, einem erbarmungslosen Publikum und einem erbarmungslosen Orchester ausgeliefert. Das indikativische Modell entwirft dagegen ein Bild der Harmonie zwischen Zirkusreiterin, Direktor und Publikum. Sein Wirklichkeitsanspruch wird dadurch ausgehöhlt, daß es den schönen Schein des Zirkusauftrittes für wirklich erklärt, den doch jeder als bloßen Schein durchschaut. Damit erhält aber auf der Gegenseite das konjunktivische Modell, im Widerspruch zu seiner Charakterisierung als „bloß geträumt“, Wirklichkeitsanspruch. Der Darbietungsmodus und der Realitätsgehalt des Dargebotenen geraten also bei allen zwei

Modellen in Spannung zueinander. Die Auffassung, daß der Modus von der Ansicht (Perspektive) und nicht vom Realitätsgrad des Dargestellten abhängt, wird hier eindrucksvoll bestätigt. Zugleich wird deutlich, wie bewußt Kafka mit den Modusperspektiven umgeht.

*Wenn irgendeine hinfällige, lungenstüchtige Kunstreiterin ... im Kreise rundum getrieben würde ... – vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief das: Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters –.*²¹

Der unerwartete und normwidrige Umschlag aus der aufgebauten Sphäre des nur Vorgestellten ins Tatsächliche schockiert und macht damit den Protest gegen die aufgebaute Welt besonders eindrucksvoll. Zugleich zeigt er an, daß sich – wieder einmal – der Erzähler mit seinem gedanklichen Entwurf so sehr identifiziert, daß er ihn nicht mehr als „nur gedacht“ kennzeichnet. Wie den Einsamen auf dem *Ausflug ins Gebirge* die Niemand plötzlich umdrängen, wie der, welcher Indianer sein möchte, plötzlich über die Prärie jagt, so ergreift hier der Erzähler gegen das von ihm entworfene Schreckbild mit dem Galeriebesucher Partei. Dieser „wirkliche“ Protest gegen ein scheinbar „nur geträumtes“ Lebensbild entspricht auch der von uns beobachteten Spannung zwischen hypothetischer Darbietung und Realitätsanspruch.

Mir scheint, daß uns die Analyse der normwidrigen Übergänge vom Konjunktiv II zum Indikativ wichtige Einblicke in Kafkas Dichten gewährt hat.

Beiwörter

Anders als der auffällige Umschlag vom Konjunktiv II zum Indikativ in der hypothetischen Periode fallen zwei bedeutsame Adjektive in der *Kaiserlichen Botschaft* erst beim näheren Zusehen auf: *Kaiserlich* im Titel *Eine kaiserliche Botschaft* und *herrlich* in *Das herrliche Schlagen seiner Fäuste* (Z. 17).

Alle zwei Adjektive bzw. Beiwörter betreffen die Botschaft und ihren Charakter. Sie scheinen auf den ersten Blick die Substantive, denen sie attributiv zugeordnet sind, zu charakterisieren. Charakterisierende Adjektive geben Eigenschaften des Substantivs an und lassen sich in den Verbalbereich des Satzes überführen, wo sie werten, urteilen, Stellung nehmen; z. B. der unermüdliche Bote, er ist (läuft) unermüd-

²¹ Erzählungen, S. 154.

lich. Davon unterscheidet Brinkmann²² eine Gruppe von orientierenden Adjektiven. Sie orientieren über Herkunft, räumliche, zeitliche und andere Relationen. Sie können nicht in den Verbalbereich übertreten, d. h., sie werten, urteilen nicht. Zwei Beispiele: das väterliche Erbe, das jenseitige Haus (am anderen Ufer des Flusses). *Eine kaiserliche Botschaft*, das ist zunächst eine Botschaft, die vom Kaiser kommt, ein orientierendes Adjektiv also. Ist es nun aber vom Kontext (von der Parabelerzählung) her ebenso unstatthaft, zu sagen: *Die Botschaft ist kaiserlich* wie *Das Erbe ist väterlich* und *Das Haus ist jenseitig*? Ich glaube, nein. Die raum-zeitliche Entfernung (Distanz) zwischen dem Kaiser und dem Empfänger seiner Botschaft ist vom ersten Satz an wertbestimmt. Dafür sorgt schon der Bildgegensatz von Sonne und Schatten, der dann das Ganze durchzieht, über *das Zeichen der Sonne*, das dem Boten freie Bahn schaffen soll, bis zum *Abend*, an dem der Untertan, der ferne Schatten, vergeblich von der Ankunft des Boten träumt. Die Botschaft des Kaisers erscheint als etwas Herrliches. – *Kaiserlich* ist also im Zusammenhang unseres Textes nicht bloß Herkunftsbezeichnung, sondern zugleich auch wertgeladene Charakterisierung. Die Lautgleichheit von orientierendem und charakterisierendem Adjektiv ermöglicht diese stilistisch feine Verbindung, die eine Differenzierung der langue zugleich überspielt und ausnützt. In der Orientierung über Herkunft und Ort schwingt zugleich eine Wertung mit. Das heißt aber, daß der Titel *Eine kaiserliche Botschaft* in seiner grammatischen Struktur die poetische Struktur des Ganzen vorwegnimmt, in dem, ähnlich wie im mittelalterlichen Drama, alle Orte, Entfernungen, Bewegungen zugleich, ja primär geistig-werthafte Bedeutung haben.

Ist *herrlich* in *das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür* ein gewöhnliches charakterisierendes Adjektiv? Machen wir die Probe darauf, indem wir es in den Verbalbereich überführen: *das Schlagen ist herrlich*. Nein, das entspricht nicht. Auf das Substantiv bezieht sich *herrlich* nicht, zumindest nicht in erster Linie. Vielleicht bezieht es sich mehr auf den Verbinhalt des Verbalsubstantivs, so wie *stark* in *der starke Raucher: er schlägt herrlich (er raucht stark)*. Auch das paßt nicht. *Seine Fäuste schlagen an deine Tür. Das ist herrlich* bzw. *seine Fäuste schlagen – herrlich (ist's) – an deine Tür*. Damit haben wir die gesuchte Entsprechung. *Herrlich* bezieht sich offenbar auf die Aussage, auf den Satz im ganzen, es ist ein sogenanntes Satzadjektiv. Wenn wir *herrlich*

²² Die deutsche Sprache, S. 109ff.

in flektierter Form beim Substantiv antreffen, dann scheint es uns das Substantiv zu charakterisieren. Dadurch wird unsere Aufmerksamkeit davon abgelenkt, daß „herrlich“ von seiner Herkunft her ein Urteil über den ganzen Satz enthält. Die scheinbare Charakteristik des Vorgangs *Schlagen* enthält und verdeckt zugleich eine Stellungnahme des Erzählers der *Kaiserlichen Botschaft*. Die Beziehung auf das wertende Subjekt ist die Hauptsache, nicht die Charakterisierung des Vorgangs.

Wir haben also an zwei Fällen beobachten können, wie Kafka Eigenarten des deutschen Adjektivsystems dazu benützt, vorwiegend Subjektives, Subjektbezogenes in verdeckter, scheinbar gegenstandsbezogener Form hinzustellen.

Dieses deutsche Adjektivsystem ist dadurch bestimmt, daß die scharfe Trennungslinie nicht, wie die Schulgrammatik immer noch lehrt, zwischen dem Adjektiv in prädikativischer und attributiver Verwendung auf der einen und dem Adverb auf der anderen Seite verläuft, sondern zwischen dem flektierten Adjektiv in der Substantivgruppe und dem unflektierten Adjektiv in allen anderen Positionen, besonders in der Verbalgruppe. Dazu kommen morphologisch nicht oder nur selten gekennzeichnete Differenzierungen sowohl in der Substantivgruppe (charakterisierendes, orientierendes Beiwort) als auch in der Verbalgruppe (prädikatives, adverbiales Adjektiv, Satzadjektiv). Die Dichtersprache kann sowohl die Überschreitung der scharfen Grenzen zwischen dem unflektierten und dem flektierten Adjektiv als auch die Mehrwertigkeit des flektierten wie des unflektierten Adjektivs stilistisch fruchtbar machen.

Bei Kafka haben wir die Grenzüberschreitung und die Mehrwertigkeit des flektierten Adjektivs als Stilistika kennengelernt. Glinz hat gezeigt, wie Hölderlin die morphologische Nichtunterscheidung zwischen prädikativem und adverbialen Adjektiv fruchtbar macht.²³

Erlauben Sie mir an dieser Stelle eine Abschweifung zu Georg Trakl, besonders zu seinem *Salzburger* Gedicht *Die schöne Stadt*. Eine auffallende grammatische Eigenart der Sprache dieses Gedichts und Trakls überhaupt besteht nämlich gerade darin, daß sie die in der deutschen Sprache angelegten Möglichkeiten der mehrseitigen Beziehungen des Adjektivs aufs äußerste nützt und sie auch überschreitet.

Sonnig in Vers 1 (*Alte Plätze sonnig schweigen*) und *silbern* in Vers 27

²³ Der deutsche Satz, Kap. „Das reine Adjektiv als Satzglied“, S. 116–133, besonders S. 126 ff.

(*Silbern flimmen müde Lider*) sind sowohl adverbial als auch prädikativ zu verstehen: die alten Plätze schweigen und sind sonnig. Die Lider flimmern und sind silbern. Der Reiz besteht gerade in der doppelten Beziehung. Übersetzt man solche Adjektive ins Englische, Französische, Lateinische, so muß man sich oft für eine der Beziehungen entscheiden und den Reiz der Doppelbeziehung aufgeben.²⁴

Im ersten Vers der sechsten Strophe (*Helle Instrumente singen*) muß man *belle* nicht nur als flektiertes charakterisierendes Adjektiv auffassen; man könnte es auch auf das Verb beziehen, besonders wenn man den scheinbar genau gleich gebauten, korrespondierenden Schlußvers der Strophe *Leise junge Mütter singen* dazunimmt, wo *leise* eindeutig auf das Verb bezogen ist.²⁵

Indem Trakl mit der deutschen Grammatik und zum Teil über sie hinaus Adjektive (besonders die Farbadjektive) mehrseitig bezieht, verhilft er ihnen zu einem größeren Wirkungsbereich, der sich dort, wo sie zugleich auf den Vorgang und auf den Träger des Vorgangs zu beziehen sind, über den ganzen Satz ausdehnt.

Nun ist *Die schöne Stadt* ein ziemlich frühes Gedicht Trakls. Die Eigenart seines Sprachstils beginnt erst hervorzutreten. Was wir hier im Ansatz gefaßt haben, verstärkt sich später mehr und mehr. Da finden wir die Verbindung von orientierendem und charakterisierendem Adjektiv: *Ihr großen Städte | steinern aufgebaut | in der Ebene! Steinern* ist zugleich Herkunftsbezeichnung und wertende Charakterisierung.²⁶

Da finden wir sehr häufig die Doppelbeziehung auf den Vorgang und auf den Träger des Vorgangs: *Das Rohr bebt gelb.*²⁷ *Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung.*²⁸ *Sein Antlitz grau im Mond verfällt.*²⁹ *Silbern blühte der Mohn auch.*³⁰ *In einer Kinderschar fliegt rot ein Kleid.*³¹

²⁴ Der Vers *Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung* aus *De Profundis* lautet in einer französischen Übersetzung *Ses yeux quêtent, ronds et dorés, dans le crépuscule (Rêve et Folie et autres Poèmes par Georg Trakl. Texte allemand, traduction et préface par Henri Stierlin, Paris 1956, S. 67)*. Die Verse *Ein Dorf | Das fromm in braunen Bildern abstirbt* aus *Die Schwermut* lauten in einer englischen Übersetzung *A little town | That piously dies away into brown pictures* (Twenty Poems of Georg Trakl. Translated by James Wright and Robert Bly, Madison 1961, S. 45).

²⁵ Diese Beobachtung verdanke ich einem mündlichen Hinweis von Prof. Johannes Erben. Fast alle Teilnehmer an einer Seminarübung, die der Verfasser im Mai 1966 an der Universität Jena abhielt, verstanden „helle“ verbbezogen.

²⁶ Georg Trakl, *Die Dichtungen*, 11. Aufl., Salzburg o. J., S. 170.

²⁷ Ebd., S. 38.

²⁸ Ebd., S. 67.

²⁹ Ebd., S. 31.

³⁰ Ebd., S. 160.

³¹ Ebd., S. 59.

Das Adjektiv mehrfach beziehen heißt zugleich, auf seine syntaktische Festlegung verzichten. Geht man auf diesem Weg weiter, so kommt man zum isolierten, absolut gesetzten Adjektiv. Der Vers: *Am Abend liegt die Stätte öd und braun*³² ist auf dem Weg dorthin. Man kann *öd und braun* mit dem gleichen Recht als unflektierte, nachgestellte attributive Adjektive zu *Stätte*, als zugleich prädikative und adverbiale Adjektive und als Nachtrag zum ganzen Satz verstehen, der aus dem Satzverband herausgenommen und damit syntaktisch ganz unbestimmt geworden ist.

Ein Äußerstes in dieser Richtung bietet das Prosastück *Verwandlung des Bösen*.

*Braun und schweigsam*³³ (Z. 6) ist als Nachtrag aus dem Satz herausgenommen und kann ebensogut auf das Vorangegangene (das Tier, den Jäger usw.) wie auf das Folgende bezogen werden.

Böse (Z. 13) ist zugleich isoliert, mit Satzwert absolut gesetzt und allseitig bezogen. Gerade die syntaktische Isolierung ermöglicht ihm die Ausstrahlung auf das ganze Stück, zumindest aber auf den ersten Absatz, den es abschließt. In dem zugleich isolierten und allseitig bezogenen Adjektiv, das zum Stimmungsträger ganzer Dichtungen werden kann und auf das Subjekt zurückverweist, erreicht die Tendenz, die wir in ihren ersten Ansätzen in der „Schönen Stadt“ beobachtet haben, ihr Ziel und ihren Gipfel.

Du

Kehren wir zur *Kaiserlichen Botschaft* zurück, um eine letzte grammatische Besonderheit festzuhalten, die für die Erzählweise bestimmend ist. Der erste Satz wendet sich an ein *du*, das mit dem vergeblich wartenden Empfänger der Botschaft identisch ist. Jeder Leser kann sich damit angesprochen fühlen, um so mehr, da die „Sage“ als Existenzmodell gestaltet ist. Nun könnte das *du* aber auch das *du* eines Selbstgesprächs sein, in dem der Erzähler sich selbst die Parabel seiner Existenz erzählt. Auch gegen diese Annahme spricht in der *Kaiserlichen Botschaft* nichts. Das *du* ist also nicht eindeutig zu machen, zumindest textimmanent nicht.

Blicken wir über die *Kaiserliche Botschaft* hinaus. Wir finden in Kafkas Werk eine seltsame Vertauschbarkeit des Personalpronomens, der personalen Rollen: *Ich, du, er, man* scheinen untereinander fast be-

³² Ebd.

³³ Ebd., S. 127.

liebig auswechselbar. Vom *er* zum *man*, das sich ebenso gut auf *ich* beziehen könnte, geht es z. B. in den Prosaskizzen mit dem Titel *Er*:³⁴ *Die Strömung, gegen die er schwimmt, ist so rasend, daß man in einer gewissen Zerstreuung manchmal verzweifelt ist über die öde Rube, inmitten welcher man plätschert, so unendlich weit ist man nämlich in einem Augenblick des Versagens zurückgetrieben worden.* Ich brauche im einzelnen nicht auszuführen, wie kafkaesk die Situation und der Ansatz zu einer Fabel hier ist. Um so mehr ist man geneigt, in dem *man* das *ich* zu finden, das sich – analog zu dem, was wir beim Umschlag vom Konjunktiv II zum Indikativ beobachtet haben – mit der erzählten Gestalt identifiziert.

Die Vertauschbarkeit des Sprechers, des Angesprochenen und des Besprochenen hebt die qualitativen Unterschiede zwischen ihnen auf. Man kann diesen Vorgang ebenso als Subjektivierung wie auch als Entsubjektivierung auffassen. Das *ich* verbirgt sich in allen Rollen, und das *ich* verliert seine Identität, seine Sonderstellung an die verschiedenen Rollen. Dazu paßt es, daß man schon längst bemerkt hat, wie wenig individuell-persönlich das *ich* bei Kafka geprägt ist.³⁵

Im Anschluß an die Diskussion verschiedener auffallender und gestaltungsbestimmender Grammatika in der *Kaiserlichen Botschaft* fragen wir nun, ob mehrere von ihnen zu stilwertigen Funktionsgemeinschaften zusammentreten. Dabei ist allerdings Vorsicht geboten: Nur zu leicht kann man sich bei der Synthese irren, wenn auch die Einzelszüge richtig erfaßt sind. Andererseits bedeutet es einen wichtigen Schritt auf dem Wege der Annäherung an das Individuelle, wenn zunächst getrennte Ansätze zusammenführen, wenn es sich ohne Zwang ergibt, daß einzeln beobachtete und verfolgte grammatische Züge gemeinsam in eine Richtung weisen. Das trifft aber in unserem Fall zu.

Das besondere Verhältnis von Spannung und Lösung im Satzbau, die syntaktisch-inhaltliche Grundfigur, das Tempus-Modus-Gefüge – sie alle entsprechen genau der dargestellten Parabel, darüber hinaus festen Zügen der Parabelerzählung Kafkas und dem darin regelmäßig wiederkehrenden Existenzmodell. Kafkas Sprache nützt dabei Möglichkeiten, die in der deutschen Sprache angelegt sind.

³⁴ *Beschreibung eines Kampfes*, S. 299.

³⁵ Martin Walser, *Beschreibung einer Form* (= Literatur als Kunst) München 1961, S. 37–39; Heinz Politzer, *Franz Kafka, der Künstler*, Frankfurt 1965, S. 39f.

Der überraschende und normwidrige Umschlag vom Konjunktiv II zum Indikativ in der hypothetischen Periode, die mehrseitig bezogenen Beiwörter, das doppelsinnige *du*, all diese ungewöhnlichen oder auch gegen die grammatischen Normen verstoßenden Grammatika verwischen Unterscheidungen zwischen Innen und Außen, zwischen Subjektivem und Gegenständlichem: Das, was als „nur gedacht“ gekennzeichnet wird, ist deutlicher an das Subjekt gebunden als das, was als wirklich gegeben hingestellt wird. Das orientierende Beiwort „*kaiserlich*“ ist stärker gegenstandsbezogen als das charakterisierende. Das Satzadjektiv „*berrlich*“ ist stärker subjektbezogen, d. h. auf den Sprecher bezogen, als das charakterisierende Beiwort *berrlich*. Das *du* des Selbstgesprächs ist enger mit dem Subjekt verbunden als das *du* des Dialogs. Wir beobachten hier einen Vorgang der Objektivierung des Subjektiven und der Subjektivierung des Objektiven, der gegenseitigen Durchdringung von Subjekt und Objekt. Gerade dieser Vorgang wird vielfach als eines der Hauptkennzeichen der modernen Dichtung genannt.³⁶ Dazu stimmt es, wenn wir beim Adjektiv Trakl in dieselbe Richtung gehen sehen wie Kafka, nur viel intensiver. Es ließe sich zeigen – wozu hier die Zeit fehlt –, daß auch bei Trakl mehrere grammatische Züge gemeinsam in diese Richtung weisen.

Wir blicken abschließend zurück und halten fest, wie wir bei diesem Versuch einer grammatischen Interpretation vorgegangen sind. Wir haben bei verschiedenen gestaltungsbestimmenden und auffällig hervortretenden Grammatika angesetzt und sie für sich betrachtet, mit der doppelten Blickrichtung auf die besondere Ausprägung und auf die grammatisch-stilistische Systematik.

³⁶ Zum Beispiel der „personale Roman“ bei Franz K. Stanzel, *Typische Formen des Romans* (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 187), Göttingen 1964, S. 39–52; die „Entpersönlichung“ bei Hugo Friedrich, *Die Strukturen der modernen Lyrik* (= rowohlts deutsche enzyklopädie 25), Hamburg 1956, S. 26f.; Wilhelm Emrich über Kafka: „die innere Welt der Gefühle, Vorstellungen nimmt hier konkrete, sinnlich sichtbare Gestalt an. . .“ („Die Erzählkunst des 20. Jahrhunderts und ihr geschichtlicher Sinn“. In: *Deutsche Literatur in unserer Zeit* [= Kleine Vandenhoeck-Reihe 73/74], Göttingen 1959, S. 74); Clemens Heselhaus über Trakl: „Das Nicht-Erscheinen des Ich ist geradezu eine Irreführung über die starke Anteilnahme des Dichters. Nun hat aber auch die moderne Prosa eine Redeweise entwickelt, in welcher der Erzähler persönlich nicht mehr auftritt, aber um so stärker in der Deutung anwesend ist: das ist die Form der erlebten Rede oder auch des monologue intérieur. Ich vermute nun, daß man das lyrische metaphorische Sprechen Trakls mit der erlebten Rede der Prosa vergleichen darf.“ (*Deutsche Lyrik der Moderne von Nietzsche bis Yvan Goll*, 2. Aufl., Düsseldorf 1962, S. 236.)

Wir haben uns dabei nicht auf eine grammatische Erscheinung beschränkt. Die isolierte Berücksichtigung und Auswertung einer Einzelercheinung ist immer in Gefahr, die Proportionen zu verzerren. Dagegen bietet die Betrachtung mehrerer Grammatika Möglichkeiten der gegenseitigen Kontrolle und Stützung. Wie viele man heranziehen soll, läßt sich bei der hier vorgeschlagenen Art der grammatischen Interpretation nicht vorausbestimmen. Es hängt davon ab, wie viele auffallen und als gestaltungsbestimmend erkannt werden. Und das hängt wieder sowohl vom Gegenstand wie vom Betrachter und seinem grammatischen Erwartungshorizont ab. Ich habe mich hier im übrigen bewußt mit einer Auswahl begnügt, die leicht zu erweitern gewesen wäre.

Wir sind grundsätzlich bei unserem Text, der *Kaiserlichen Botschaft*, geblieben, haben aber ebenso grundsätzlich auch über ihn hinausgeblickt und nach dem Vorkommen der beobachteten grammatischen Einzelzüge und ihrer Konstellationen in anderen Werken des Dichters (Kafka) und anderer Dichter (Trakl) Ausschau gehalten.

Am Schluß stand die Frage nach stilprägenden Funktionsgemeinschaften der betrachteten Grammatika. Dabei ist wohl immer darauf zu achten, daß viele grammatische Erscheinungen stilistisch mehrdeutig sind. So hat etwa die Wenn-Periode der Kafkaschen Grundfigur, die in einer Reihe vergeblicher Ansätze „nur gedachte“ Möglichkeiten durchläuft, einen ganz anderen Stilwert als die weit in die Zukunft ausgreifende Wenn-Periode bei Klopstock oder die allvereinigende Wenn-Periode bei Goethe.³⁷

Der Wert des vorgeschlagenen Weges scheint mir darin zu liegen, daß er dazu beitragen kann, Dichtung als Sprachwerk und als Sprachkunstwerk zu verstehen, daß er die Grammatik immer wieder an die höchsten Sprachgestaltungen heranzuführt, sie an ihnen erprobt und sie dabei ergänzen und verfeinern kann, daß er sich der Dichtung nicht anspruchsvoll und unkontrollierbar nachdichtend, sondern kritisch nachvollziehbar durch fortschreitende Individualisierung nähert. Die grammatische Interpretation kann dabei verschiedenen Graden der Individualität von Dichtung gerecht werden, ohne dem Geheimnis des Individuums und der einmaligen Schöpfung zu nahe zu treten.

³⁷ Vgl. dazu August Langen, *Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, 2. Aufl., Bd. 1, Berlin 1957, Sp. 1076f. Zu Goethe vgl. Werthers Brief vom 10. Mai 1771, aber auch noch so späte Beispiele wie das Dornburger Lied (1828) „Früh, wenn Tal...“

FRANZ KAFKA

Eine kaiserliche Botschaft

Der Kaiser – so heißt es – *hat* (dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen [dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten], gerade dir *hat* der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft) *gesendet* (1). Den Boten *hat* er beim Bett*niederknien* 5 *lassen* und ihm die Botschaft ins Ohr *geflüstert*; so sehr war ihm an ihr gelegen, daß er sich sie noch ins Ohr wiedersagen ließ (2). Durch Kopfnicken *hat* er die Richtigkeit des Gesagten *bestätigt* (3). Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände *werden* *niedergebrochen*, und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen 10 *stehen* im Ring die Großen des Reichs – vor allen diesen *hat* er den Boten *abgefertigt* (4). Der Bote *hat* sich gleich auf den Weg *gemacht*; ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann; einmal diesen, einmal den anderen Arm vorstreckend, *schafft* er sich Bahn durch die Menge; *findet* er Widerstand, *zeigt* er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne *ist*; er *kommt* 15 *auch* *leit* vorwärts, wie kein anderer (5). Aber die Menge *ist* so groß; ihre Wohnstätten *nehmen* kein Ende (6). *Öffnet* sich freies Feld, wie *würde* er fliegen und bald wohl *hörtest* du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür (7). Aber statt dessen, wie nutzlos *müht* er sich ab; immer noch *zwingt* er sich durch die Gemächer des innersten Palastes; 20 *niemals* wird er sie überwinden; und *gelänge* ihm dies, nichts *wäre* gewonnen; die Treppe hinab *müßte* er sich kämpfen; und *gelänge* ihm dies, nichts *wäre* gewonnen; die Höfe *wären* zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe; und wieder ein Palast; und so weiter durch Jahrtausende; 25 *und stürzte* er endlich aus dem äußersten Tor – aber niemals, niemals *kann* es geschehen –, *liegt* (!!) erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes (8). Niemand *dringt* hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten (9). – Du aber *sitzt* an deinem Fenster und *erträumst* sie dir, wenn der Abend *kommt* (10).

FRANZ KAFKA

Auf der Galerie

Wenn irgendeine hinfallige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreis rundum **getrieben wurde**, auf dem Pferde schwir- 5 *rend*, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und **wenn** dieses Spiel unter dem nicht aussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft **sich fortsetzte**, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhämmer sind – vielleicht

- 10 eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge
 hinab, stürzte in die Manege, rief (!!) das: Halt! durch die Fanfaren
 des immer sich anpassenden Orchesters.
Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt . . . –
 da dies so *ist*, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und,
 15 im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er,
 ohne es zu wissen.

GEORG TRAKL

Verwandlung des Bösen

- Herbst: schwarzes Schreiten am Waldsaum; Minuten stummer Zer-
 störung; auflauscht die Stirne des Aussätzigen unter dem kahlen Baum.
 Langverganger Abend, der nun über die Stufen von Moos sinkt;
 November . . . Unter dem Haselgebüsch weidet der grüne Jäger ein
 5 Wild aus. Seine Hände rauchen von Blut, und der Schatten des Tiers
 seufzt im Laub über den Augen des Mannes, *braun und schweigsam*; der
 Wald. Krähen, die sich zerstreuen; drei . . . Angst, grünes Dunkel, das
 Gurgeln eines Ertrinkenden; aus dem Sternenweiher zieht der Fischer
 einen großen, schwarzen Fisch, Antlitz voll Grausamkeit und Irrsinn.
 10 Die Stimmen des Rohrs, hadernder Männer im Rücken schaukelt jener
 auf rotem Kahn über frierende Herbstwasser, lebend in dunklen Sagen
 seines Geschlechts und die Augen steinern über Nächte und jungfräu-
 liche Schrecken aufgetan. *Böse.*

GEORG TRAKL

Die schöne Stadt

- Alte Plätze sonnig schweigen.*
 Tief in Blau und Gold versponnen
 Traumhaft hasten sanfte Nonnen
 4 Unter schwüler Buchen Schweigen.
Aus den braun erhellten Kirchen
 Schauen des Todes reine Bilder,
 Großer Fürsten schöne Schilder.
 8 Kronen schimmern in den Kirchen.
 Rösser tauchen aus dem Brunnen.
 Blütenkrallen drohn aus Bäumen.
 Knaben spielen wirr von Träumen
 12 Abends leise dort am Brunnen.
 Mädchen stehen an den Toren,
 Schauen scheu ins farbige Leben.
 Ihre feuchten Lippen beben
 16 Und sie warten an den Toren.

Zitternd flattern Glockenklänge,
Marschtakt hallt und Wacherufen.
Fremde lauschen auf den Stufen.
20 Hoch im Blau sind Orgelklänge.
Helle Instrumente singen.
Durch der Gärten Blätterrahmen
Schwirrt das Lachen schöner Damen.
24 *Leise junge Mütter singen.*
Heimlich haucht an blumigen Fenstern
Duft von Weihrauch, Teer und Flieder.
Silbern stimmen müde Lieder
28 Durch die Blumen an den Fenstern.

Gesprochene Sprache

Zu ihrer Typik und Terminologie

Von Hugo Steger

Wenn Cicero am Anfang seiner Schrift *Orator* eingesteht, die Behandlung des Themas gehe über seine Kräfte, er befürchte deshalb die Kritik gelehrter Männer und dürfe nicht hoffen, mit der Sache glücklich fertig zu werden; wenn er schließlich voraussieht, sein Auftraggeber werde in seinen Worten die Besonnenheit vermissen, und versichert, er füge sich nur, weil die Aufforderung, dieses Thema zu behandeln, berechtigt sei, so kann all dies auch für mich gelten in diesem Augenblick, wo ich über ein dem seinen verwandtes Thema sprechen soll. Zu allen Schwierigkeiten, und weit über die Bedingungen der *inventio*-Topik hinaus, kommt, daß der Tadel der Gelehrten, den ich befürchten muß, um so schwerer wiegt, als die meisten von ihnen mein Thema selbst schon im einen oder anderen Zusammenhang behandelt haben.¹

Und natürlich fuße ich dankbar auf all dieser Arbeit und kann wirklich nicht behaupten *carmina non prius audita ... canto* (Horaz, Oden III, 1.2).

Eine Typenklassifikation kann kein Selbstzweck sein, sondern sie soll dazu beitragen, einen Gegenstand in der ihm angemessenen Weise aufzuschließen und in ihrer Gliederung die Wege zu bezeichnen, auf denen man ihn zunächst in Teilen, dann aber als Ganzes beschreiben, erklären, verstehen kann. Insofern kann eine solche Klassifikation (und die daraus folgenden Benennungen) eigentlich immer erst am Ende des Forschungsweges wirklichen Erfolg haben.

Indessen muß man den, von außen besehen, ungefügen Gesamt-

¹ Vgl. die am Ende der Arbeit angefügte wichtigere Literatur zum Problem im engeren Sinne. Was dort angeführt ist, wird nur mit Name, Erscheinungsjahr und Seitenzahl zitiert. Handbücher sind in der Liste nur in besonderen Fällen enthalten.

komplex doch erst einmal aufteilen und die Ausschnitte benennen, damit Teile gewonnen werden, mit denen er vorläufig überblickt und gefaßt werden kann. Schließlich reichen für die Erforschung von Teilaspekten die Kräfte wirklich aus.

Von der Art dieser Vorgliederung hängt deshalb ein guter Teil der späteren Ergebnisse ab. Wie es aber ein unzweckmäßiges Verfahren ist, einen Patienten für eine Untersuchung einfach zu vierteilen, da er ja dann am Ende das Leben ließe, so suchte die Forschung auch seit alters zu erreichen, daß unser Gegenstand „Sprache“ nicht als Ganzes verlorengehe, wenn seine Teile untersucht werden.

Deshalb ist die Notwendigkeit offenbar, auf Grund vorhergegangener Erfahrungen und Teilerkenntnisse stets von neuem zu überprüfen, ob die Segmente richtig gewählt sind oder besser ausgegrenzt werden könnten, um im einzelnen wie im ganzen die Erkenntnis zu fördern.

„... Tiefgreifend sind die Unterschiede in den Bedingungen, in den Mitteln und Zwecken, in der gesamten Gestaltung, die zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort bestehen. Wer all das unbefangen ins Auge faßt, wird nicht daran denken können, das eine als Maßstab für das andere zu betrachten.“²

Diese zusammenfassende Feststellung findet sich in einem ebenso material- wie gedankenreichen Vortrag, den Otto Behaghel 1899 bei der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins in Zittau hielt. Behaghel legte damals in seitdem kaum wieder erreichter Vollständigkeit, und mit hervorragenden Beispielen belegt, die verschiedenen Unterschiede dar, welche die gesprochene Sprache von der geschriebenen trennen, und gab gleichzeitig ihre Begründung, von der wir noch heute das allermeiste als richtig akzeptieren müssen. Behaghel stellte auch schon die jetzt wieder besonders aktuelle Frage, ob es wirklich richtig ist, wenn manche dafür eintreten, der gesprochenen Sprache einen entscheidenden Einfluß auf die geschriebene einzuräumen. Sein Verfahren ist dabei einerseits beschreibend-vergleichend und andererseits historisch.

Nicht immer sind in der seitherigen Diskussion die Probleme so vielseitig, scharfsinnig und ausgewogen betrachtet worden wie bei Behaghel, und die durch ihn bereits erhärtete methodische Nützlichkeit, ja Notwendigkeit einer Zweiteilung in gesprochene und geschriebene Sprache als Gliederungsprinzip setzte sich gegenüber der

² Otto Behaghel, Geschriebenes und gesprochenes Deutsch, in: Von deutscher Sprache, Lahr 1927, S. 23.

methodisch weniger exakten herkömmlichen Dreigliederung Schriftsprache–Umgangssprache–Mundart nicht durch.³

Es kommt nicht von ungefähr, daß der Syntaktiker Behaghel die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache deutlicher bemerkte und betonte, während die wesentlich auf lautliche Scheidungen ausgehende Forschung bei der Dreiteilung verharrete. Erst als in jüngster Zeit die Syntaxforschung erneut kräftig in Gang kam, trat das Problem wieder klar und unabweislich zutage. Hans Eggers hat deshalb, um nur wenige Namen als Beispiele anzuführen, in seinem Aufsatz „Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart“⁴ die Zweiteilung wieder besonders hervorgehoben, und Christe Leska geht von ihm aus, um in ihren „Vergleichende(n) Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache“⁵ eine methodisch schärfere Prozedur zur Trennung der beiden Bereiche vorzuführen. Dabei legt sie in Beispielen die Unterschiedlichkeit der gesprochener und geschriebener Sprache zugrunde liegenden Strukturmodelle vor. Auch Heinz Rupp's Vortrag „Gesprochenes und geschriebenes Deutsch“ wie die Dissertation seines Schülers Heinz Zimmermann führen die Diskussion im Sinn einer methodischen Schärfung fort.⁶

Durch Friedrich Kainz' „Physiologische Psychologie der Sprachvorgänge“⁷ und durch Aufsätze wie Gerhard Grünewalds „Bemerkungen zu einer vergleichenden Betrachtung von Sprechen und Schreiben“⁸ wird die vergleichende Fragestellung auch auf psychomotorische Vorgänge mit Erfolg ausgedehnt. So fern dies dem Linguisten zuerst liegen mag, es zeigt uns doch, wie komplex das Problem ist und wie notwendig es ist, die linguistischen Beobachtungsverfahren zu verbessern und den Blick auf die physischen und psychischen Voraussetzungen der Sprachfähigkeit des Menschen über den historischen und systematischen Forschungen nicht zu verlieren. Eine empirische Sprachsoziologie wird ja sowieso zwischen den Bereichen stehen müssen.

Es ist mit Recht betont worden, daß es gerade auch für die Beob-

³ Vgl. die Literatur am Ende der Arbeit.

⁴ Eggers 1962, S. 49ff.

⁵ Leska 1965, S. 427ff.

⁶ Rupp 1965, S. 19ff., – Zimmermann 1965, besonders S. 14ff.

⁷ Friedrich Kainz, Psychologie der Sprache, Bd. 1–4, Stuttgart 1954–1960, besonders Bd. 3: Physiologische Psychologie der Sprachvorgänge, 1954.

⁸ Gerhard Grünewald, Bemerkungen zu einer vergleichenden Betrachtung von Sprechen und Schreiben, *Phonetica* 1, 1957, S. 193ff. (Lit.).

achtung der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Kommunikationsformen gesprochene Sprache und geschriebene Sprache unabdingbar ist, daß ihre Strukturen möglichst scharf voneinander abgegrenzt werden. Ist sich die Forschung darüber klargeworden, so müssen wir nach akzeptablen formalen Abgrenzungsprinzipien fragen. Wie immer bei Theorienbildungen im Bereiche der Geisteswissenschaften liegt hier die größte Schwierigkeit darin, daß wir das Beobachtungsfeld zunächst einmal abstecken müssen, um seine eigentlichen Grenzen hinterher exakter bestimmen zu können. Da aber die Gefahr besteht, daß die Art der vorher vorgenommenen Abgrenzungen die Ergebnisse beeinflußt, ja verfälscht, ist es in unserem Falle besser, am Anfang ein gewisses Niemandsland zwischen den Bereichen unbeobachtet liegenzulassen.

Als gesprochene Sprache kann deshalb und auf Grund dessen, was uns das bisher untersuchte, verhältnismäßig schmale Material lehrt, nur akzeptiert werden,

1. was gesprochen wird, ohne vorher aufgezeichnet worden zu sein;
2. was gesprochen wird, ohne vorher länger für einen bestimmten Vortragszweck bedacht worden zu sein.

Schließlich sollte vorerst praktischerweise nur Sprache akzeptiert werden, die

3. gesprochen wird, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen; auch wenn es sich um immer unschriftliche Formen und Formeln handelt.

Das heißt, es scheint gegenwärtig nützlich, nur gesprochene Sprache zuzulassen, die mit Prosasatzmustern kodiert wird.

Die meisten von uns werden die geschriebene Sprache doch spontan als deutlicher faßbar und dauerhafter fixiert betrachten, Ergebnisse alter Gewöhnungen, so mag die hier vorgenommene negative Oppositionsbildung gerechtfertigt scheinen; da ja offenbar die alleinige Opposition „gesprochen“: „geschrieben“ nicht ausreicht, weil jedes Geschriebene auch nachträglich gesprochen werden kann.

Deshalb dürfte die erste Bedingung leicht einleuchten. Schon Behaghel hat in dem vorhin genannten Vortrag, entgegen späteren Verunschärfen,⁹ hervorgehoben, daß die „feierliche Rede, die Predigt, der Festvortrag, der rednerische Erguß in der Versammlung, in den Volksvertretungen ... im großen und ganzen nichts anderes (ist)

⁹ Kretschmer 1918, S. 10. – Vgl. Baumgärtner 1959, S. 13.

als ein Sprechen des geschriebenen Wortes“.¹⁰ Viele andere Bereiche, heute etwa die Rundfunksprache (Nachrichtentexte, Vorträge, Features, Diskussionen) kommen hinzu.¹¹

Aber auch die zweite Bedingung ist methodisch begründet, denn das Ausdenken und gedächtnismäßige Einüben einer Rede, einer Antwort führt erfahrungsgemäß zu einem Gedächtniskonzept, das der Form der Schriftsprache zustrebt und das beim Vortrag nur dort in der Diktion der gesprochenen Sprache wiedergegeben wird, wo das Gedächtnis die fixierte Form des Gedankens nicht behalten hat oder wo durch Erregung und Konzentration in veränderter Situation Abrufhemmungen des gespeicherten Textes auftreten, während der Gedankenkomplex verfügbar ist und neu formuliert werden muß.

Die dritte Bedingung schließlich bringt keine entscheidende Beschränkung des Materials, ist aber wohl notwendig, da die „gebundenen“ Formen eigener Vergleichsuntersuchungen bedürfen.

Dies zusammengenommen, muß natürlich bedeuten, daß der Niederschlag gesprochener Sprache in der Literatur bei der Erforschung der gesprochenen Sprache aus methodischen Gründen auszuscheiden ist.

Selbstverständlich bleibt dabei die innerschriftsprachliche Auseinandersetzung zwischen den Strukturen der fixierten und stilisierten gesprochenen und der geschriebenen Sprache ein erregendes Thema historischer und soziologischer wie strukturaler Sprach- und Literaturforschung und mit zunehmender Kenntnis der Eigenstruktur gesprochener Sprache werden hier vielleicht noch wichtige Ergebnisse erwartet werden können, da wir erst dann die Wege der Stilisierung gesprochener Sprache im Text deutlicher sehen werden.¹²

Ein besonderes Problem bleibt auch die Gewinnung und Auswertung von fixierter Sprechsprache in der Literatur als Material für historische gesprochene Sprache. Wieviel Unbekannte dabei aber im Spiel

¹⁰ Behaghel, *Geschriebenes und gesprochenes Deutsch* (vgl. Anm. 2), S. 27.

¹¹ Herbert Scheffler, *Paraphrase über das Feature*, *Rufer und Hörer* 1950/51, S. 305 ff. – Lutz Besch, *Bemerkungen zum Feature*, *Rundfunk und Fernsehen* 1955, 1, S. 94 ff. – Clemens Martin, *Sprachprobleme der Rundfunknachricht*, *Muttersprache* 70, 1960, S. 39 f. – Fritz Brühl, *Aus der Werkstatt des Kommentators*, *Muttersprache* 70, 1960, S. 46 ff. – Hans Eich, *Kritik an der Sprache des Rundfunks*, *Muttersprache* 70, 1960, S. 53 ff.

¹² Herbert Kolb, *Rückfall in die Parataxe*, *Neue deutsche Hefte* 1963, S. 42 ff. – Peter von Polenz, *Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch*, *DU* 16, 4, 1964, S. 67 ff. – Hans Joachim Gernert, *Sprache und Literatur*, Göttingen 1967.

sind und welche Schwierigkeiten deshalb für klare Lösungen entstehen, brauche ich hier gewiß nicht hervorzuheben.

Die Beziehungen zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache dürfen als Forschungsaufgaben nicht aus dem Auge verloren werden, aber auf der Grundlage einer vorherigen methodischen Trennung der beiden Bereiche.¹³

Eine vierte Bedingung, die nach aller Erfahrung gerade bei der gesprochenen Sprache wegen ihrer hohen Fehlerquote notwendig ist, macht in ihrer Formulierung Schwierigkeiten. Es darf nämlich doch wohl nur akzeptiert werden, was

4. gesprochen wird und im Rahmen des jeweils gesprochenen Sprachtyps als „normal“, d. h. als richtig anzusehen ist.

Denn es hat wenig Sinn, zum Gegenstand der grammatischen und semantischen Erforschung machen zu wollen, was im einmaligen Sprechakt verunglückt ist und vom Sprecher selbst (oder von den Zuhörern) sofort als falsch innerhalb des von ihm gegenwärtig verwendeten Sprachtyps registriert und korrigiert wird.

Eine andere Frage ist freilich die nach den Ursachen solcher Fehlleistungen, besonders wenn sie mit signifikanter Häufigkeit wiederkehren. Doch dürfen psychologische Fragestellungen nicht mit linguistischen vermenget werden, wie dies zu oft geschieht. Die exakte Bestimmung der Norm freilich ist eine der schwierigsten Fragen, schon für die Schriftsprache wie auch besonders für die Sprechsprache.¹⁴

¹³ Hugo Moser, Entwicklungstendenzen des heutigen Deutsch, DU 6, 2, 1954, S. 87 ff. – Rudolf Grosse, Entwicklungstendenzen in der deutschen Sprache der Gegenwart, Deutsch als Fremdsprache, 1, 2, 1964, S. 5 ff. – Hugo Steger, a.a.O.

¹⁴ Otto Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, Wiss. Beihefte zur Zs. des allg. dt. Sprachvereins 6, 1894, S. 29. – B. Havránek, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft, in: Actes du quatrième Congrès international des Linguistes 1936, Kopenhagen 1938, S. 157 ff. – Josef Vachek, Zum Problem der geschriebenen Sprache, in: Travaux du Cercle Linguistique de Prague 8 = Etudes Phonologiques dédiées à la mémoire de M. le Prince N. S. Trubetzkoy, Prague 1938, S. 94 ff. – Alfred Schirmer, Das Sprachleben der Gegenwart und die sogenannte Sprachrichtigkeit, Muttersprache 60, 1950, S. 15 ff. – Annemarie Schlismann, Gesetz und Freiheit in der Sprache, in: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 2 = Amann-Festgabe 2, Innsbruck 1954, S. 59 ff. – Johannes Erben, Gesetz und Freiheit in der deutschen Hochsprache der Gegenwart, DU 12, 5, 1960, S. 5 ff. – Noam Chomsky, Some Methodological Remark on Generative Grammars, Word 17, 1961, S. 219 ff. – Manfred Bierwisch, Grammatik des Verbs (= Studia Grammatica 2), Berlin 1963, S. 5 ff. – Hugo Steger, Sprachnorm, Grammatik und technische Welt, in: Deutsch – Gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, Berlin 1964, S. 61 ff. (die Schlußfolgerungen erkenne ich teilweise nicht mehr an). – Peter von Polenz, Sprachnormung und Sprachrichtigkeit im neueren Deutsch, DU 16, 4, 1964, S. 67 ff. – Friedrich Maurer, Sprachgebrauch

Gerade für sie ist die Gefahr sehr groß, daß die Norm der Schriftsprache auf die sprechsprachlichen Äußerungen angewendet wird, was uns korrigierte Sitzungsprotokolle eindeutig zeigen, oder daß als Fehler angesehen wird, was in Wirklichkeit Konstituens einer bislang verborgenen Struktur ist. Schließlich muß auch der Wechsel zwischen den Typen bedacht werden.

Könnten wir uns einigen über die Abgrenzung gesprochener Sprache zur Schriftsprache für Forschungszwecke, so bliebe die Frage nach Grenzbildungen innerhalb der Sprechsprache.

Hierbei sind wir etwas in der Situation der modernen Poetik, insofern, als wir gern reine Typen suchen möchten und analog zu der Frage nach der Bestimmung des Wesens des Lyrischen, des Epischen, des Dramatischen¹⁵ die nach dem Wesen des Mundartlichen, des Umgangssprachlichen, des Hochsprachlichen, des Fachsprachlichen usw. zu stellen versuchen. Trotz aller Sorgfalt in der Beschreibung finden wir aber geschichtlich nur Mischtypen.¹⁶

Wir haben deshalb große Schwierigkeiten, aus dem gleichsam mehrdimensionalen sprachlichen Kontinuum, d. h. aus einem sehr kompliziert strukturierten Systemoid (Ganz), Typen und Segmente von entsprechender innerer Einheitlichkeit und möglichst scharfem Umriß auszugrenzen, die zur weiteren Untersuchung geeignet wären. Die Frage der Benennung dieser Segmente ist dann im Grunde eine *cura posterior*,¹⁷ wenn sich an der vorgeschlagenen Terminologie auch die ganze Schwierigkeit des Problems am deutlichsten ablesen läßt und die verschiedenen Blickweisen sichtbar werden können, unter denen die Ordnung der Phänomene versucht wurde. Ich glaube in diesem Kreise auf die Diskussion des im ganzen wohlbekannten terminologischen Teilbereichs samt seinen Schwierigkeiten, Überschneidungen und Unsicherheiten zunächst verzichten zu können, um so mehr, als ja besonders durch Hugo Mosers Aufsatz „Umgangssprache“ für den Bereich der gesprochenen Sprache eine klare Über-

und Sprachrichtigkeit, DU 12, 5, 1960, S. 99 ff. – Gernentz 1965, S. 580 und Anm. 21. – Hugo Steger, *Zwischen Literatur und Sprache*, Göttingen 1967. – Zimmermann 1965, besonders S. 88, scheint das Vorhandensein von Norm bei den Teilnehmern am spontanen Gespräch zu leugnen. Es könnte aber ein Mißverständnis vorliegen, wenn „richtig“ und „falsch“ an der Norm der Hochsprache bzw. an der Logik gemessen wäre.

¹⁵ Emil Staiger, *Andeutung einer Musterpoetik*, in: *Unterscheidung und Bewahrung*, Festschrift Kunisch, Berlin 1961, S. 354 f.

¹⁶ Moser 1960, besonders S. 228 ff.

¹⁷ Vgl. auch Brinkmann 1955, S. 65.

sicht geschaffen wurde und da zudem Gerhard Cordes vor kurzem darüber zusammenfassend und kritisch gehandelt hat. Cordes hat zuletzt auch ein mehrdimensionales Gliederungsmodell entworfen.¹⁸

Was ich dagegen tun möchte, ist eine Sammlung und Gruppierung der Einzelfaktoren, von denen sich bisher gezeigt hat, daß sie an der vielfältigen Strukturierung der gesprochenen Sprache beteiligt sind. Sie selbst und auch ihr Zusammenspiel sind bisher nicht immer genau genug beachtet; aber so viel ist deutlich, daß sie in jedem Falle bei der Typenbildung berücksichtigt werden müssen. Mein Blick ist dabei von vornherein nicht auf die Konstruktion eines Gliederungs-schemas bzw. einer festen Modellvorstellung gerichtet, deren Nachteile bereits Henzen in einem oft zitierten Satz hervorgehoben hat,¹⁹ und die zusätzlich noch dadurch offenbar werden, daß es ja gänzlich ungeklärt ist, aus welchen Bereichen wir das Vorbild für eine Modellvorstellung beziehen könnten, die dem sprachlichen Systemoid ad-äquat wäre und uns nicht den Blick auf seinen wirklichen Bau wie seine Gliederung verstellt. Ich strebe vielmehr die Gewinnung einer Prozedur an, mit der Einzelfaktoren und Faktorengruppen stets von neuem isoliert werden können, da ich mir von einer Methode für das Auffinden von Segmenten einen praktischen Nutzen für die Typik gesprochener Sprache erhoffe. Dabei muß zunächst vom Forschungsgegenstand in einer idealen Vollständigkeit ausgegangen werden. Die Begrenzung auf das wirklich Mögliche und Wünschenswerte ist eine zweite Sache.

Ich gebe zunächst eine Liste der Faktoren und kommentiere sie anschließend:

Unser oben abgegrenzter Forschungsgegenstand „Gesprochene Sprache“ enthält auf der Materialseite die Sprache in einer Anzahl von Untergliederungen, von denen sich im Laufe der verschiedensten Untersuchungen erwiesen hat, daß sie relevante Unterschiede zeigen. Sie lassen sich voneinander formal abtrennen.

00 Formen der sprachlichen Prozesse

01 Inhalte, Themen

02 Stile

03 Offenheit oder Geschlossenheit der Sprechabläufe

04 Länge der Sprachausschnitte

(Vgl. auch besonders: 17 Sprechintention.)

¹⁸ Moser 1960. – Cordes 1963, S. 338ff.

¹⁹ Henzen 1954, S. 14.

Auf der Seite der Sprecher (und damit der möglichen Informanten) sind eine Reihe von sozialen, psychischen und physischen Faktoren erkannt und beschrieben worden, welche die Sprache beeinflussen können.

- 10 Geistes- und Körperzustände
 - 11 Geschlecht
 - 12 Altersstufen
 - 13 Begabungsstufen
 - 14 Ausbildungsgrade
 - 15 Soziale Stellung
 - 16 Formen sozialer Bindungen
 - 17 Sprechintention
 - 18 Sprech-(Aufnahme-)Situation
 - 19 Situationskontext
- außerdem
- 20 der Raumfaktor
 - 21 das Zeitkontinuum

30 die Zahl und Art der Versuchspersonen

Schließlich ergeben sich

- 40 wissenschaftliche Beobachtungsblickpunkte, je nachdem ob sich das wissenschaftliche Fragen richtet auf die Syntax oder Morphematik (Morphosyntax), Phonologie (Morphonematik), Phonetik, Akzentuation und Intonation, Ideomatik, Lexik oder auf soziale oder psychische Fakten.

Die Liste der Einzelfaktoren muß kommentiert werden:

00 Eine Trennung des Materials nach den Formen der sprachlichen Prozesse ist unbedingt notwendig, da sich erwiesen hat, daß Morphematik und Syntax der Erzählung sich wesentlich von denen des Gesprächs unterscheiden, so daß auch die übrigen Formen, z. B. Einzelrede, Anrede und Gruß usw. bis herab zum Selbstgespräch und zum nur im Selbstversuch zu beobachtenden Inneren Monolog, getrennt gehalten werden müssen.²⁰ Insbesondere für einen Vergleich

²⁰ Eberhard Zwirner, Das Gespräch, Studium Generale 4, 1951, S. 213ff. – Christian Winkler, Gebrauchsformen der Sprache, in: Sprechkunde und Sprecherziehung, Emsdetten 1951. – Christian Winkler, Über das Gespräch, DU 3, 4–5, 1951, S. 28ff. – Eugen Dieth/Rudolf Hotzenköcherle, Gespräch am Neujahrstag, in: Der sprechende Atlas, Zürich 1952. – Rudolf Brunner, Unsere Heimatsprache

mit der Schriftsprache und deren Norm dürfen nicht die Bereiche vertauscht werden.

Das Einzelwort hat nur in der Mundartforschung, soweit sie Laute betrifft, seinen Wert. Schon für die Lautforschung anderer Sprachkreise als der Mundart wird es schlecht verwendbar.

01 Die Frage der erzählten oder besprochenen Inhalte und Themen ist ganz entscheidend, aber leider bisher recht unklar. Wir werden hier um systematische Versuche nicht herumkommen, die das Ziel haben müssen, eine Typik der Inhalte und Themen zu entwickeln. Zum einen scheinen manche Beobachtungen darauf hinzuweisen, daß die vorgetragenen Inhalte jeweils bestimmte Formen der Sprache nach sich ziehen. Zum anderen und vor allem brauchen wir nun einmal vergleichbares Material. Da es weiterhin nur in ganz schmalen Bereichen möglich sein wird, einfach umgesetzte Vorlagen etwa vom Typ der Wenkersätze zu verwenden,²¹ bestehen hier große Schwierigkeiten. Wer erlebt hat, welch unbefriedigende Sache es ist, bei einer Schallaufnahme sich die Wenkersätze „übersetzen“ oder nachsprechen zu lassen, wird keine Hoffnung haben, in solcher Weise hinfort irgend voranzukommen. Es kann gewiß von der methodischen Forderung nach frei gesprochenem Text nicht mehr abgegangen werden.²² Andererseits sind ständig wechselnde Inhalte mit stets unterschiedlichem morphematischem und syntaktischem Material z. B. für jede Art von geographischer Auswertung schlecht brauchbar. So müssen Versuche eingeleitet werden, wie man „echte“ Sprachprozesse, die unsere Forderung nach Vergleichbarkeit und Spontaneität erfüllen, auf dem Grammophon, Zürich 1958. – Lutz Besch, Den Schall wiederhören, Muttersprache 70, 1960, S. 34ff. – José Ortega y Gasset, Der Mensch und die Leute (= dtv 17), München 1961, S. 161f. – Friso Melzer, Stufen der menschlichen Rede, Muttersprache 71, 1961, S. 45ff. – Josef Dünninger, Gruß und Anrede, DU 15, 2, 1963, S. 25ff. (Lit.) – Harald Weinrich, Tempus, Stuttgart 1964. – Jost Trier, Stilistische Fragen der deutschen Gebrauchsprosa. Perfekt und Imperfekt, in: Germanistik in Forschung und Lehre, hrsg. von Rudolf Henß und Hugo Moser, Berlin 1965, S. 195ff. – Zimmermann 1965, S. 12ff.

²¹ Vgl. aber Steiner 1957, S. 146ff. – v. Polenz, 1958, S. 309.

²² Engel 1954, S. 22f. – Edeltraud Knetschke, Fragebogen und Tonband, Phonetica 6, 1960, S. 82. – Maria Hornung, Tonaufnahmen im Dienste der Mundartforschung, ZfMdaf. 28, 1961, S. 183ff. – Dieter Möhn, 60 Jahre akustische Aufnahmen dt. Mundarten, Phonetica 8, 1962, S. 244ff. – Hans Joachim Schädlich / Rudolf Grosse, Tonbandaufnahmen der deutschen Mundarten in der DDR, FF 35, 1961, S. 358ff. – Günter Bellmann, Wege und Möglichkeiten der Schallaufnahme ostdeutscher Mundarten heute, ZfMdaf. 31, 1964, S. 62ff. – Erhard Riemann, ZfMdaf. 31, 1964, S. 79ff. – Grundlegend: Arno Ruoff, Wenkersätze auf Tonband? in: Sprachen, Zuordnung, Strukturen, Festgabe für Eberhard Zwirner, Den Haag 1965, S. 94ff. (mit reicher Lit.).

simulieren kann; ein Problem, für das die empirische Psychologie schon Erfahrungen besitzt und dessen Lösung gar nicht aussichtslos zu sein scheint. Dabei müssen von erfahrenen Exploratoren gewisse Themen, Stichworte, Einsätze, auf die es ankommt, im richtigen Augenblick und scheinbar absichtslos ins Spiel gebracht werden, welche der Informant aufnimmt und weiterführt. Dies setzt eine Fortentwicklung der Interviewtechnik für sprachwissenschaftliche Zwecke voraus.²³ (Vgl. unten zur Aufnahmesituation.)

Andere Forschungen werden diese vollständige inhaltliche Vergleichbarkeit nicht brauchen. Auf jeden Fall aber müssen dann Kriterien dafür geschaffen werden, welche Typen von Inhalten vergleichbar sind.

03 2 Formen wie Inhalte der sprachlichen Prozesse stehen im Zusammenhang mit weiteren Differenzierungen, die für bestimmte Arten von gesprochener Sprache wichtig werden, etwa mit den Stilen der Sprechsprache. Ihr Vorhandensein kennen wir. Aber wenig Genaues wissen wir über ihre Abgrenzung gegenüber Grammatik und Semantik sowie über ihre Typik.²⁴ Ich möchte deshalb dafür plädieren, daß bei grammatischen und semantischen Untersuchungen der Sprechsprache sprachliche „Besonderheiten“ nicht zu früh als „Stil“ aus dem Untersuchungsbereich abgedrängt werden.

04 3 Auch die Frage offener Sprechprozesse oder geschlos-

²³ Richard Charles Oldfield, *The Psychology of the Interview*, London 1951. – Engel 1954, S. 23. – Allen L. Edwards, *Techniques of Attitude Scale Construction*, 1956. – René König, (Hrsg.), *Das Interview*, in: *Praktische Sozialforschung* 1, 2. Aufl., Köln 1957. – Wilhelm Schwarzenauer, *Sprache und Umfrageforschung*, *Muttersprache* 71, 1961, S. 309ff. – Erwin K. Scheuch, *Das Interview in der Sozialforschung*, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung* 1, Stuttgart 1962, S. 136ff. (reiche Lit. S. 190ff.) – Elisabeth Noelle, *Umfragen in der Massengesellschaft*, 1963. – Peter R. Hofstätter, *Sozialpsychologie*, 2. Aufl., Berlin 1964. – Leicht zugänglich: René König, Artikel „Methode“ in: *Soziologie* (= *Das Fischerlexikon* 10), Nachdruck 1965, S. 193ff. (Lit. S. 342). – Peter R. Hofstätter, Artikel „Exploration“, in: *Psychologie* (= *Das Fischerlexikon* 6), Nachdruck 1965, S. 103ff., vgl. auch S. 205ff.

²⁴ Fritz Stroh, *Stil der Volkssprache*, Hess. Bl. f. Vk. 30/31, 1931/32, S. 229ff. – Wilhelm Fucks, *On Mathematical Analysis of Style*, *Biometrika* 39, 1–2, 1952, S. 122ff. – Wilhelm Fucks, *Mathematische Analyse von Sprachelementen*, *Sprachstil und Sprachen*, Köln/Opladen 1955. – Wilhelm Schneider, *Stilistische deutsche Grammatik*, Basel/Freiburg/Wien 1959. – Moser 1960, S. 217. – Engel, 1962, 2, S. 303ff. – Werner Winter, *Relative Häufigkeit syntaktischer Erscheinungen als Mittel zur Abgrenzung von Stilarten*, *Phonetika* 7, 1961, S. 7ff. – Elise Riesel, *Abriß der deutschen Stilistik*, 2. Aufl., Moskau 1963. – Jost Trier, *Stilistische Fragen der deutschen Gebrauchsprosa. Perfekt und Imperfekt*, in: *Germanistik in Forschung und Lehre*, hrsg. von Rudolf Henß und Hugo Moser, Berlin 1965, S. 195ff.

sener Texte ist kaum beachtet, obgleich sie in vielerlei Weise wichtig ist; denn Sprechakte, die durch Anfang und Ende eingegrenzt sind, sind Texte und können bei sorgsamer Analyse nicht ohne weiteres mit völlig willkürlich ausgeschnittenen offenen Sprechprozessen verglichen werden. Heidolph²⁵ und andere haben neuerdings hierzu wichtige Untersuchungen an der Schriftsprache gemacht, die zeigen, daß dieses Problem von Bedeutung ist für die Grammatiktheorie und -praxis. Meine Doktorandin Neumann, von der Pädagogischen Hochschule Flensburg, hat hierüber interessante Beobachtungen auch an der gesprochenen Sprache machen können.

05½ Eng im Zusammenhang damit steht die Frage nach der Materialmenge, d. h. der Länge des Textausschnittes, die notwendig ist, um für die einzelnen Forschungsprobleme relevante Ergebnisse zu sichern.²⁶ Bedacht werden muß auch, daß die Materialmenge unter Umständen für Vergleichszwecke konstant gehalten werden muß.

10 Geistes- und Körperzustand. Konstitutionstypen. Für die Linguistik im engeren Sinne ist es selbstverständlich, daß sie es mit geistig gesunden Informanten zu tun hat, doch gehört die Aphasieforschung und die Forschung über das Verhalten körperlich Kranker²⁷ zweifelsohne zu den interessanteren Aufgaben der Linguistik im weiteren Sinne, und die Ergebnisse sind von allgemeinerem Interesse, insofern als das sprachliche Normproblem neben den Gemeinschaftsfaktoren ganz entschieden mit den geistigen und körperlichen Normen von Gesundheit und Krankheit, mit dem Genie und dessen Sprachleistungen usw. zusammenhängt.

Der Einfluß der Konstitutionstypen auf die Sprachprozesse ist von verschiedenen Forschern beobachtet worden.²⁸

11 Daß unterschiedliche Lebensalter, jedenfalls heute, weithin große Unterschiede in ihrer Sprechsprache aufweisen, ist eine so

²⁵ Karl Erich Heidolph, Grundprobleme einer Texttheorie, Referat: II. Symphonion „Zeichen und System der Sprache“, Magdeburg 1964 – mimeographiert. – Manfred Bierwisch, Probleme einer Theorie der Textstruktur, Referat: Colloquium on Algebraical Linguistics and Machine Translation, Prague 1964, mimeographiert. – Karl Erich Heidolph, Kontextbeziehungen zwischen Sätzen in einer generativen Grammatik, o. O., o. J. (1965) – mimeographiert.

²⁶ Zimmermann 1965, S. 12. – Leska 1965, S. 438f.

²⁷ Ernst Kretschmer, Medizinische Psychologie, ¹¹ Stuttgart 1956. – Jürgen Schmidt/Vogt, Sprechstörungen als Leitsymptom bei inneren Erkrankungen, München 1963. – Peter R. Hofstätter, Artikel „Sprache“ in: Psychologie (= Das Fischerlexikon 6), Nachdruck 1965, besonders S. 272 (Lit.).

²⁸ Ernst Kretschmer, Körperbau und Charakter, 21/22. Aufl., Stuttgart 1955. – Friedrich Kainz, Psychologie der Sprache, 1–4, Stuttgart 1954–1960.

offenbare Sache, daß über die Notwendigkeit, den Faktor der Altersstufe zu beachten, nicht weiter gesprochen werden muß.²⁹

12 Geschlecht. Jedem Mundartforscher, der im Feld arbeitet, ist es bei der Erfragung einer Lautung, einer Form, eines Wortes geschehen, daß Mann und Frau sich nicht einigen konnten, da etwa die Frau behauptete, „aber Vater, das sagen wir doch längst nicht mehr so“, während der Mann nie etwas anderes gehört zu haben behauptete. Auf Grund solcher Beobachtungen ist es notwendig, den Faktor der Geschlechtszugehörigkeit der Informanten zu berücksichtigen, wenn es um eine feine Typik gesprochener Sprache gehen soll.³⁰

13 Der Bereich der Begabungen der Sprecher wird zusammen mit anderen teilweise erlernten Faktoren bei der Schichtung gesprochener Sprache besonders wichtig.³¹ Die Konzentrationsfähigkeit, die Lernfähigkeit, das Gedächtnis, die Reproduktionsfähigkeit, die Nachahmungsfähigkeit, die schöpferischen Fähigkeiten treten besonders hervor. Zerstreute und zerfahrene Sprecher sprechen anders als konzentrierte. Die Fehlerneigung³² ist ein besonders wichtiges und häufiges Problem der gesprochenen Sprache, wo der Gesprächsinhalt schon sehr viel geistige Kraft absaugt und wenig Überschüsse für eine Kontrolle der formalen Fassung, für den planmäßigen Aufbau von Sätzen bleibt, wo dann die grammatische Formel,³³ das extrem polyseme Wort Hilfe leistet.³⁴ Hier machen sich die Begabungsgrade deutlich bemerkbar, und man wird nicht leugnen wollen, daß dieser Faktor beachtet werden muß, sei es, daß der Begabungspegel bei den Versuchspersonen für bestimmte Versuchsanordnungen möglichst konstant gehalten wird, sei es, daß ein geeigneter statistischer Schnitt ermittelt werden muß.

14/15 Ausbildungsgrade und soziale Stellung bestimmen, wie jeder weiß, stark das sprachliche Verhalten. Nicht nur ist die

²⁹ Engel 1954, S. 87 ff.

³⁰ Simon 1940, S. 6 ff. – Engel 1954, S. 94 ff. – Steiner 1957, S. 148. – Von Polenz 1958, S. 309. – Daß Frauensprache „moderner“ ist als Mönnersprache (bei Erwachsenen), gilt nach unseren Beobachtungen allgemein im Ostfränkischen: Hugo Steger, Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken, (= Schriften des Instituts für frk. Landesforschung 10), Neustadt/A. 1966/67.

³¹ Vgl. Engel 1954, S. 312 ff.

³² H. Wesmer, Psychologie der Fehler, Leipzig 1929. – Leska 1965, passim.

³³ Fritz Rahn, Die Redensart, DU 1,4, 1948/49, S. 22 ff.

³⁴ Klaus Heger, Homographie, Homonymie und Polysemie, ZRPh. 79, 1963, S. 471 ff.

soziale Skala verbunden mit der geographisch größeren Verbreitung von Formen gesprochener Sprache in immer umfangreicheren Sprachkreisen, die sich von den kleinräumigen Mundarten unterscheiden; auch das Niveau der gesprochenen Sprache (die Sprachschichtung) hängt teilweise von ihnen ab.³⁵ Schließlich wird mit „steigender“ sozialer Stellung die Auseinandersetzung mit den schriftsprachlichen Mustern und Normen deutlicher und bringt ein weiteres, schwer zu isolierendes Moment in die Typik der gesprochenen Sprache.

Bedacht muß freilich werden, daß diese sozialen Faktoren teilweise nur sekundär unterschiedliche Sprache bewirken, während sich die eigentlichen Antriebe, die im Verkehrs- wie im Sozialkontakt bestehen, nicht exakt fassen lassen. Denn es hat sich in der bisherigen Forschung immer wieder gezeigt, daß die Weite und Art der Verkehrskontakte wie der spannungslosen Sozialkontakte der Gruppen und der einzelnen das Verhalten stark bestimmen, da sie ausgleichend und vereinheitlichend wirken. Nach Raum- und Sozialbereich bestimmen Weite und Art der Sprachkontakte des einzelnen und seiner Gruppe samt ihrem Traditionshintergrund sowie psychische Faktoren wie Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit außerdem die Richtung auf das jeweils angestrebte Normniveau.

Nachdem wir uns gegenwärtig als Folge der Ausweitung des Landverkehrs und mit dem Abbau bzw. Umbau sozialer Gliederungen in einer, seit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts, stark beschleunigten sprachlichen Umstrukturierung befinden, ergeben sich für uns in diesem Bereich besondere Schwierigkeiten³⁶ für eine akzeptable Segmentierung.

Die Erfahrung lehrt uns aber, und die psychologische und soziologische Forschung bestätigt es, daß die Weite räumlicher und sozialer Verbindungen des Einzelnen indirekt gekoppelt ist mit seinem Sozialstatus, so daß wir aus der Kombination von Ausbildung und sozialer Stellung (verbunden teilweise mit anderen sozialen Daten) gute, zumindest statistisch relevante Anhaltspunkte für unser Kontaktproblem gewinnen.

16 Formen sozialer Bindungen. Neue Fragen erwachsen aus der Beobachtung, daß die Sprache durch das unterschiedliche Ver-

³⁵ Engel 1954, besonders S. 103 ff., 190 f., 215 f. u. ö. – Baumgärtner 1959, S. 11 f. – Engel 1962, 1 S. 257. – Engel 1962, 2, S. 299.

³⁶ Ulrich Engel, Die Auflösung der Mundart, Muttersprache 71, 1961, S. 129 ff. – Heinz Küpper, Sozialsymbol und Umgangssprache, Muttersprache 71, 1961, S. 135 f. – Engel 1962, 1, S. 257 f.

halten der Sprecher unter verschiedenen Formen sozialer Bindung in vielfacher Weise gegliedert wird. Der Einzelne gehört in der Regel zwangsläufig oder freiwillig mehreren Gruppen (Familie, Büro, Labor, Betrieb, Verein, Verbindung, Klub, Partei, Zirkel) an. Intimgruppen – informelle Gruppen – statistische Gruppen zeigen dabei in sich und untereinander jeweils ganz unterschiedliche sprachliche Wirkungen, von denen bisher zuwenig bekannt ist. Das Sprachverhalten der kleinen Gruppen, die den wichtigsten Faktor darstellen, sondert sich dort, wo die unmittelbaren Gruppeninteressen berührt sind, vom allgemeinen Sprachverkehr. Dafür gibt es viele Antriebe, vom gemeinsamen Erlebnis, das sprachverändernd wirkt, bis zum Willen zur sozialen Absonderung. Entscheidend wichtig ist es, das Verhältnis der Sprache geschlossener Gruppen zu der der offenen Gruppen genauer zu beobachten.³⁷ Es scheint mir auch hier notwendig, nicht von vornherein derlei Probleme als „Stil“ zu klassifizieren und von der Behandlung unter grammatischen und semantischen Gesichtspunkten auszuschließen.

17 Die Sprechintentionen beeinflussen in ganz besonders starker Weise die Sprache. Es gibt hierfür bisher nur wenige neuere Untersuchungen. Information – Belehrung – Mahnung – Predigt – Warnung – Aufruf – Bekenntnis – Werbung – Überzeugung – Überredung – Verführung –; Unterhaltung – Witz – Zote; Wahrheit – Verschleierung – Lüge – Drohung –; Frage – Bitte –; Understatement – Overstatement sind einige der Intentionen, die gruppiert werden müssen.³⁸ An schriftsprachlichem Material mit fixierter und stilisierter gesprochener Sprache habe ich in einer demnächst erscheinenden Arbeit die sehr unterschiedliche Kodierungsweise von Syntax und Semantik von Werbungstexten und Sprache der Ideologie einerseits und Informations- und Erkenntnistexten andererseits dargestellt.³⁹

³⁷ Engel 1954, besonders 17 ff., 27 ff. u. ö. – Porzig 1957, S. 218 ff. – Moser 1960, S. 215 ff., 226 ff. – Heinz Küpper, Sozialsymbol und Umgangssprache, Muttersprache 71, 1961, S. 135. – Widar Lehnemann, Standessprache und Gemeinsprache, DU 15, 1, 1931, S. 51 ff. – Hugo Steger, Gruppensprachen, ZfMdaf. 31, 1964, S. 125 ff.

³⁸ Vgl. die Lit. bei Anm. 20. – Müller 1926, S. 191 ff. – Gerhard Storz, Situation und Sprache, DU 3, 4, 5, 1951, S. 37 – Kainz, Psychologie der Sprache 1, 2. Aufl., Stuttgart 1954, S. 36 ff. – Porzig 1957, S. 163. – Karl Korn, Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl., Olten 1959. – (Dazu vgl. auch Hugo Steger, Sprache in der modernen Welt, Die Erlanger Universität 11, 7, 1958.) – Carl Hermann Ule, Die

³⁹ Hugo Steger, Zwischen Sprache und Literatur, Göttingen 1967.

18 Sprechsituation und Aufnahmesituation. Zum Forschungsgegenstand „gesprochene Sprache“ gehört die Beobachtung des Menschen in den verschiedensten Sprechsituationen. Die Frage ist, wie jeder weiß, deshalb so wichtig, da bei der Aufnahme des Materials nach Möglichkeit die natürlichen Sprechsituationen gegeben sein müssen. Bei der Diskussion hierüber ist manchmal der Standpunkt vertreten worden, es dürften prinzipiell nur völlig unbefangene Gespräche oder Erzählungen von Sprechern, die nicht um die Aufnahme wissen, herangezogen werden, da andernfalls die Sprache verfälscht werde.⁴⁰ Es wird nicht geleugnet werden können, daß diese methodische Forderung richtig ist und daß wir für einen wichtigen Anwendungsfall der Sprechsprache die Situation des unbeachteten Gesprächs zwischen adäquaten und frei sich entfaltenden Partnern, der ungehemmten Erzählung, die „ankommt“, gut gebrauchen können. Freilich macht die Materialgewinnung dann sehr große Schwierigkeiten, u. a. auch wegen der rechtlichen Probleme,⁴¹ die sich hierbei ergeben. Da es nun jedoch ebenfalls deutlich beobachtbar ist, daß es innerhalb der Sprechsituationen eine ganze Skala von Möglichkeiten gibt,⁴² Vorgesetzter und Untergebener – Arzt und Patient – feindliche Partner – stummer und skeptischer Partner – Partner mit bestimmten Absichten: beispielsweise bei Paaren, zwischen denen sich eine Beziehung anbahnen will – Gespräche zwischen einzelnen, die sich fremd sind – Erzählung vor mehreren, vor vielen usw. – da es also hier wieder zahlreiche Typen gibt, wird man sie berücksichtigen müssen. Und ich meine, daß wir erst werden urteilen können, wenn wir Versuche an verschiedenen Sprechsituationen – gemeinsam mit Psychologen und Soziologen veranstaltet haben, die uns über Gruppen von vergleichbaren Sprechsituationen besser unterrichten. Dann kann auch die Frage

Sprache in der Verwaltung, Muttersprache 70, 1961, besonders S. 366f. – Zimmermann 1965, S. 13ff., besonders 15. – Küpper (wie Anm. 35), S. 135. – Herbert Lehnert, Gelehrtendeutsch, Muttersprache 70, 1961, besonders S. 273ff. – Harald Weinrich, Linguistik der Lüge, Heidelberg 1966.

⁴⁰ Christian Winkler, Über das Gespräch, DU 3, 4–5, 1951, S. 28ff. – Engel 1954, S. 22. – Zimmermann 1965, S. 12. – Rupp 1965, S. 20ff.

⁴¹ Elisabeth Noelle-Neumann / Carl Schramm, Umfrageforschung in der Rechtspraxis, Weinheim 1961.

⁴² Erich Drach, Grundgedanken der deutschen Satzlehre, 3. Aufl., Frankfurt 1940, S. 13ff. – Wolfgang Pfeiderer, Die Ellipse, DU 3, 4–5, 1951, S. 42ff. – Hain 1951, S. 17ff. – Friedrich Kainz, Psychologie der Sprache 3, Stuttgart 1954, S. 488. – von Polenz 1954, S. 99ff. – Brinkmann 1955/56, S. 69f. – Moser 1960, S. 217 – Zimmermann 1965, S. 14f.

behandelt werden, ob die Aufnahmesituation unter allen Umständen unbeobachtet sein muß oder ob für bestimmte Sprechsituationen die Aufnahme, von der der Informant weiß, eintreten kann.⁴³ Versuche zur Simulierung von Sprechsituationen, die natürlichen gleichkommen, wären in diesem Zusammenhang besonders erwünscht. Ebenso müssen wir uns im Laufe der Zeit statistisch einen Überblick darüber verschaffen, wie die Anteile der einzelnen Sprechsituationstypen am Sprechgeschehen liegen.

19 Situationskontexte. Schließlich muß das Problem der Situationskontexte beachtet werden, da gerade im Bereich der gesprochenen Sprache der Situationskontext die sprachlich formulierten Informationen, die Satzmuster, die Semantik wesentlich beeinflusst: Hierher gehören z. B. die ohne Situationskontext unverständlichen Satzfragmente (die sogenannten Ellipsen), die in der Forschung diskutiert wurden.⁴⁴ Ferner die Frage der Übertragung „mehrdimensionaler“ Situationen in lineare Sprache, das Problem der Redundanz im Sprachakt usw.

20 Kaum zu erläutern brauche ich auch die überragende Rolle des Raumfaktors, da er in der geographisch-landeshistorisch ausgerichteten Mundartforschung ja jahrzehntelang einen entscheidenden Einfluß hatte, so daß wir über ihn relativ viel wissen.

21 Das Zeitkontinuum macht uns bei sprachlichen Beobachtungen besondere Schwierigkeiten. Aber daß wir für den Beobachtungsaugenblick die Zeit stilllegen müssen, daß wir nicht Material verschiedener Zeitstellung unbesorgt vergleichen können, daß wir für die Zukunft in der Aufnahme und Dokumentation Schnitte in einem gewissen Zeitabstand werden legen müssen, ist heute unbestritten.

30 Wichtig sein kann endlich noch die Frage nach der Zahl und Zusammensetzung der Versuchspersonen, die notwendig sind, um relevante Ergebnisse zu erhalten.⁴⁵

40 Auf die wissenschaftlichen Beobachtungsblickpunkte,

⁴³ Eberhard Zwirner, *Das Gespräch*, *Studium Generale* 4, 1951, S. 213ff. – Eugen Dieth / Rudolf Hotzenköcherle, *Gespräch am Neujahrstag*, in: *Der sprechende Atlas*, Zürich 1952. – B. Uijlings, *Praat op heterdaad*, Assen 1956, S. 4ff. – Rudolf Brunner, *Unsere Heimatsprache auf dem Grammophon*, Zürich 1958. – Folken Hedblom, *Die wissenschaftliche Schallaufnahme*, *Phonetica* 6, 1961, S. 6ff. – Eberhard Zwirner, *Anleitung zu sprachwissenschaftlichen Tonbandaufnahmen* (= *Lautbibliothek der dt. Mundarten* 31), Göttingen 1964. – Leska 1965, S. 436.

⁴⁴ Brinkmann 1955/56, S. 68. – Moser 1960, S. 217ff. – Zimmermann 1965, S. 12f.

⁴⁵ Engel 1954, S. 20f. – Zimmermann 1965, S. 12f. – Leska 1965, S. 445f.

die Notwendigkeit zur Entwicklung einer von der Schriftsprache gelösten Blickweise für gesprochene Sprache habe ich hier nicht näher einzugehen.

Ist die Beteiligung all dieser Faktoren (und vielleicht noch einer Anzahl ähnlicher, heute noch nicht beachteter) an der Erzeugung der Sprache beobachtet worden und ergeben sich keine Hinweise darauf, daß die Sprachakte, die mit Hilfe der historisch tradierten, aber ständig in der Umstrukturierung befindlichen Teilsysteme vollzogen werden, noch ganz wesentlich durch substantiell andere, hier nicht erfaßte Faktoren beeinflußt werden, so folgt daraus, daß das Zusammenwirken dieser Faktoren in jeweils unterschiedlicher Vergesellschaftung und Intensität auch die außerordentliche Komplexität des Systemoids der gesprochenen Sprache bedingt.

In den insgesamt aufscheinenden komplizierten Verhältnissen muß dann auch der Grund liegen, weshalb es mit den überkommenen Methoden der Versenkung und des Einlebens in die Sprachgemeinschaft und den daraus resultierenden Erfahrungen und Gliederungsgesichtspunkten schwer möglich ist, eine allgemeiner akzeptierbare Typik der gesprochenen Sprache zu entwickeln; denn die exakte Zusammenschau so vieler variabler Daten ist auf diese Weise kaum möglich, und so ergibt sich meist eine subjektive Auswahl der einem Typenschema zur Beurteilung zugrunde gelegten Daten. Die Ergebnisse bleiben oft räumlich punktuell und sind schwer nachvollziehbar, von ihrer Reproduzierbarkeit ganz zu schweigen. Je nachdem, ob z. B. räumliche oder soziale Gesichtspunkte in den Vordergrund treten, ergeben sich die verschiedenen Gliederungen, die sich terminologisch niedergeschlagen haben in Bezeichnungen wie „regionale Umgangssprache“, „Honoratiorenschwäbisch“, „Gossensprache“ und viele andere mehr.

Nun wird man meiner Zurückhaltung in der Frage, ob auf solche Weise eine verbindliche und allgemein brauchbare Typik gewonnen werden kann, mit Recht entgegenhalten, daß doch im ganzen Einigkeit darüber herrsche, was „Mundart“ sei, so daß doch aus dem Gesamtbereich der gesprochenen Sprache ein wichtiger Typ eindeutig ausgegrenzt ist, und dies mit den überkommenen Beobachtungsmethoden.⁴⁶

Wir wollen dieses Problem zum Ausgangspunkt weiterer Überlegungen machen. Fragen wir deshalb, welche von den oben an-

⁴⁶ Lit. siehe am Ende der Arbeit.

geführten Gesichtspunkten herkömmlicherweise in der Mundartforschung eine Rolle spielen und wie sie zueinander in Beziehung treten.

In der deutschen, überwiegend geographisch ausgerichteten Mundartforschung ist es seit den zwanziger Jahren (in kleinräumigen Arbeiten) im allgemeinen üblich gewesen, direkte Befragungen durchzuführen. Dabei wurden von den Exploratoren überwiegend Listen mit Einzelwörtern abgefragt oder kleine Sätze zur Übertragung in die Mundart gegeben oder auch beides. Freie Texte wurden zwar manchmal erhoben, aber selten ausgewertet. Da der Blick fast vollständig auf die Laute, auf die Formen und Wörter gerichtet war und demgegenüber die Zahl der Syntax-, der Akzent- und Intonationsuntersuchungen, die an das Material andere und höhere Anforderungen stellen, vergleichsweise ganz gering ist, kann festgehalten werden, daß bei den Arbeiten der einzelnen mundart-geographischen Schulen wenigstens die meisten Einzelbearbeiter, öfters aber sogar die in den einzelnen Landschaften arbeitenden Schulen die gleichen Materialformen (Einzelwörter, kleine Texte) und ein nach der Zahl der Beispiele abgeschlossenes Corpus zugrunde legten. (Daß trotzdem die Fragebücher für größere Landschaften völlig uneinheitlich sind und die Zusammenschau erschweren, ja fast unmöglich machen, ist ein anderes bedauerliches Kapitel der Mundartforschung.)

Weder die Frage der Offenheit oder Geschlossenheit von Texten noch das Problem des Stiles wird im allgemeinen bei solchem Material irgendwie kritisch. Der Deutsche Sprachatlas mit seinem teilweise hervorragenden Material, das erst bei der Benutzung der Originalfragebogen ganz spricht, beruht auf schriftlicher Erfragung und hat recht einheitliches Material. Auf das Material des Deutschen Spracharchivs komme ich zurück.

Was nun die Informantenseite anlangt, so hat sich die Mundartforschung natürlich an geistig Gesunde gehalten. Das Geschlecht des Informanten ist leider fast nie systematisch beachtet worden, obwohl immer wieder klare Unterschiede zwischen der Mundart von männlichen und weiblichen Sprechern beobachtet wurden. Ausgeglichen worden ist offenbar immer nach der altertümlicheren Form. Bei den Altersstufen haben sich nach meinen Beobachtungen gewöhnlich beim einzelnen Bearbeiter feste Gewohnheiten gebildet, die er – meist freilich aus äußeren Gründen der Aufnahmegepflogenheit und nicht

besonders häufig methodisch begründet – festhält. So wurden vielfach regelmäßig die etwas älteren Schulkinder befragt oder ausschließlich ältere Leute. Von den übrigen Sozialbedingungen hat sich der Grundsatz von der „Einheitlichkeit der sozialen Maße“ (um die Formulierung Kranzmayers zu verwenden) mit der Ausrichtung auf den Bauern allgemein durchgesetzt. Ausbildungsgrad und soziale Stellung liegen damit fest. Begabungsunterschiede spielen bei der Art der Materialerfassung kaum eine Rolle. Als Sprechintention wird auf die ungezwungene Rede zwischen in jeder Hinsicht – sozial, altersmäßig usw. – Vergleichbaren abgezielt. Dabei – und das ist für unser weiteres Problem sehr wichtig – üben die Frager, die im allgemeinen wirklich gut mit der mundartlichen Sprechweise ihres kleinen Aufnahmegebietes vertraut sind und auch in der überwiegenden Zahl psychologisch das rechte Verhältnis zu den Informanten finden, eine Art von Normkontrolle aus, indem sie das zurückweisen, was nach ihrer Erfahrung nicht mit dem mundartlichen Sprachsystem des alltäglichen Austausches übereinstimmt. Eine solche Kontrolle ist auch notwendig wegen des abgefragten Materials, das mit Einzelwörtern oder Sätzen, die übersetzt werden müssen, weitab liegt von jeder normalen Sprechsituation und deshalb besonders leicht zum Ausscheren aus der normalen Sprechweise verführt. Es ist offenbar, daß dieses Verfahren einer simulierten „natürlichen“ Aufnahmesituation, denn so müssen wir das Aufnahmeverfahren der Mundartforschung auf geographischer Basis nennen, nur für bestimmte Probleme der Laute und Formen und Wortgeographie anwendbar ist, da bereits andere geographische Fragestellungen wie Intonation und Akzentfragen so nicht behandelt werden können. Immerhin zeigt es methodisch, wie wichtig die angepeilte Sprechintention ist, wie aber die Grundbedingung jedes Erfolges eine geeignete Aufnahme, d. h. Sprechsituation ist. Das Problem der Normkontrolle muß grundsätzlich im Auge bleiben, wenn es auch im Augenblick hierfür nur die intuitive Methode gibt. Im übrigen sind die Aufnahmesituationen bei der üblichen Art der dialektgeographischen Erhebung durch die Person des Befragers (und das Fehlen technischer Hilfsmittel) sehr einheitlich. Als Situationskontext dient gewöhnlich die bäuerliche Welt.⁴⁷

Dazu kommt, daß auch der wissenschaftliche Beobachtungsblickpunkt meist fixiert ist, insofern als die mundartlichen Laute oder die

⁴⁷ Vgl. Brinkmann 1955/56, S. 68.

mundartlichen Formen oder der mundartliche Wortschatz erhoben werden.

Wenn wir zurückschauen, so ergibt sich auf der Material- und auf der Informantenseite, daß der ganz überwiegende Teil der Faktoren bei landschaftlicher Materialerhebung, die auf die Grundmundarten abzielt, invariabel ist. Ganz variabel wird in der Mundartgeographie nur der eine Faktor des Raumes gehalten.

Jedermann weiß aber, daß das Rechnen mit nur einer Unbekannten und vielen invariabel Gegebenen eine verhältnismäßig einfache Sache ist und daß man damit zu eindeutigeren Ergebnissen kommt, als wenn viele Unbekannte im Spiel sind. Es ist in dieser Hinsicht relativ unwichtig, daß bei dem Typ „Mundart“ und der überwiegenden Ausrichtung des Blicks auf Laute, Formen und Wortschatz viele Faktoren irrelevant werden können; z. B. die Altersstufen in sehr konservativen Mundartgebieten oder der Bauer als sozialer Maßstab, wenn die jeweils am wenigsten bewegliche Schicht getroffen wurde. In Handwerker- und Industriedörfern etwa muß dann auf die alteinsässige Handwerker- oder Industriebevölkerung gezielt werden. Mein eigener Heimatort Stein bei Nürnberg, der Sitz der Faberschen Bleistiftfabrik, der seit dem 17. Jahrhundert immer von der Herstellung von Bleistiften lebte und nie mehr als zwei bis drei Bauern hatte, läßt sich hier hervorragend als Beispiel anführen. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß die Mundart in geschlossenen Räumen mit wenig Verkehr und sozialer Stabilität der Grundsichten in manchen Teilen recht nahe an einen reinen Typ herankommt: Dies begründet wohl auch ihren oft betonten Charakter als „Vollsprache“.

Gerade daß unter anderen komplexeren Verhältnissen räumlicher, verkehrsmäßiger und sozialer Art und unter komplizierterer wissenschaftlicher Absicht, wie etwa bei der Syntaxforschung, auch immer mehr von den oben dargelegten Material- und Sozialfaktoren relevant werden, muß uns danach trachten lassen, bei der weiteren Typenausgrenzung in der gesprochenen Sprache jeweils Versuchsanordnungen zu schaffen, die wenig Unbekannte im Spiel lassen. Auf Grund der Kompliziertheit des sprachlichen Systemoids scheint es erwägenswert, ob die bisher zu ausschließlich auf subjektiver Zusammenschau der verschiedensten Faktoren basierende Typik nicht aufgegeben werden sollte. Denn es ist offenbar, daß die beteiligten Faktoren nicht genügend isoliert werden können und deshalb in ihrem Anteil und in ihrer Wirksamkeit unklar bleiben. Als methodisches

Grundprinzip scheint ein Segmentierungsverfahren für die gesprochene Sprache angemessener, das Versuchsreihen mit einem Austausch von Variablen und Invariablen aufweist, wobei die Begrenzung der Variablen und Invariablen auf den Untersuchungszweck hin vorgenommen werden muß. Es sollte unternommen werden, möglichst alle Materialfaktoren (Formen, Inhalt, Stil, Textform usw.) und den Raumfaktor invariabel zu halten, dazu alle Sozialfaktoren bis auf jeweils einen: etwa „Ausbildung“ und „soziale Stellung“ oder die „Formen sozialer Bindungen“ oder die „Sprechsituation“ oder die „Situationskontexte“ oder die „Sprechintention“. Es dürfen also z. B. immer nur örtlich eng begrenzte Redetexte eines bestimmten Inhalts und Stils und von gemessener Länge von geistig Gesunden eines bestimmten Geschlechts und Alters und möglichst gleicher Begabung und sozialer Bindung unter gleicher Sprechintention in vergleichbarer Sprechsituation und unter gleichem Situationskontext unter dem jeweiligen Forschungsblickwinkel verglichen werden und mit dem je variablen Sozialfaktor von „Ausbildung“ und „sozialer Stellung“ gekreuzt werden. Bei anderer Versuchsanordnung werden dann je die Material- und Sozialfaktoren stabil gehalten und der Raumfaktor variabel, wie in der Mundartforschung.

Die Verknüpfung der beiden Segmentierungsarbeiten, der des Sozialstatus und anschließend der räumlichen, die nicht zu früh vorgenommen werden darf, führt zur Aufdeckung der regionalen Verteilung der regionalen Sprachkreise der gesprochenen Sprache in homogener sozialer Schichtung.⁴⁸ Dieser von Ulrich Engel vorgeschlagene Terminus sollte sich meines Erachtens durchsetzen.

(Kehrt man die Reihenfolge der Abgrenzung um, so bekommt man homogenes Material bei unter Umständen wechselnder sozialer Schichtung. Auch dies kann interessant sein.)

Mundart und verschiedene umgangs- oder alltagssprachliche sowie hoch- oder gemeinsprachliche Kreise treten hervor.

Aus der Zusammenfügung der Segmentierungsergebnisse von Begabung und Bildung tritt methodisch klar heraus, was Ulrich Engel, glücklich einschränkend,⁴⁹ Sprachschicht nennt. Es wird zu fragen sein, ob Kombinationen mit den Segmentierungsergebnissen hinsichtlich des Sprachverhaltens der Geschlechter und der Lebensalter

⁴⁸ Zum Terminus vgl. zuerst Geißler 1933, S. 317 ff. – Engel 1954, S. 71 f. – Engel 1962, 2, S. 298 ff.

⁴⁹ Vgl. Geißler 1933, S. 317 ff. – Engel 1954, S. 71 ff. – Engel 1962, 2, S. 298 ff.

sich anschließen müssen, wenn das Phänomen vollständiger erfaßt werden soll. Reichtum und Armut, Schärfe, Differenziertheit und Reichweite der sprachlichen Zugriffe in der gesprochenen Sprache bedürfen ja besonders dringend der Erforschung, da in der Auseinandersetzung mit der Schriftsprache dies Problem eine große Rolle spielt. Andererseits ist im Bereich der Sprechintentionen,⁵⁰ verknüpft mit dem Segment der sozialen Bindungen, der Begabung, der Reifestufung sowie der Geschlechtsunterschiede teilweise des Raumes eine Schärfung unserer Einsichten in die Phänomene etwa des Jargons, des Slang, der Gossensprache zu erwarten, so daß ihr Platz in der Typik der gesprochenen Sprache exakter beschrieben werden kann. Schon aus der ganz unvollständigen Aufzählung von Sprechintentionen, die oben gegeben wurde, geht hervor, daß es sich hier um sehr komplizierte Probleme handelt, die mit psychischen und sozialen Phänomenen wie „Bedarf und Bedürfnis“ (Trieb, Instinkt, angeborene Schemata, verschränkt mit Lernvorgängen beim Einzelnen), „wechselseitiger Steuerung“ bei Gruppen zusammenhängen. Wenn auch ein bestimmter Teil der Sprechintentionen wegen ihrer Elementarheit und brauchtümlchen Verfestigung feste und längst beobachtete Entsprechungen auf der Materialseite gefunden hat, z. B. Gruß und Anrede, Bitte, Drohung, aber auch Belehrung, Warnung u. ä., ist die sprachliche Wirkung anderer Intentionen noch weithin unbeschrieben, ja unerkannt. Hierher gehören auch Haltungen wie Sprachspiel, Widerspruch, Abstandstreben, Overstatement, die Sprachaktionen und -reaktionen in Hinsicht auf die historisch-soziale Tradition, den „Zeitgeist“, das Sozialmilieu bilden und die zum Teil gruppenverhaftet sind. Auch sie haben teilweise ihre alten Entsprechungen auf der Materialseite (man kann schon das Sprachspiel im Mittelalter etwa bei Gottfried von Straßburg anführen). Da hier der Motor oft das Streben nach Infragestellung der

⁵⁰ Mit Engel 1954, S. 58 ff. stimme ich darin überein, daß es im Endeffekt notwendig ist, eine Typenskala der psychischen und sozialen Tendenzen (z. B. Gesellungs-tendenzen, Wertungstendenzen, ökonomische Tendenzen mit ihren zahlreichen Untergruppen) herzustellen, die hinter den Sprachakten stehen. Für den praktischen Zweck der (immer als vorläufig betrachteten) Segmentierung eines gegebenen Materials, das damit für weitere Untersuchungen aufbereitet werden soll, dürfte sich jedoch eine solche Klassifikation als undurchführbar erweisen. Deshalb möchte ich auf die im Sprachakt formal faßbaren Intentionen abheben. Es ist dann eine Frage des wissenschaftlichen Blickpunktes, ob z. B. die Art der Ordnungstendenzen oder der ökonomischen Tendenzen, der Abbildungstendenzen, der ästhetischen Tendenzen freigelegt wird, die ein Text enthält.

Tradition und Veränderung ist, kommt es teilweise nur zu kurzfristigen Moden,⁵¹ dies trifft besonders für den Slang zu.

Weil noch keine charakterliche Festigung eingetreten ist, gehören die kurzfristigen Gruppensprachmoden der Schülersprache in einen ähnlichen Zusammenhang, während die Gruppensprachen der Studentenzeit auf Grund des fortgeschrittenen Reifeprozesses fester sind. Hier macht sich die Loslösung vom Elternhaus und von den Einflüssen der Erwachsenen in Schule und heimatlicher Umgebung bemerkbar. Von diesen sind jetzt keine Sanktionen mehr für Fehlverhalten auch in sprachlicher Hinsicht zu befürchten. Dazu kommt, daß Studenten noch nicht eigenverantwortlich in das Gesamtberufs- und Gesellschaftsgefüge eingebunden sind, sondern daß sie eine separate Gruppenwelt mit eigenen Normen bilden können.⁵² So sind sie verbunden mit der „akademischen Freiheit“, weniger auf Rücksichtnahme angewiesen, und niemand erzwingt, jedenfalls im Bereich ihrer (Intim-) Gruppe, sprachliches Normalverhalten. Daß hier Abwehrreaktionen gegenüber den gesellschaftlichen Normen und Spielverhalten sichtbar werden, ist offenbar. Daß aber ein Teil des sprachlichen Sonderverhaltens der Studentenzeit, erstarrt in die Sprachgepflogenheiten der älteren, in das Sozialleben wieder ganz eingegliederten Akademiker, eingeht, ist ebenso deutlich. In diesen Kreis gehört der Jargon.

Die Beobachtung von Sprache und Stil im komplexen Bereich der verschiedenen Gruppenbildungen, insbesondere der Kleingruppe, Familie, Büro-, Labor-, Arbeitsplatzgemeinschaft, Verein, Studentenverbindung, Partei, religiöser oder literarischer Zirkel und Klub ist besonders schwierig, aber auch deshalb sehr wichtig, weil sich im Sprachleben kleiner Gruppen Neuerungstendenzen wesentlich deutlicher abzeichnen und vollständiger beschreiben lassen, als wenn man sogleich auf gesellschaftliche Großstrukturen wie ganze Sprachvölker oder Staatsvölker abzielt.

Andere Sprechintentionen scheinen nicht primär gruppenverhaftet und von individuellen Bedürfnissen (Trieb, Instinkt, Emotionen) gesteuert zu sein. Hierzu gehört der erotische Wortschatz wie die Ausdrücke des Analbereiches: „Gossensprache“,⁵³ Da hier kompli-

⁵¹ Moser 1960, besonders S. 226f.

⁵² Engel 1954, S. 44ff., 58ff. – Hugo Steger, Gruppensprachen, ZfMdaf. 31, 1964, S. 125ff.

⁵³ Moser 1960, S. 26f.

zierte physische und psychische Kräfteverschränkungen zwischen Körper und Sprache (Auslösevorgänge, Abreaktionen usw.) im Spiel sind, die überformt, verdrängt, gebändigt werden von Selbstdressuren und sozialen Normen als Stabilisierungsfaktoren, ist es undingst notwendig, in diesem Bereich mit Psychologen und Verhaltensforschern sowie Neurologen zusammenzuarbeiten, wenn Verständnis entstehen soll und nicht Kuriositätsammlungen.

Andere Fragestellungen werden sich auf die Rolle des Lebensalters in der Form gesprochener Sprache richten, das dabei möglichst einzige Variable sein sollte.⁵⁴ Dasselbe gilt für andere Einzelanalysen.

Die Inbeziehungsetzung von invariablen und variablen Daten wird der Statistik nicht entraten können,⁵⁵ da ja immer nur ein Ausschnitt an Material wie an Sprechern (Informanten) erfaßt werden kann und da die Segmentierung eines so komplizierten Gebildes eine entspre-

⁵⁴ Engel 1954, S. 88ff.

⁵⁵ Eberhard Zwirner, Das Eindringen statistischer Forschungsmethoden in die Sprachvergleiche, Archiv für vergleichende Phonetik Heft 1, Berlin 1937. – G. Udney Yule, On Sentence length as a Statistical Characteristic of Style in Prose. . . , Biometrika 30, 1938, S. 363–390. – Wilhelm Fucks, Mathematische Analyse des literarischen Stils, Studium Generale 6, 1953. – Victor Amandus Oswald / Stuart L. Fletcher, Proposals for the Mechanical Resolution of the German Syntax Patterns, Modern Language Forum 36, 1951, S. 61ff. – Wilhelm Fucks, On Mathematical Analysis of Style, Biometrika 39, 1952, S. 122ff. – Gustav Herdan, Informationstheoretische Analyse als Werkzeug der Sprachforschung, Die Naturwissenschaft 41, 1954. – Gustav Herdan, Language in the Light of the Statistical theory of Information, Metron 17, 3–4, 1955. – K. Knauer, Grundfragen einer mathematischen Stilistik, FF 29, 1955. – Wilhelm Fucks, Unterschiede des Prosastils von Dichtern und anderen Schriftstellern. Ein Beispiel mathematischer Stilanalyse. Sprachforum 1955. – Wilhelm Fucks, Mathematische Analyse von Sprachelementen, Sprachstil und Sprachen, Köln und Opladen 1955. – Gustav Herdan, Language as chance and choice, Nordhoff, Groningen 1956. – Werner Meyer-Eppler, Physikalische Analogien linguistischer Strukturen, Physikalische Blätter 11, 1955, S. 445ff. – Bjarne Ulvestad, Statistics in Syntactical Description of German, MLQ 17, 1956. – Wilhelm Schneider, Stilistische deutsche Grammatik, Basel 1959. – Pierre Guiraud, Problèmes et méthodes de la statistique linguistique, PUF, Paris 1960. – Werner Winter, Relative Häufigkeit syntaktischer Erscheinungen als Mittel zur Abgrenzung von Stilarten, Phonetica 7, 1961, S. 7ff. – G. A. Lienert, Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik, 1962. – Paul Neusach, Grundbegriffe und Rechenmethoden der Statistik für Sozialwissenschaften, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung 1, Stuttgart 1962, S. 241ff. (Lit. S. 307ff.) – Peter R. Hofstätter, Faktorenanalyse, ebd., S. 385ff. (reiche Lit. S. 413ff.) – Eberhard Zwirner, Lebende Sprache, Beitrag zu ihrer Theorie und zur Methodik ihrer Erforschung, Studium Generale 15, 1962, S. 14ff. – Helmut Maier, Deutsche Sprachstatistik 1–2, Hildesheim 1964. – Robert E. Longacre, Grammar Discovery Procedures, The Hague 1964. – Peter R. Hofstätter / Dirk Wendt, Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie, 2. Aufl., 1964.

chende Streuung der Grenzwerte mit sich bringt, so daß wohl nur durch statistische Mittel geklärt werden kann, ob es sich um signifikante Unterschiede handelt, welche zur Grundlage einer Segmentbildung gemacht werden können, oder ob Zufall herrscht.

Gesprochene Erzählsprache, Redesprache, um nur einige Beispiele zu nennen als Untergliederung der Formen des Materials, verbunden mit dem Faktor des Situationskontextes, ist ein erst neuerlich besser bekannt werdendes Problem; für die Schriftsprache haben Jost Trier und Harald Weinrich Wege gewiesen, Heinz Rupp und Heinz Zimmermann haben Erfahrungen an Redetexten mit Situationskontext mitgeteilt und methodische Probleme der Materialaufnahme dargelegt.

Grundsätzlich handelt es sich insgesamt, wie Ihnen klar ist, um eine Systematisierung bisher zu sehr intuitiv gehandhabter Methoden, wobei selbst die Hinzunahme der Statistik als Kontrolle sich anderwärts in sprachlichen Begrenzungsarbeiten bereits voll bewährt hat. Und ich glaube mich hier im Prinzip mit den Vorschlägen Eberhard Zwirners für die sprachwissenschaftliche Materialaufnahme zu treffen.

Mein Vorschlag zur Segmentierungsmethode zielt also zunächst auf die Isolierung einzelner Faktoren (einfache Typik) und sucht dann, wie am Beispiel der Sprachschicht und der Gruppensprachen beschrieben, durch kontrollierte Kombination von Faktorengruppen zu einer Komplextypik zu gelangen, die als brauchbare Grundlage für kompliziertere Probleme der Erforschung der gesprochenen Sprache dienen könnte.

Besonders einige neuere Arbeiten zum Problem, etwa die von Ulrich Engel (1954), Christel Leska (1965) und Heinz Zimmermann (1965), sind deutlich und mit ausgezeichnetem Erfolg auf dem Wege zu dem hier vorgeschlagenen Verfahren. Christel Leska berücksichtigt allerdings noch zuwenig Daten, etwa wenn sie erzählende und Redetexte vermischt oder gar vergleicht. Auch bei Zimmermann ergeben sich ähnliche Probleme.

Es ist auch klar, daß man nicht in die Fehler mechanistischer Sprachklassifikation zurückfallen darf, sondern daß unser bereits vorhandenes Wissen voll eingesetzt werden muß, um möglichst gute Ergebnisse bei der Typenbildung zu gewinnen und die Versuchsanordnungen immer zu verbessern.

Es ist jedem, der praktisch an gesprochener Sprache gearbeitet hat,

bekannt, wie schwierig es ist, die oben beschriebenen Versuchsbedingungen hinreichend exakt herzustellen, doch wird man ein Zurückschrecken vor ihnen angesichts teilweise viel schwierigerer Aufgaben im naturwissenschaftlichen Bereich, etwa in der Biologie, für nicht richtig halten können. Ich bekenne mich dabei zur Ansicht, daß wir nicht weiterhin erwarten dürfen, daß mit jeder einzelnen Arbeit ein ganzer Kosmos beschrieben und erklärt wird. Der einzelne Bearbeiter wird auch hier nur noch Teile des Feldes übersehen können; denn um methodischer Strenge willen wird der jeweilige Untersuchungssektor stark beschränkt werden müssen. Und nicht alle Fragestellungen können auch gleichzeitig in Angriff genommen werden: Methodeproben müssen am Anfang stehen, ebenso Experimente über die Unbekannten und Austausch- sowie Kombinationsproben.

Dies bringt uns zu zwei weiteren Fragen: die erste betrifft die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen; die zweite die Materialsammlung.

Es scheint mir offenbar, daß wir unbedingt auf Zusammenarbeit angewiesen sind. Schon was die Aufnahmetechnik anlangt, muß mit Technikern und Psychologen das Bestmögliche und Wünschenswerte ermittelt werden, und mit den Juristen muß beraten werden, wie sich die Aufnahme von spontanen Gesprächen, von erlauschten Erzählungen mit der Rechtsordnung, die den Einzelnen auch in diesem Bereich schützt, vereinbaren läßt.

Für die besonders schwierigen Fragen der Sozialfaktoren ist die Zusammenarbeit mit der empirischen Soziologie, besonders der Gruppensoziologie, der Sozialpsychologie, der Pädagogik und der Verhaltensforschung notwendig. Denn wir brauchen ja eine hinlängliche Sozialtypik, die wir unseren Untersuchungen zugrunde legen können, und wir können nicht erst selbst mit Gruppierungsversuchen anfangen. Dies betrifft etwa die Altersklassen, die Begabungsstufen, die Typik der sozialen Bindungen: Intimgruppe, offene Gruppe, statistische Gruppe usw. Die Ausgrenzungsfragen können, wie schon erwähnt, nicht ohne Zuhilfenahme der Statistik bestimmt werden, und wegen der Menge der Daten ist von vornherein der Blick auf eine maschinelle Datenspeicherung zu richten. Auch die Bestimmung der notwendigen Zahl und Zusammensetzung der Versuchspersonen gehört hierher.

Schließlich – und dies ist vielleicht das Wichtigste – bedarf es der

Zusammenarbeit zwischen allen an diesen Fragen interessierten Sprachwissenschaftlern, denn die Aufgabenstellung übersteigt die Kräfte einzelner bei weitem.

Es scheint mir richtig, noch einen Blick auf die Frage der Materialbereitstellung für die Forschung an gesprochener Sprache zu werfen; denn hier beginnt das Problem, und die Segmentierungen können nicht vorgenommen werden, wenn das Material nicht von den notwendigen Angaben über die Material- und Sozialfaktoren begleitet ist und selbst hohen Anforderungen genügt.

Deshalb scheint es für den Anfang, solange noch keine umfangreicheren und verallgemeinernden Erfahrungen vorliegen, am besten, wenn das Material in beschränktem Umfang, unter bestimmten Blickpunkten, vom Auswerter selbst erhoben wird; denn wir wissen noch nicht, ob es gelingen kann, jemals Allroundmaterial großflächig in genügender Dichte zu bekommen. Wir kennen auch noch nicht die geeignete Altersgruppierung, die optimal signifikanten Sozialgruppierungen, die Begabungseinteilung usw., die große allgemeine Aufnahmeaktionen richtig erscheinen lassen. Zudem ist die Frage der optimalen Aufnahmesituation, der Materiallänge und, bei Gesprächen, die Fixierung des Situationskontextes für den nicht an der Aufnahme beteiligten Auswerter noch unklar.

Auch lehren alle bisherigen Erfahrungen, daß für die Lösung einer bestimmten beschränkten Frage allein soviel Material notwendig ist, wie es niemals bei allgemeinen großräumigen Aktionen bereitgestellt werden kann.⁵⁶

Ich muß in dieser Hinsicht allerdings in vielen Punkten das Zwirnersche Material oder vielleicht besser die Zwirnerschen Intentionen entschieden gegen Einwände verteidigen.⁵⁷

Auf den von ihm entworfenen Begleitbogen zu den Aufnahmen des deutschen Spracharchivs sowie für Herrn Pfeffer sind die meisten der obengenannten Material- und Sozialfaktoren festgehalten,⁵⁸ und

⁵⁶ Zimmermann 1965, S. 12.

⁵⁷ Adalbert Maak, Über das „Lautdenkmal“ und die „Lautbibliothek“, *Muttersprache* 69, 1959, S. 326ff. – Rupp 1965, S. 20f.

⁵⁸ Überhaupt ist Zwirner und seiner Schule eine erhebliche Schärfung des Methodenbewußtseins in der Mundartforschung zu verdanken. Vgl. die Lit. bei Zwirner 1959 (Anm. 53), S. 329f. – Eberhard Zwirner/Adalbert Maak/Wolfgang Bethge, Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten, *Zs. f. Phonetik* 9, 1956, S. 14ff. – Ferner Eberhard Zwirner, Anleitung zu sprachwissenschaftlichen Tonbandaufnahmen (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten 31), Göttingen 1964. – Vgl. Leska 1965. – Zimmermann 1965.

wenn die Bogen teilweise nicht vollständig und exakt beantwortet sind, so liegt dies zweifelsohne an uns, den Aufnahmeleitern, die Herrn Zwirner vorgeschlagen worden sind und die vor fünfzehn oder zehn Jahren noch keine Ahnung von der Problematik hatten, und der einzige Vorwurf könnte hier sein, daß wir nicht geschult wurden. Zum anderen kann man viele Fragen heute gerade deshalb sehen, weil manche Schwierigkeiten an diesem Material klargeworden sind, so daß Verbesserungen gefunden werden konnten. Sicherlich ist es ein Nachteil, wenn die Sprecher durch das Wissen um die Aufnahme teilweise große Mikrophonbefangenheit zeigen. Aber es kann dies, glaube ich, kein grundsätzlicher Einwand sein, da die meisten Sprecher nach verschiedentlich mitgeteilten Erfahrungen, auch meinen eigenen, bald frei werden und nur dieses Material dann verwendet zu werden braucht.⁵⁹ Zudem ist natürlich auch der Zustand der Befangenheit im Sprachverkehr z. B. zwischen Vorgesetzten und Untergebenen so allgemein verbreitet, daß er zweifelsohne einen wichtigen Typ der Sprechsituation im Alltag überhaupt darstellt. Ich bin davon überzeugt, daß das Material des deutschen Spracharchivs wegen seiner Fülle und wegen der von vornherein auf außermundartliche Sprachbereiche zielenden Aufnahmen auf die Dauer für syntaktische und morphologische Untersuchungen der gesprochenen Sprache eine große Rolle spielen wird, da es mit Hilfe der Fragebogen zu Segmentierungen grundsätzlich geeignet ist und da formal der Typ des Erzählens sehr häufig ist, während inhaltlich sehr verwandte Themen des Alltags behandelt werden. Vielleicht wird dies alles aber erst der Fall sein können, wenn wir an „reinerem“ Material mehr und bessere Erfahrungen haben.

Es ist offenbar, daß die im Augenblick in allen Bereichen der Sprachwissenschaft vor sich gehende Schärfung des Methodenbewußtseins, auf der ein guter Teil der Fortschritte der Linguistik in der Gegenwart beruht, auch vor einem so komplexen Forschungsgegenstand wie dem der gesprochenen Sprache nicht haltmachen kann und wird. Dies wird mancher bedauern, denn die Ganzheit eines großen Gegenstandes, die humanitäreren Werte der kontemplativen Versenkung, die liebevolle oder herrscherliche Ausdeutung, die uns als Ideale überkommen sind, erleiden Einbuße. Freilich muß doch auf der Gegenseite auch ins Auge gefaßt werden, daß allein die Anpassung an gewandelte Forschungsmethoden uns noch im Gespräch halten

⁵⁹ Vgl. auch Leska 1965 S. 436f.

kann mit einer Reihe von Disziplinen, die ebenfalls an der Entschlüsselung der Möglichkeiten und Leistungen des Menschen in der Welt beteiligt sind und die dies jetzt ausschließlich mit empirischen Methoden tun und Erfolg haben.

Deshalb meine ich, daß die Größe und Bedeutung eines für die menschliche Kultur so wichtigen Gegenstandes wie die gesprochene Sprache, es gebieterisch verlangen, daß wir keine Anstrengungen und keine Aufwendungen scheuen, um ihm die Erfahrungen hundertfünfzigjährigen Forschens zu übermitteln und neue Erfahrungen zu sammeln.

Literatur:

- Baumgartner, H.: Stadtmundart. Stadtmundart und Landmundart, Bern 1940.
- Baumgärtner, Klaus: Zur Methode umgangssprachlicher Syntax, PBB (Halle) 79, 1957, S. 77 ff.
- Baumgärtner, Klaus: Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig, Berlin 1959.
- Bellmann, Günter: Mundart und Umgangssprache in der Oberlausitz (= DDG 62), Marburg 1961.
- Beranek, Franz J.: Die Umgangssprache und ihre Erforschung, Muttersprache 60, 1950, S. 65 ff.
- Beranek, Franz J.: Sudetendeutsche Umgangssprache, Stifter-Jahrbuch IV, Grärfeling 1955, S. 124 ff.
- Bernhardt, J.: Zur Syntax der gesprochenen Sprache, Niederdt. Jb., Neumünster 1903, S. 1 ff.
- Bräutigam, Kurt: Zum Problem der Stadtmundarten, Teuthonista 10, 1934, S. 248 ff.
- Brinkmann, Hennig: Hochsprache und Mundart, WW 6, 1955/56, S. 65 ff.
- Buergel-Goodwin, H.: Über Umgangssprache in Bayern. Uppsala Universitets Arsskrift 1906, Uppsala 1906, S. 57 ff.
- Cordes, Gerhard: Zur Terminologie des Begriffs „Umgangssprache“, in: Festgabe für Ulrich Pretzel, Berlin 1963, S. 338 ff.
- Debus, Friedhelm: Zwischen Mundart und Hochsprache, ZfMdaf. 29, 1962, S. 1 ff.
- Eggers, Hans: Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, Studium Generale 15, 1962, S. 49 ff.
- Engel, Ulrich: Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart. Diss. Tübingen (1954), 1955.
- Engel, Ulrich: Schwäbische Mundart und Umgangssprache, Muttersprache 72, 1962, S. 257 ff. = 1962, 1.
- Engel, Ulrich: Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche, Zs. Muttersprache 72, 1961, S. 298 = 1962, 2.
- Geißler, Ewald: Schriftsprache, Hochsprache, Hochlautung und Gemeinsprache, Muttersprache 48, 1933.

- Gernert, Hans Joachim: Sprachschichten im heutigen Deutsch, *Jezyka obce w szkole* 5,6, Warszawa 1964.
- Gernert, Hans Joachim: Die Umgangssprache in der Schichtung der deutschen Nationalsprache, *Weimarer Beiträge* 11, 1965, S. 571ff.
- Grosse, Rudolf und
- Hutterer, Claus Jürgen: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen (= Bericht über die Verhandl. der sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil. hist. Kl. 105,5), Berlin 1961.
- Grosse, Rudolf: Mundarten und Schriftsprache im Obersächsischen Raum, *Sächsische Heimatblätter* 3, 1961, S. 162ff.
- Grund, Heinrich: Die Mundart von Pfungstadt und ihre sprachliche Schichtung, Diss. Heidelberg 1935.
- Haag, Karl: Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart, *Die neueren Sprachen* 9, 5–6, 1901.
- Hain, Mathilde: Sprichwort und Volkssprache (= Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 95), Gießen 1951, S. 17ff.
- Havers, Wilhelm: Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931.
- Henzen, Walter: Schriftsprache und Mundarten, 2. Aufl. Bern 1954, bes. S. 9ff., 161ff.
- Höh, R.: Studien zur Sprachsoziologie einer pfälzischen Ostmundart (Linden), Diss. (masch.) Mainz 1951.
- Højjer, Harry: Language in Culture, Conference on the Interrelation of Language and Other Aspects of Culture, Chicago/London 1954.
- Hübner, Arthur: Die Mundart der Heimat (= *Der Heimatforscher* 1), Breslau 1925, bes. S. 11ff.
- Ipsen, Günther: Ursprache, Sondersprache, Gemeinsprache, *Blätter für deutsche Philosophie* 4, 1931, S. 185ff.
- Jellinek, Max Hermann: Besprechung: Alois Bernt, *Die Entstehung unserer Schriftsprache*, *AfdA* 54, 1935, S. 25f.
- Kaiser, Kåre: Mundart und Schriftsprache, Diss. 1930.
- Klee, Wolfhart / Gerken, Magda: *Gesprochenes Deutsch*, Leipzig 1943.
- König, René: Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Bd. 1, Stuttgart 1962.
- Kretschmer, Paul: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, Göttingen 1918.
- Kufner, Herbert: Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart, München 1961.
- Leersch, Eugen: Über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht, *Jb. f. Philologie* 1, 1925.
- Leska, Christel: Vergleichende Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache, *PBB (Halle)* 87, 1965, S. 427ff.
- Lipps, Hans: Sprache, Mundart, Jargon, *Blätter für deutsche Philosophie* 9, 1935/36, S. 388ff.
- Luce, R. Duncan / Bush, Robert R. / Galanter, Eugene: *Handbook of Mathematical Psychology*, Bd. 3, New York / London 1963.

- Lyell, Thomas R. G.: Slang, Phrase and Idiom in Colloquial English and their use, Tokyo 1931.
- Maurer, Friedrich: Schriftsprache und Mundarten, DU 8, 2, 1956, S. 5ff.
- Maurer, Friedrich: Volkssprache (= WW, Beiheft 9), Düsseldorf 1964.
- Meyer-Lübke, Wilhelm: Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel, Zs. für französische Sprache und Literatur, Supplementheft 13, 1929, S. 16ff.
- Moser, Hugo: Vollschwäbisch, Stadtschwäbisch und Niederalemannisch im seither württembergischen Oberschwaben, Alemanisches Jb. 1954, S. 421ff.
- Moser, Hugo: Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch, DU 8, 2, 1956, S. 36ff.
- Moser, Hugo, Umgangssprache. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, ZfMdaf. 27, 1960, S. 215ff.
- Müller, Josef: Die Rede des Volkes, in: Deutsche Volkskunde, hrsg. v. John Meier, Berlin/Leipzig 1926, S. 169f.
- Naumann, Hans: Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht, Jb. f. Philologie 1, 1925, S. 55ff.
- Niekerken, Walter: Zu den Problemen der Zweisprachigkeit im niederdeutschen Raum, Niederdt. Jb. 76, 1953, S. 64ff.
- Niekerken, Walter: Probleme der Sprachschichten im niederdeutschen Raum, Niederdeutsches Jahrbuch 63, 1960, S. 115ff.
- Von Polenz, Peter: Die Altenburgische Sprachlandschaft (= Mitteldeutsche Forschungen 1), Köln 1954.
- Von Polenz, Peter: Hochsprache und Mundarten heute, Muttersprache 68, 1958, S. 309ff.
- Von Polenz, Peter: Mundart, Umgangssprache und Hochsprache am Beispiel der mehrschichtigen Wortkarte „voriges Jahr“, Hess. Bl. f. Vk. 51/52, 1960 = Festschrift für Bernhard Martin, Gießen 1960, S. 224ff.
- Porzig, Walter: Das Wunder der Sprache (= Sammlung Dalp 71), 2. Aufl. Bern 1957, S. 212ff., bes. S. 250ff.
- Rudolf, O.: Über die verschiedenen Abstufungen der Darmstädter Mundart, Hess. Bl. f. Vk. 26, 1927, S. 10ff.
- Rupp, Heinz: Gesprochenes und geschriebenes Deutsch, WW 15, 1965, S. 19ff.
- Schirmer, Alfred: Die deutsche Umgangssprache, Stand und Ziele ihrer Erforschung, GRM 9, 1921, S. 42ff.
- Schmidt, Wilhelm: Deutsche Sprachkunde, Berlin 1965, bes. S. 28ff.
- Schmitt, Alfred: Volksmundart, Gemeinsprache und Schriftsprache, GRM 29, 1931, S. 434ff.
- Simon, Alfred: Mundart und Hochsprache im Rundfunk, Rufer und Hörer 1, 1931.
- Simon, Alfred: Hochsprache und Umgangssprache, Zs. f. dt. Bildung 16, 1940, S. 1ff.
- Steiner, Otto: Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954, Ergebnisse einer Schulkindererhebung, Phonetica 1, 1957, S. 146ff.

- Stroh, Fritz: Probleme neuerer Mundartforschung, Gießen 1928.
- Süskind, Wilhelm E.: Mundart, Umgangssprache und Hochsprache in ihrem Lebensrecht und gegenseitigen Verhältnis, DU 3, 4–5, 1951, S. 15ff.
- Wagner, Kurt: Besprechung von Walter Henzen, Schriftsprache und Mundarten, AfdA 62, 1943, S. 27ff.
- Weisgerber, Leo: Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache, Düsseldorf 1950, S. 77ff.
- Weithase, Irmgard: Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache, Bd. 1–2, Tübingen 1961.
- Wunderlich, Hermann: Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung, Weimar/Berlin 1894.
- Zimmermann, Heinz: Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 30), Bern 1965.
- Zinsli, Paul: Hochsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz, DU 8, 2, 1956, S. 61ff.

Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache

Von Hermann Bausinger

Nicht ohne Ironie hat Eugenio Coseriu vor kurzem darauf hingewiesen, daß die Sprache nicht durch die Sprachwissenschaft funktioniert, sondern durch die Sprecher – und daß es deshalb angebracht sei, die Meinung der Sprecher in sprachwissenschaftliche Überlegungen einzubeziehen.¹ So liegt es nahe, auch über die Formen gesprochener Sprache *in* der gesprochenen Sprache Aufschlüsse zu suchen; es wäre immerhin denkbar, daß sich hier korrekte Bezeichnungen für bestimmte Formtypen der gesprochenen Sprache entwickelt haben, daß die wirklich gravierenden Unterschiede terminologisch erfaßt werden, und daß sich eine Art populärer Typologie herausgebildet hat. Tatsächlich gibt es nun zwar eine verhältnismäßig große Zahl von Benennungen gesprochener „Sprachen“; aber schon ein flüchtiger Blick auf diese Benennungen zeigt, daß sie sich keineswegs zu einer auch nur skizzenhaften Typologie ergänzen.

Greifen wir die vielleicht gängigsten Bezeichnungen auf: *Kindersprache*, *Teenagersprache* und *Twensprache*, *Vereinssprache*, *Verwaltungssprache*, *Sportsprache*, *Soldatensprache*. Überblickt man diese Liste, so wird sofort deutlich, daß die Benennungen keineswegs von der gleichen Ebene stammen. Sie gehören zu verschiedenen Bezugssystemen, und keines dieser Bezugssysteme ist ganz ausgefüllt: man redet zwar allgemein – wenn auch sehr Verschiedenes darunter verstanden werden kann – von der Kindersprache; dagegen ist der Begriff der Erwachsensprache nicht geläufig, obwohl diese doch einen entschieden größeren Raum einnimmt. Überhaupt werden die gewissermaßen statistisch orientierten oder begründeten Erwartungen von dieser Reihe enttäuscht. Sicher unterscheidet sich die Sprache der Frauen

¹ Der Mensch und seine Sprache. Tübinger Ringvorlesung am 7. Juli 1966.

auch heute noch von derjenigen der Männer; noch immer gibt es Sachgebiete, die fast nur für Frauen von Bedeutung sind – vor allem, aber keineswegs ausschließlich, die Dinge und Vorgänge im Haushalt – und so deren Wortschatz entscheidend prägen. Darüber hinaus haben syntaktische und stilistische Untersuchungen ergeben, daß hier bei einer Reihe von Erscheinungen das Geschlecht der wichtigste Unterscheidungsfaktor ist², daß also etwa der Gebrauch von Konjunktionen bei Männern und Frauen erhebliche statistische Unterschiede aufweist. Trotz dieser – teils offenkundigen, teils untergründigen – Differenzen wird aber die Sprache der Frauen nicht eigens bezeichnet; *Damenrede* ist bekanntlich etwas anderes, und das Schwäbische Wörterbuch beispielsweise verzeichnet zwar *Weibergeschwätz*, *Weibergeschrei*, *Weibergewäsch*, *Weiberluge* (= lüge), *Weibermaul*, *Weiberzang*³, nicht aber „Weibersprache“.

Die „Sprachen“, die gängigerweise bezeichnet werden, zeichnen sich nahezu alle durch Besonderheiten und Abweichungen aus – fast drängt sich der von Hugo Steger in etwas engerer Bedeutung gebrauchte Begriff „Antisprache“⁴ auf –, sie führen jedenfalls weg vom breiten Normalbereich: *Kindersprache* ist noch nicht richtige Sprache, sie ist charakterisiert durch phonetische Unzulänglichkeiten, durch das Stimmeln und durch Fehler. Die *Teenagersprache* ist eine von modischen Elementen durchsetzte, vor allem lexikalisch geprägte Kontrastsprache. *Vereinssprache* zeichnet sich aus durch einen bestimmten, wenig alltäglichen Wortschatz – der strapazierte „Idealismus“! – und durch eine bestimmte Darbietungsform; es ist die Sprache der öffentlichen Rede in einem gehobenen, aber nicht voll beherrschten Ton. *Verwaltungssprache* läßt weniger an den internen Bereich der Verwaltung denken, sondern an die Übergriffe; es geht dabei weniger um die verwaltenden Organe als um die „verwaltete Welt“.⁵ *Sportsprache* und *Soldatensprache* orientieren sich an Lebensbereichen, von denen zweifellos eine große Strahlkraft ausgeht, die aber eben doch auch wieder ganz besondere Bereiche sind. Kurz: Einfach übernehmen können wir diese Begriffe nicht; für eine Typo-

² Vgl. das Kurzreferat von Arno Ruoff: Syntax und Stil der gesprochenen Sprache in Südwestdeutschland (Inhaltsangabe der auf der Herbsttagung 1965 des Instituts für deutsche Sprache gehaltenen Referate, S. 3f.).

³ Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, Sp. 561–564.

⁴ Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, in: Zs. f. Mdaf., XXXI. Bd. 1964, S. 125–138; s. S. 136.

⁵ Vgl. Karl Korn: Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt 1958.

logie der gesprochenen Sprache bieten sie keine unmittelbare Handhabe.

Trotzdem sollten aus diesem Sprachgebrauch einige Folgerungen gezogen werden. Zunächst: So deutlich sich diese Bezeichnungen an Kontrasten, an Anomalien im weiteren Sinne orientieren – es darf doch angenommen werden, daß die ausdrückliche Bezeichnung als ‚sprache‘ diesen Formen nicht zukäme, wenn es sich dabei um ganz und gar periphere Erscheinungen handelte. Die populäre Terminologie zeigt hier offenbar Verständnis dafür, daß sich in solchen Randbezirken besondere Kräfte entfalten, daß auch im Modischen wesentliche Energien liegen, die bei einer dynamischen Sprachbetrachtung nicht ignoriert werden sollten. Außerdem sollte auch das zunächst hinderliche Phänomen akzeptiert und verwertet werden, daß die populären Bezeichnungen sich nach verschiedenen Orientierungspunkten richten, und daß sie in verschiedenen Bezugssystemen stehen. Zum Teil beziehen sie sich auf die Sprecher, die in Gruppen gesehen werden; aber der Gruppencharakter ist dabei formal gar nicht leicht zu beschreiben. Es sind nicht eigentlich aktuelle Gruppen – oder soweit sie aktuell in Erscheinung treten wie etwa eine kleine ‚Gang‘ von Teenagern, stehen sie doch in einem überaktuellen Zusammenhang, der, obwohl der Begriff der Schicht nicht ohne weiteres anwendbar ist, geradezu an die berühmte Definition der sozialen Schicht durch Joseph Alois Schumpeter erinnert: Die soziale Schicht sei ein Omnibus – immer besetzt, aber von Haltestelle zu Haltestelle mit wechselnden Fahrgästen.⁶ Dieser Hinweis klärt nichts – er ist eher als Vorgriff auf die nachher noch anzudeutenden Schwierigkeiten gedacht, die mit der Unbestimmtheit und Vielschichtigkeit der sozialen Verhältnisse zusammenhängen. In einen Teil der erwähnten Begriffe sind aber nicht nur Angaben über die Sprecher, sondern auch über die Gesprächspartner eingegangen – so schließt etwa ein Begriff wie Kindersprache auch die Adressaten der Rede ein, denn Kindersprache reden ja nicht nur Kinder, sondern vielfach auch Erwachsene gegenüber Kindern. Außerdem bezeichnen die ‚Sprachen‘-Begriffe verschiedene Sachbereiche, erinnern an bestimmte Darbietungsformen und beziehen so im weiteren Sinne die „Situation“ ein, implizieren Ziele und Funktionen einer Redeform.

Diese Mehrdeutigkeit und Mehrdimensionalität komplizierter Art, die bei der Überprüfung der populären Bezeichnungen sichtbar wird,

⁶ Imperialism and the Social Classes. New York 1951, p. 164f.

ist ein grundsätzliches Datum; sie gilt auch für den Raum diesseits der Kontrastsprachen, für den normalen, alltäglichen Sprachbereich; und das Problem dieser Mehrdimensionalität muß gelöst werden, wenn wir zu einer einigermaßen verbindlichen Einteilung der gesprochenen Sprache kommen wollen. Genau dieses Problem ist es aber, das in den Untersuchungen zur gesprochenen Sprache im allgemeinen von dem Schlagwort *Umgangssprache* eher zugedeckt als aufgeworfen wird. Der vage Begriff Umgangssprache hat verschiedene Bezugsrichtungen; er impliziert mindestens eine räumliche Vorstellung – nicht mehr Dorf- oder Ortssprache und noch nicht Gemeinsprache – und eine soziale Vorstellung – nicht mehr grundschriftliche und noch nicht oberschichtliche Sprache –. Nicht das allein macht die besonderen Schwierigkeiten genaueren Verständnisses aus, daß diese Zwischenbereiche jeweils sehr weit sind und deshalb eine präzisere Untergliederung verlangen; die Schwierigkeit liegt vielmehr vor allem in dem wenig geklärten Verhältnis zwischen dem räumlichen und dem sozialen Aspekt. Das wissenschaftliche Operieren in dem Bereich zwischen Mundart und Hochsprache ist über weite Strecken der Versuch, geographische und soziologische Perspektiven zur Deckung zu bringen. Eberhard Zwirner machte darauf aufmerksam, daß schon Goethes Begriff des „Provinzialismus“ mit dem Gedanken sozialer Dichotomie, sprachlich von der Kunstform der Bühnensprache überwölbt, verknüpft ist.⁷ In neueren Arbeiten werden gelegentlich die kritischen Umschlagsplätze hervorgehoben, die sowohl die räumliche wie die soziale Mittelstellung verkörpern; Hugo Moser weist beispielsweise hin auf das Bürgertum der Städte, das zur Ausbildung der Umgangssprache wesentlich beitrug⁸, und verschiedentlich wird mit dem konkretisierenden Terminus „Honoratiorensprache“ gearbeitet – zuletzt von Gerhard Cordes, in dessen sorgfältig differenzierendem Schema sich die Bezeichnung „Honoratiorendeutsch“ zwischen überwiegend räumlich bestimmte Termini schiebt.⁹ Konsequenterweise werden in derartigen Schemata in zunehmendem Maße die fließenden Übergänge betont; Cordes wählt absichtlich eine Siebenzahl von Unterteilungen, um damit an den Regenbogen zu erinnern – ein Bild, das schon Hermann Fischer, freilich unter sprachgeographischem

⁷ Diskussionsgrundlage zum Kolloquium über „Sprachschicht“ im April 1964.

⁸ Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch, in: Der Deutschunterricht, 8. Jg. 1956, H. 2, S. 36–61; s. S. 51f.

⁹ Zur Terminologie des Begriffs ‚Umgangssprache‘, in: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag. Berlin 1963, S. 338–354.

Bezug, in seiner ungedruckten Tübinger Antrittsvorlesung von 1888 verwandt und mit der grundsätzlichen Bemerkung versehen hatte: „Es ergibt sich zunächst nirgends das, was der Naturforscher eine gut charakterisierte Species nennt, sondern eine zusammenhängende Reihe von Varietäten“.¹⁰

Einen methodischen Vorstoß zur Trennung der Betrachtungsweisen unternahm Ulrich Engel, indem er die sorgfältige Unterscheidung von räumlich gesehenen „Sprachkreisen“ und sozial gesehenen „Sprachschichten“ empfahl.¹¹ Die theoretischen Perspektiven waren damit säuberlich getrennt, und zweifellos bedeutet der Vorschlag Engels einen Schritt zur terminologischen Klärung gerade auch in den sprachlichen Zwischenbereichen zwischen Mundart und Hochsprache. Aber beim Versuch der Anwendung solcher Begriffe zeigt sich sehr schnell – und dies tangiert dann doch auch wieder die theoretische Konzeption! –, daß weder Sprachkreise noch Sprachschichten in einigermaßen konturierten Formationen greifbar sind. Diese Feststellung ist der Ausgangspunkt für die folgenden, teils kasuistischen, teils theoretischen Erörterungen, die freilich über Andeutungen und Thesen kaum hinausgehen, da eine ausführliche und detaillierte Behandlung des ganzen Fragenkreises vorgesehen ist.

1. Im 5. Band seiner Reisebeschreibung bringt Friedrich Nicolai eine hübsche Anekdote zum Problem der Umgangssprache.¹² Er berichtet, wie eine bayerische Gräfin von einer österreichischen zurechtgewiesen wird: „Liebe! Solltens halt nit so schlecht deutsch sprechen. Sprechen immer die *Koaserinn*, muß haaßen die *Kaaserinn*.“ Dies ist ein Beleg für die Umgangssprache – Nicolai selber sagt „Konversationssprache“ – früherer Jahrhunderte; und zwar ein Beleg, in dem sich Umgangssprache eindeutig als genormte, in einer bestimmten Sprachlandschaft im – sozial – gehobenen Gespräch verbindliche Sprachform erweist. Diese regionale Normierung scheint nun aber weitgehend von der relativen Geschlossenheit des betreffenden Verkehrsgebietes und vor allem auch von der Existenz eines normgebenden Zentrums abzuhängen; es ist wohl nicht zufällig, daß sich sowohl für das Bayrische

¹⁰ Über Wege und Ziele der Dialektforschung. Manuskript (UB. Tübingen Md 884), S. 9.

¹¹ Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 298–307.

¹² Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781; 5. Bd., S. 306.

– mit dem Zentrum München – wie für das Österreichische – dank der Strahlkraft Wiens – eine solche Regionalnorm noch immer bis zu einem gewissen Grad annehmen läßt, während sie in vielen anderen Landschaften bis ins letzte fragwürdig geworden ist. Darüber hinaus hat es den Anschein, daß die Normierung gar nicht immer den gesamten Sprachbestand betraf, daß vielmehr in vielen Fällen zum Teil aus innersprachlichen und zum Teil aus sprachsoziologischen Gründen eintrat, was Anton Pfalz als „Formenwucher“ bezeichnete.¹³

Wenn in einem sprachgeographisch noch zum Niederalemannischen zu rechnenden oberschwäbischen Dorf für „wir haben“ die Form „mir ham“ – oder noch häufiger inversiv „hammer“ – zu hören ist, so läßt sich dies zwar als Verschiebung gegenüber einem früheren Stand registrieren. Aber Verschiebung wohin? Gegenüber dem alten „*mir han*“ liegt die neue Form näher bei der Hochsprache. Aber dies braucht nicht die Stoßrichtung zu sein: der Zusammenhang mit dem bayrischen Allgäu ist außerordentlich eng und intensiv, und dort sind Formen mit *a* zu Hause. Das gleiche gilt aber auch für das schwäbische Gebiet im Norden; die schwäbisch-niederalemannische Grenze verläuft nicht allzu weit entfernt. Andererseits: Ist es überhaupt sinnvoll, angesichts der starken Mobilität und der Massenkommunikation in solchen Kategorien wellenförmiger Ausbreitung zu denken – ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß etwa die Stuttgarter Sprache im Hintergrund steht? Aber welche Stuttgarter Sprache? Dort stehen ja doch ganz verschiedene Formen nebeneinander, *ham*, *bent*, *habet* usw.,¹⁴ vielleicht mit leicht verschiedener Valenz, im ganzen aber eher im kaum differenzierten Nebeneinander als Ausdruck des Formenwuchers, der die Unterscheidung usueller und okkasioneller Formen¹⁵ verbietet. Eine Frage löst hier die andere aus, und Fragen, die das Problem einseitig in einer bestimmten Richtung akzentuieren, werden bezeichnenderweise angesichts solch komplizierter Fälle in sich fragwürdig: Ob es sich bei der angegebenen sprachlichen Äußerung etwa um „Umgangssprache“ oder um „Halbmundart“ nach der Unterscheidung Hennig Brinkmanns¹⁶ handelt, läßt sich einfach nicht

¹³ Festschrift Max H. Jellinek zum 29. Mai 1928 dargebracht, Wien und Leipzig 1928, S. 97–104.

¹⁴ Vgl. Ulrich Engel: Die Auflösung der Mundart, in: Muttersprache, 71. Jg. 1961, S. 129–135; s. S. 132.

¹⁵ Vgl. hierzu beispielsweise Peter von Polenz: Die alenburgische Sprachlandschaft. Tübingen 1954, S. 105.

¹⁶ Hochsprache und Mundart, in: Wirkendes Wort, Sammelband I (Sprachwissenschaft), Düsseldorf 1962, S. 104–115; s. S. 112.

feststellen, da die Richtung der sprachlichen Bewegung nicht zu bestimmen ist. Schon ein einzelner konkreter Fall gesprochener Sprache – und es ist keineswegs ein konstruierter oder auch nur gesuchter Fall! – führt also zu dem Ergebnis, daß die räumliche Position nicht nur ein Merkmal unter anderen ist, sondern daß sie gewissermaßen in sich selber mehrdimensional ist.

2. Die damit verbundenen Schwierigkeiten wiederholen sich – in gesteigertem Maße noch – bei den Versuchen sozialer Bestimmung. Zur sozialen Kennzeichnung der Mundart werden seit langem Begriffe wie „Bauernsprache“ verwendet; als Hilfsbegriffe und Näherungswerte werden sie auch heute noch herangezogen.¹⁷ Nun ignorierten solche Bezeichnungen auch schon beim undifferenzierten Gebrauch in der Vergangenheit die enormen sozialen Rangunterschiede, die sich hinter einem Wort wie „Bauer“ verbergen – die Skala reicht vom aristokratischen bis zum proletarischen Bauern. Aber in der Vergangenheit sprach doch vieles für eine derartige Kennzeichnung: Durch den Beruf wurde damals der ganze Lebenszuschnitt und die Lebensform geprägt; man könnte auch sagen: „Bauer“ war mehr als nur ein Beruf. Heute reden wir dagegen mit guten Gründen von einer *Berufsrolle*. Das ist nicht abschätzig gemeint; vielmehr trägt es der Tatsache gesteigerter sozialer Verflechtung Rechnung – es geht davon aus, daß jeder Einzelne neben dem Beruf auch noch andere Rollen innehat.

Robert Musil meditiert in seinem Roman einmal über das Problem des kollektiven Charakters¹⁸, und er geht daran, die Fiktion des angeblichen Volkscharakters in Segmente aufzulösen: „Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter...“ Ralf Dahrendorf zitiert diese Stelle und knüpft daran seine Konzeption des „Homo sociologicus“¹⁹, welche die für die gesellschaftliche ebenso wie für die psychologische Betrachtung des Menschen entscheidende Kategorie der „sozialen Rolle“ entwickelt. Allein schon die Tatsache, daß es sich dabei um

¹⁷ Vgl. etwa Ulrich Engel: Schwäbische Mundart und Umgangssprache, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 257–261.

¹⁸ Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg 1952, S. 34f.

¹⁹ 5. Aufl., Köln und Opladen 1965; vgl. S. 62.

eine soziologische Grundkategorie handelt, weist darauf hin, daß diese sich nicht leicht historisch eingrenzen und etwa nur für die Gegenwart reklamieren läßt. Aber es kann gezeigt und begründet werden, warum diese Kategorie heute mehr in den Vordergrund tritt als früher. Früher waren nämlich die verschiedenen Rollen sehr viel stärker homogenisiert, aufeinander abgestimmt – das ist gemeint, wenn wir etwa von einer bäuerlichen Lebensform sprechen! –; heute dagegen ist die Vielfalt und Divergenz der Rollen so groß geworden, daß sie sich nicht mehr leicht zu kristallisieren vermögen, daß sie nicht mehr zum *Status* gerinnen. Die Soziologie hat diesen Aufgliederungs- und Ausgliederungsprozeß an zahlreichen Beispielen dargestellt; sie hat nachdrücklich und überzeugend auf die Mehrdimensionalität und damit auch Relativität der sozialen Rangordnung hingewiesen, die vom Einkommen, vom Besitz, von der Arbeit, der Geburt und Herkunft, der Intelligenz, der Bildung, dem Beruf, der Moral und vielem anderen abhängig ist.

Man könnte nun zwar im Blick auf die Sprache einwenden, daß ja doch nicht alle Rollenelemente hier gleich wirksam seien, könnte also beispielsweise – und man hat das verschiedentlich versucht – den gordischen Knoten der Rollenvielfalt dadurch zerhauen, daß man die *Bildung* als die eine entscheidende Determinante herauslöst. Aber wiederum zeigt sich bei genauerem Zusehen, daß das ausschließliche Operieren mit dem Faktor Bildung zwar für frühere Epochen zu einigermaßen richtigen Beobachtungen führt;²⁰ dies hängt aber wiederum mit der weitgehenden Rollenharmonie zusammen, die heute nicht mehr gegeben ist – wir haben es allein schon mit ganz verschiedenen, kaum aneinander meßbaren Arten der Bildung zu tun. Aus all diesen Überlegungen ist die Konsequenz zu ziehen, daß sprachliche Äußerungen nicht primär als Ausdruck der sozialen Stellung, sondern eher als Folge einer bestimmten *Einstellung* zu sehen sind; nicht der Status begründet die Art des Sprechens, sondern die jeweilige Rolle.

Der Begriff der Rolle scheint mir dabei auch insofern angemessen zu sein, als er die Situation, den Partner und den Gesprächsgegenstand bereits einschließt. In dem Begriff kreuzen sich soziale, psychische und andere Determinanten. Es gibt den Rollenzwang und das Rollenspiel, das unbewußte und das bewußte Agieren. Und es gibt ein auf-

²⁰ Vgl. beispielsweise Ph. Wegener: Über deutsche Dialectforschung, in: Zs. f. dt. Philologie, 11. Bd. 1880, S. 450–480; s. S. 464f.

schlußreiches Wechselspiel zwischen Rolle und Sprache in dem Sinn, daß eine bestimmte Rolle eine bestimmte Sprachform hervorruft, daß aber umgekehrt eine bestimmte Sprachform eine bestimmte Rolle signalisiert – d. h., die Sprechweise ist selber ein Faktor in der komplizierten Prestigeskala. Jedenfalls scheint für eine Untersuchung der gesprochenen Sprache nicht eine Typologie der Status notwendig zu sein, sondern eine Typologie der Rollen, auch wenn dies eine sehr viel stärkere Segmentierung, ein Operieren mit sehr viel mehr Variablen verlangt.

3. Der Verfasser einer im fränkischen Württemberg durchgeführten sprachlichen Ortsuntersuchung²¹ schlug kürzlich vor, bei der Beschreibung sprachlicher Veränderungen eher mit dem Begriff „Anpassungsbereitschaft“ als mit dem „Nachahmungstrieb“ zu operieren. Dies ist nicht etwa nur eine begriffliche Schärfung oder eine Verlagerung der methodischen Perspektive; hier ist vielmehr ein ganz anderes Bild anvisiert, ein ganz anderer Vorgang gemeint: Walter Meister knüpft seine Forderung an die Beobachtung, daß die „soziale Expansion“ im Wachsen begriffen und daß eine immer größer werdende „Offenheit gegenüber von außen wirkenden Einflüssen“ zu registrieren ist.

Wo sich die örtliche Sprache durch den mehr oder weniger blinden Nachahmungstrieb realisiert, sind ein relativ geschlossener Horizont und eine einheitliche Norm Voraussetzung. Eben dies ist aber nicht mehr der Fall. Der *Horizont* hat sich weit geöffnet; die vielen und verschiedenartigen Bewegungen – horizontale und vertikale, räumliche und soziale, physische und geistige – die man in dem Stichwort „Mobilität“ zusammenfaßt, führen über den einstmals wenn nicht geschlossenen, so doch geschlossener gewesenen Horizont hinaus. Der Begriff der *Norm* ist in der Rechtssoziologie eng verknüpft mit dem Gegenbegriff *Sanktion*; erst die Anwendung von Sanktionen bei Verstößen macht die vorher höchstens latent vorhandene Norm offenkundig – erst Sanktion schafft die Norm.²² Dabei wird die Norm entweder von der eng verflochtenen Gesamtheit einer Gruppe garantiert – dies ist der Zustand der *Sitte*; oder die Sanktionen werden

²¹ Walter Meister: Die Mundart in Veränderung und Beharrung, dargestellt an drei Tonbandaufnahmen der ostfränkischen Mundart von Zweiflingen und Neuenstein im Kreis Öhringen. Mschr. Zulassungsarbeit. Tübingen 1966, S. 291f.

²² Vgl. hierzu beispielsweise Theodor Geiger: Vorstudien zu einer Soziologie der Rechts (= Soziologische Texte 20.). Neuwied 1964.

von einer besonderen Instanz verhängt – dies ist der Zustand des *Rechts*. Beide Stadien lassen sich auch an der Sprache ablesen: Im Zustand ungebrochener Sprach-Sitte werden Abweichungen stellvertretend für die Gesamtheit von jedem Gruppenmitglied sanktioniert; das heißt praktisch, daß derjenige, der im ‚alten Dorf‘ (wenn diese zwangsläufig unscharfe Bezeichnung erlaubt ist) von der Mundart abwich, ohne dazu dank seiner sozialen Stellung legitimiert zu sein, mindestens mit Prestigeverlusten zu rechnen hatte. Und im Zustand ausgeprägten Sprach-Rechts gibt es Instanzen, welche die Richtigkeit der Sprache mit Hilfe von – positiven und negativen – Sanktionen überwachen; dazu gehört das Wirken jeder Art sprachpflegerischer Institution, angefangen von der Schule. Das bedeutet also: Sowohl der örtliche Dialekt wie die Hochsprache sind normiert; beide wurden oder werden von Sanktionen gestützt. Für die Zwischenbereiche dagegen spielt die Sanktionierung keine Rolle.

Wir könnten auch sagen: sie spielt *nur* eine Rolle. An die Stelle mehr oder weniger fester Normen sind variable ‚*Rollenerwartungen*‘ getreten. Die Sprache kann sogar – gerade wegen der unfesten, veränderlichen Verhältnisse – ein wichtiges Rollenindiz sein. Karl Valentin läßt in einem seiner Monologe²³ die Gattin eines Münchner Großkaufmanns „aus der goldenen Inflationszeit 1919“ auftreten und zunächst stolz verkünden, daß sie und ihr Mann sich alles kaufen könne, „daß ’s zwischen der Burgoassi und uns koan Unterschied gibt“. Dann aber steckt sie zurück und verrät die wunde Stelle: „Bloß ’s Maü wenn ma aufmacha, dann san ma verlorn, dann haut’s uns naus aus der Rolln, zwega der Haidhauser Grammatik.“ Die neu-reiche Großkaufmannsgattin befindet sich also an der Schwelle zwischen Normsprache und Rollensprache; genauer gesagt: sie kommt von der Norm ihres heimatlichen Dialekts nicht los, obwohl in ihrer neuen Umgebung andere sprachliche Erwartungen an sie herangetragen werden. Man könnte gerade angesichts eines solchen Beispiels versucht sein, den Unterschied zu relativieren; tatsächlich scheint ja auch hier die Rollenerwartung so zwingend zu sein, daß die Frau, wie sie gleich anschließend verkündet, ihren Mann zu Anstandskursen schickt – aber der Unterschied liegt gerade in der Erlernbarkeit und der Veränderlichkeit. Der Maßstab, mag er in besonderen Fällen auch mit der alten Strenge angelegt werden, ist jedenfalls kompliziert und multipliziert.

²³ Monologe. München 1966, S. 10.

4. Unter dem Aspekt der Norm rücken Mundart und Hochsprache zusammen; und daran schließt sich eine zweite Feststellung an, die ebenfalls beide verbindet. Nicht nur die Hochsprache, sondern auch die Mundart gilt „als Vollsprache, als ein in seiner Art vollständiges und zureichendes Bedeutungsgefüge“.²⁴ Diese Feststellung steht unausgesprochen hinter der negativen Einschätzung des Zwitters „Umgangssprache“, die in den Höhen literarischer Kritik²⁵ ebenso zu Hause ist wie in der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung. Allerdings kann man sich bei unbefangener Überprüfung der Urteile des Eindrucks nicht erwehren, daß auch die ostentative Abwertung der „sozialisierten Halbbildung“,²⁶ daß soziale und andere Ressentiments dabei eine Rolle spielen: „So bekam unsere Umgangssprache jene in weiten Strecken verdächtige Ähnlichkeit mit dem Jargon, d. h. der grundsätzlich ungepflegten Sprechweise der Pflastertreter, und dem Rotwelschen, dessen Wortschatz ihr in den Kneipen der Vororte, in den Kasernen und im Verlauf der Emanzipation unserer deutschen Juden reichlich zuflöß.“²⁷

Der Gedanke der „*Vollsprache*“ ist sicher weitgehend richtig; allerdings bezieht sich dieses Urteil auf die Sprache als Ganzes, als langue, nicht als individuelles Vermögen. Faßt man dieses ins Auge, so wird man sagen müssen, daß zwar die Mundart in ihrem begrenzten Umkreis dem Sprecher das sichere Gefühl der sprachlichen Beherrschung seiner Welt gibt und eben dadurch auch das „Begleitgefühl der Geborgenheit“²⁸ vermittelt, daß aber derjenige, der sich der sprachlichen Zwischenformen bedient, nichts anderes versucht als der Mundartsprecher: nämlich seine Welt sprachlich zu meistern. Da er sich dabei aber an keiner festen Norm orientieren kann und da

²⁴ Ulrich Engel: Schwäbische Mundart und Umgangssprache, in: Muttersprache, 72. Jg. 1962, S. 257–261; s. S. 260.

²⁵ Karl Kraus: „Umgangssprache entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgehen; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen; wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antworten, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen; die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht.“ Auswahl aus dem Werk. Frankfurt 1961, S. 253.

²⁶ Theodor W. Adorno: Theorie der Halbbildung, in: Soziologie und moderne Gesellschaft. Stuttgart 1959, S. 169–191; s. S. 169.

²⁷ Lutz Mackensen: Die deutsche Sprache unserer Zeit. Heidelberg 1956, S. 44. Es muß ausdrücklich hinzugefügt werden, daß Mackensens Untersuchung sehr gute Einzelangaben zum Bereich der Umgangssprache bringt.

²⁸ Jost Trier: Alltagssprache, in: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. Göttingen 1966, S. 110–133; s. S. 121.

seine Welt sehr viel unübersichtlicher und komplizierter geworden ist, gelingt ihm das nicht in gleichem Maße. Dabei lassen sich eine Reihe häufig wiederkehrender sprachlicher Verwerfungen und Ausweichtaktiken beobachten, von denen hier kein vollständiger Katalog gegeben werden kann, die aber doch wenigstens angedeutet werden sollen.

Klaus Baumgärtner stellte in seiner Untersuchung der Leipziger Umgangssprache die „situationsökonomischen lexikalischen Verallgemeinerungen“ heraus,²⁹ also die Reduktion der Sprache auf einzelne Allerweltswörter wie „Ding“ oder „machen“, die jedoch durch die Situation verständlich werden. In den gleichen Zusammenhang gehört die unvollständige, in einem allgemeinen Sinn ‚*elliptische*‘ Rede, für die Heinz Zimmermann illustrative Beispiele gegeben hat.³⁰ Sowohl Baumgärtner wie Zimmermann haben Fälle im Auge, in denen das Verständnis des Gesprochenen nicht synsemantisch hergestellt wird, sondern durch das „sympraktische Umfeld“ im Sinne der Sprachtheorie Karl Bühlers.³¹ Zimmermann betont die „Einheit von Sprecher, Hörer, Gesprächssituation und Rede“, von welcher „der hörbare Teil des Gesprächs nur ein Ausschnitt“ ist;³² das elliptische Reden hat in seinen Beispielen stets eine Art Zeigefunktion, es wird instrumental oder situativ ergänzt.

Es liegt aber auf der Hand, daß die „lexikalischen Verallgemeinerungen“ gerade auch in Situationen gebraucht werden, die nicht voll durchschaut werden: der Sprachwissenschaftler, der eine Autopanne hat, sieht sich vielfach auch auf Vokabeln wie „Ding“ und „machen“ zurückgeworfen. Vor allem aber werden die Verallgemeinerungen und das ‚*elliptische*‘ Sprechen in zunehmendem Maße auch in abstraktere Zusammenhänge übernommen, in denen es keine oder nur geringe Erklärungshilfen durch die Situation gibt. Die Figuren abkürzender Rede stehen dann zwischen Ellipse, Anakoluth und Aposiopese, ohne die positiven Möglichkeiten dieser Stilfiguren auszunützen; die unvollständige Rede ist ein Zeichen der unvollständigen Bewältigung eines Sachverhalts, des sprachlichen Anrennens gegen eine schwierige sachliche Situation. Dies ist für die

²⁹ Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig. Berlin 1959, S. 109 passim.

³⁰ Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs. Syntaktische Studien zur basel-deutschen Umgangssprache. Bern 1965, S. 17–24 passim.

³¹ Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktionen der Sprache. 2. Aufl., Stuttgart 1965, S. 154–168 (Dankenswerter Diskussionshinweis von Gerold Ungeheuer).

³² Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs, S. 12.

Sprache eines Jürgen von Manger³³ charakteristischer als irgendwelche Kalauer, und darin trifft er sehr genau einen Wesenszug des sprachlichen Zwischenbereichs, den man als Umgangssprache umschreibt; Manger spielt nicht den Ausnahmefall; er ist auch nicht Raffke, nicht „Parvenü“,³⁴ sondern eine Durchschnittserscheinung.³⁵

Bei der Beobachtung der lautlichen Veränderungen ist man zu dem übereinstimmenden Urteil gekommen, daß die Änderungen sich in erster Linie an auffallenden Erscheinungen orientieren. Das bedeutet, daß die „*primären Merkmale*“ der Mundarten zurücktreten, daß sich dagegen die *sekundären* vielfach auch im umgangssprachlichen Bereich erhalten.³⁶ Die Problematik der auf Schirmunskis Forschungen³⁷ zurückgehenden Begriffe primärer und sekundärer Sprachkriterien – manchmal scheinen sie in einem Zirkelschluß festgelegt! – kann hier nicht erörtert werden. Tatsächlich orientiert sich die Anpassung im allgemeinen an den auffallenden lautlichen Erscheinungen, übertreibt wohl auch hier und da, so daß hyperkorrekte Formen nicht nur als die Leitfossilien historischer Wandlungen,³⁸ sondern auch als die Indizien gegenwärtiger Veränderungen betrachtet werden können.

Wo das Sprechbare einzelner Sprecher nicht nur aus isolierten Texten erschlossen wird, sondern über einen längeren Zeitraum weg und in verschiedenen Situationen beobachtet wird, lassen sich zwei verschiedene „*Integrationstypen*“ unterscheiden, deren Verhalten schematisch skizziert werden kann:

Im einen Fall sucht der Sprecher die neu auftauchenden Situationen dadurch zu bewältigen, daß er die gesamten ihm möglichen Sprechrollen verlagert; er verschiebt gewissermaßen seine sprachliche Welt und entfernt sie aus dem Bereich der Mundart, rückt sie ein Stück

³³ Vgl. die ausgezeichnete Charakteristik von Joachim Stave: Der Ruhrdeutsche (= Das Sprachbarometer 68), in: Muttersprache, 74. Jg. 1964, S. 272–281.

³⁴ Vgl. Ulrich Engel: Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart. Mschr. Diss. Tübingen 1954, S. 333–341.

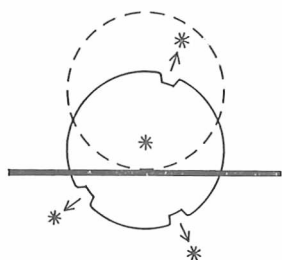
³⁵ Verf.: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 164f.

³⁶ Vgl. Hugo Moser: „Umgangssprache.“ Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zs. f. Maf. XXVII. Jg. 1960, S. 215–232; s. S. 221.

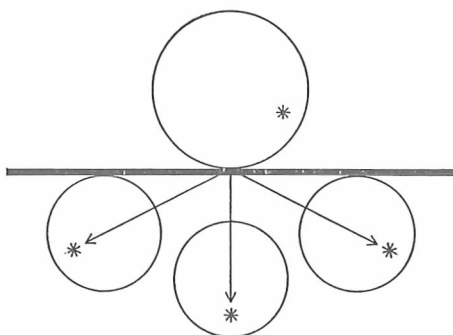
³⁷ Viktor Schirmunski: Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 18. Jg. 1930, S. 113–122 und 171–188.

³⁸ Vgl. hierzu: Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte. Von Werner Besch, Wolfgang Kläiber, Friedrich Maurer, Gerhard Meissburger und Horst Singer. Hrsg. von Friedrich Maurer. Freiburg 1965, S. 27f., 115f. passim.

a) *Rollenverlagerung*:



b) *Rollenwechsel*:



über den vorher vorhandenen Horizont hinaus. Da er aber mit der neuen Geschlossenheit doch nicht alle Gegenstände und alle Situationen erreicht, da der gewissermaßen selbstdekretierte Horizont keine Entsprechung im außersprachlichen Bereich findet, besteht die Gefahr der Deformierung des sprachlichen Ganzen, die sich beispielsweise in einem Übermaß von Ellipsen ausdrücken kann. Insgesamt ist der Typus dieser versuchten *Rollenverlagerung* aber der einfacher zu verwirklichende; der *Rollenwechsel* setzt ein Springen nicht nur von einem Gegenstand zu einem anderen, weit entfernten – das fordert die Situation heute ganz allgemein –, sondern auch von einer Form der Sprache zu einer ganz anderen voraus. Die Schwierigkeit, die geistige Anstrengung dieses Rollenwechsels erklärt es, warum wir heute nicht ganz selten nahezu reine Mundart eher bei relativ Gebildeten antreffen als bei geistig Unbeweglichen; für diese Mundartsprecher ist dies nur eine Möglichkeit, eine sprachliche Rolle, während die weniger Beweglichen, denen der Rollenwechsel verwehrt ist, sich eben deshalb von der Mundart entfernen müssen. Freilich sind dies überwiegend hypothetische Feststellungen, die aber immerhin dazu beitragen könnten, daß das sprachliche Verhalten unter diesem Aspekt untersucht wird; Unterschiede des Geschlechts und der Generation wirken sich höchstwahrscheinlich auch hierin aus.

5. Ein spezieller Fall unter den Versuchen des Sichzurechtfindens in der komplizierter gewordenen sachlichen und sprachlichen Vielfalt ist der Gebrauch des *Jargons*. Man hat bei der Untersuchung der

Umgangssprache immer wieder sein Heil in der terminologischen Abschirmung gegen den Jargon gesucht. Diese Abgrenzung ist vielleicht – freilich keineswegs absolut – historisch möglich; dagegen ist für die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit die lebhafteste Durchdringung von Jargon und Umgangsrede ein charakteristisches Kennzeichen – diese Durchdringung scheint sinnvoll und notwendig zu sein.

Dies wird deutlich, wenn wir einmal nicht nach den Mängeln und ‚Charakterfehlern‘ des Jargons fragen, sondern nach seiner Leistung. In der heutigen sprachlichen Situation ist davon auszugehen, daß die Operationsbasis fast aller Sprecher wesentlich weiter geworden ist; dadurch treten ihnen die Gegenstände nicht mehr in gestufter und sinnvoller Ordnung entgegen; die Intensität des jeweiligen gegenständlichen Vorwurfs ist geringer geworden; die Gegenstände sind oft alle gleich gültig – wir können auch sagen: gleichgültig. Der Jargon ist ein Versuch der Sprecher, die Langeweile und Gleichgültigkeit zu durchbrechen, das Nichtssagende der Rede – freilich oft mit grellen Plakateffekten – aufzuputzen.

Dabei ist daran zu denken, daß die Sprache verspätet ist gegenüber der Realität, daß sie geformt wurde durch die Lebensbedingungen der Vergangenheit. Wie jede kulturelle Erscheinung weist auch die Sprache ein „cultural lag“ oder „time lag“³⁹ auf; der Jargon ist demgegenüber ein Vorstoß, ein Versuch, die Verspätung im Sprung zu überwinden. Es ist beachtenswert, daß sich der Jargon vor allem dort entfaltet, wo die traditionellere Sprache den Nuancierungen der Wirklichkeit nicht gerecht wird, so etwa auf dem weiten Feld technisch bedingter Verhaltensweisen. Es sei nur daran erinnert, wie fein differenziert die herkömmliche Sprache die verschiedenen Arten des *Gebens* behandelt, wie pauschal sie dagegen mit dem Vorgang des *Fabrens* umgeht – in solchen Situationen und Bereichen hilft der Jargon zu einer genaueren, wenn auch manchmal salopp kostümierten Differenzierung.

Eine weitere Funktion des Jargons kann in einem Gruppierungseffekt gesehen werden, der von den sprachlichen Sonderformen ausgeht. Fast möchte man sagen: Nachdem sich Gruppen rein lautlich nicht mehr dokumentieren können, weil allenthalben Übergänge in der Lautung praktiziert werden, wird die Gruppierungstendenz lexikalisch fundiert. In kleineren Gruppen dient der Jargon oft auch der

³⁹ William F. Ogburn hat diese Begriffe in die Kulturosoziologie eingeführt.

Verschlüsselung und dokumentiert so die enge Bindung, ja geradezu den Geheimcharakter der Gruppe; freilich wird er oft gleichzeitig plakathaft nach außen gerichtet. Der Übergang vom verfremdenden – und befremdenden – Plakatwort zum modischen Stereotyp, der zum lebendigen Prozeß der Sprache gehört, vollzieht sich verhältnismäßig schnell; die Alltagssprache ist in der Tat „neuigkeitslüstern“,⁴⁰ aber sie schmelzt die modischen Neuheiten auch sehr schnell ein im Tiegel der Konventionen.

George Bernard Shaw hat diesen Prozeß der Einschmelzung, ja unmittelbar den Sprung vom Jargon zur Konversationssprache in seinem Drama „Pygmalion“ ironisch dargestellt: Das Blumenmädchen Eliza erweist sich zwar vordergründig als gelehrige Schülerin ihrer gesellschaftlichen und sprachlichen Erzieher; aber in der Emotion brechen dann doch die alten Slangworte, die bloody expressions wieder hervor. Da aber geschieht das Erstaunliche: die junge Dame wird nicht etwa sofort gesellschaftlich geächtet; zumindest ein Teil der vornehmen Gesellschaft ist vielmehr entzückt von der Originalität und Substanz ihrer Ausdrücke – ihre Sprechweise wird als „the new small talk“, als neuer Verkehrs- und Plauderton, als neuer Konversationsstil betrachtet.⁴¹

6. In diesem Beispiel wird zudem eine Richtungsänderung deutlich, die sicherlich ihre allgemeinere Bedeutung hat und deshalb noch kurz ins Auge zu fassen ist. Anpassung ist ein Prozeß, der sich nicht nur mit dem Blick nach oben, sondern auch mit dem Blick nach unten vollziehen kann – von der unauffälligen Angleichung über betonte Kameraderie bis zu eitler Herablassung gibt es die verschiedensten Stufen und Spielarten. Dies drückt sich auch im sprachlichen Verhalten aus, wird aber einerseits komplizierter, andererseits interessanter und wesentlicher dadurch, daß die Anpassung nicht nur unmittelbar an den Gesprächspartner erfolgen kann, sondern auch an bestimmte Formen der Sprache; und speziell in diesem Fall wird die Verlagerung nach unten nicht ganz selten usuell.

Die Einstellung auf den Dialekt ist heute so häufig und manchmal so ausgeprägt, daß man geradezu von „*Dialektismus*“ reden könnte in Anlehnung an den kultursoziologisch-volkskundlichen Begriff des

⁴⁰ Jost Trier: Alltagssprache, S. 123.

⁴¹ Vgl. Verf.: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 170f.

„Folklorismus“,⁴² der den mehr oder weniger bewußten Rückgriff auf wirkliche oder vorgebliche Elemente der Volkskultur bezeichnet. Der Dialektismus weist verschiedene Seiten auf. Da ist zunächst der kommerzielle Aspekt; für die Zigarettensmarke Livland wird mit dem Slogan geworben: „Dieser Geschmack ist so ursprünglich wie ein Dialekt.“ Hier klingt bereits das ideologische Moment an, das dem Dialektismus Heimatrechte in vielen Festreden gibt, wo die Dialektpartien dann häufig als auffällige Montageeffekte erscheinen. Nur scheinbar steht damit die modische Wirkung in Widerspruch – die Werbung „Trachtenlook – genau im Modetrend“ könnte in bezug auf den Dialekt ihre Entsprechung finden. Am Rande sei erwähnt, daß auch der Teil der dialektologischen Feldforscher, der jede Ortsmundart seines Gebiets simulieren zu können glaubt, dem Dialektismus nicht fernsteht.

Während aber diese Beispiele ziemlich eindeutig zur kritischen Betrachtung und Distanzierung aufrufen, gibt es auch Perspektiven des Dialektismus, die eine einfache Abwertung verbieten.⁴³ Dazu gehört etwa der Zusammenhang mit dem beschriebenen Rollenwechsel, bei dem die Mundart zwangsläufig nicht mehr elementarer Ausdruck der Übereinstimmung umhегter Welt und Sprache ist, sondern eine mehr oder weniger frei gewählte Möglichkeit der Rede. Es ist aber auch zu erinnern an Mundartbewegungen großen Stils, die zunächst in sentimentalischer Bewußtheit begannen, die aber bald in naive Selbstverständlichkeit übergingen – man denke an die Befestigung und Ausbreitung des Schweizerdeutschen während der letzten Jahrzehnte.⁴⁴ Man hat es hier gewissermaßen mit einer „Reaktionsartikulation“⁴⁵ großen Stils zu tun, die aber ihre zahlreichen kleinmaßstäblichen Entsprechungen auch im übrigen deutschen Sprachgebiet hat. Wo die Dialektismen sich ausbreiten und usuell werden, verlieren sich mitunter die Indizien, die zunächst den besonderen Hintergrund ausweisen – etwa der demonstrative Ge-

⁴² Zuerst ausführlich erörtert von Hans Moser: Vom Folklorismus in unserer Zeit, in: Zs. f. Völkde., 58. Jg. 1962, S. 177–209; seither verschiedentlich in volkskundlichen Publikationen diskutiert.

⁴³ Vgl. Verf.: Zur Kritik der Folklorismuskritik, in: Populus Revisus (= Volksleben Bd. 13). Tübingen 1966, S. 61–75.

⁴⁴ Paul Zinsli: Hochsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz, in: Der Deutschunterricht, 8. Jg. 1956, Heft 2, S. 61–72.

⁴⁵ Der Begriff wurde von Meyer-Lübke und auch Frings zur Erklärung von divergierenden Lautverschiebungen in benachbarten Gebieten verwendet. Vgl. Zs. f. Maf. 1921, S. 10.

brauch der primären Merkmale. Dann reicht die äußere Beschreibung der gesprochenen Form nicht mehr aus; vielmehr sollten auch die psychischen und sozialen Hintergründe des Sekundärdialekts aufgedeckt werden.

Überblickt man die zahlreichen, hier nur in einigen knappen Durchblicken angedeuteten Probleme der heute gesprochenen Sprache, so ergibt sich daraus eine Reihe allgemeinerer methodischer Folgerungen, die freilich wiederum nur ganz knapp in drei Punkten skizziert werden sollen:

I. Die neuerdings in Gang gekommene Auseinandersetzung zwischen inhaltsbezogener und strukturalistischer Sprachbetrachtung hat zunächst die Differenzen zwischen beiden Zugängen zur Sprache deutlich markiert, dann aber doch auch die tiefgreifende Gemeinsamkeit aufgedeckt. Diese Gemeinsamkeit hat einen Aspekt, der in unserem Zusammenhang von Wichtigkeit ist: *Beide* Betrachtungsweisen und Verfahren orientieren sich an einem ganzheitlichen Begriff von Sprache – ob diese Ganzheit nun in ihrer Struktur oder in der Verflechtung der inhaltlichen Funktionen gesucht wird. Von diesem ganzheitlichen Entwurf, an dem letztlich der Begriff der Sprache hängt, kann und soll nichts abgehandelt werden. Doch muß auf die Gefahr hingewiesen werden, daß er den Blick auf analytische Prozesse, den Blick für *das Nicht-Ganzheitliche* verstellt.

Die soziologische Diskussion um die funktionale Theorie, in welcher der Vorwurf eine zentrale Rolle spielt, daß alle Strukturbetrachtung zwangsläufig zur Statik neige und dynamische Elemente höchstens akzeptiere, um sie sofort wieder in Statik aufzulösen – diese Diskussion sollte auch vor der Sprachsoziologie nicht haltmachen. Daß Sprachsoziologie im weitesten Sinne nötig ist, erweist jeder unbefangene Blick auf die wirre Vielfalt des sprachlichen Lebens in der Gegenwart. Die allzu strenge Begrenzung der Sprachwissenschaft droht ihren Gegenstand, indem sie ihn immer beschreibbarer macht, immer mehr aus seinen realen Verankerungen zu entfernen; das ganzheitliche Bild von „Sprachen“ verschiedensten Umfangs und verschiedenster Ebenen darf den Blick auf den partiellen Charakter und auf die außersprachlichen Bedingungen des Sprechens nicht verstellen.

II. Wer die heutigen sprachlichen Verhältnisse untersucht, gerät in ein Feld von Übergängen, Ausgriffen, Zwischenformen, Unsicher-

heiten. Die Frage stellt sich, wo in dieser Situation vernünftigerweise Beobachtung und Analyse anzusetzen haben. Eine wichtige Antwort auf diese Frage scheint mir zu sein: Gerade weil die örtlichen Horizonte auch in sprachlicher Hinsicht zerfallen sind, sollte *der einzelne Ort* den Ansatzpunkt für sprachliche Untersuchungen liefern. Wo in ruhigeren Verhältnissen noch eine verlässliche Repräsentanz in jeder sprachlichen Äußerung lag und deshalb auf Grund verhältnismäßig weniger Erhebungen Ortsgrammatiken gefertigt werden konnten, dort müßten heute umfangreichere und von vornherein differenzierte Erhebungen ansetzen, die möglichst viele Sprecher in möglichst vielen sprachlichen Situationen zu erfassen suchen. Erforderlich ist eine neue Art von Ortsmonographien, die in mancher Hinsicht auf ältere Ansätze⁴⁶ zurückgreifen kann.

Im übrigen – dies gilt sowohl für derartige Orts- wie für andere Untersuchungen – erlaubt die mangelnde Repräsentanz der einzelnen sprachlichen Äußerung nur zwei Möglichkeiten: Entweder jede einzelne Äußerung muß aufs sorgfältigste *interpretiert* werden, oder aber eine so große Zahl von Belegen muß zugrunde gelegt werden, daß *quantifizierende*, statistische Methoden eine verlässliche Faktorenanalyse ermöglichen.

III. Zu einer derartigen Statistik wie zu jeder anderen differenzierten Untersuchung gesprochener Sprache bedarf es der Angabe genauer und ‚*mehrdimensionaler*‘ Daten. Beruf, Bildungsgrad, Alter, Geschlecht, Herkunft und andere Merkmale des Sprechers sollten bekannt sein und festgehalten werden; in solche Aufzeichnungen sollte – zugespitzt gesagt – möglichst viel von der Biographie des Sprechers eingehen. Dazu müßten aber auch präzise Angaben über den Gesprächspartner, die Gesprächssituation und schließlich das Gesprochene treten – eben weil es sich bei den einzelnen Äußerungen im allgemeinen nicht um Aussagen handelt, die ohne Schwierigkeit einer bestimmten Art von „-sprache“ zugeordnet werden können. Jegliche Äußerung manifestiert sich in einem Vor-Feld; die jeweils angenommene Sprachrolle – noch einmal: das Übernehmen einer Rolle ist hier nicht ausschließlich als bewußter und absichtlicher spielerischer Prozeß gemeint! – ist durch einen Komplex von Deter-

⁴⁶ Hier darf an Gauchat erinnert werden, vor allem aber auch an die leider nur zum Teil publizierte Dissertation von Friedrich Stroh: Probleme neuerer Mundartforschung. Beobachtungen und Bemerkungen zu einer Darstellung der Mundart von Naunstadt (Taunus). Gießen 1928.

minanten charakterisiert, die zwar nicht kausal voneinander abhängig sind, sich aber gegenseitig bedingen.

Das unten abgebildete Schema versucht die wichtigsten dieser Determinanten zu ordnen. Reflektiert man von diesem Feld auf die verschiedenen sprachlichen Erscheinungsformen, so wird deutlich, daß sie sich wenigstens graduell dem Vorfeld zuweisen lassen: Für die Lautformen ist der räumliche Aspekt beherrschend, danach in abnehmendem Maße der soziale, der psychologische usw. – Für die Wortwahl ist primär die Intention entscheidend; danach, in abnehmendem Maß, die Funktion des Gesprächs, der psychologische, soziale und räumliche Aspekt. Der Stil hat sein Orientierungszentrum im Psychologischen, auch Funktion und Sozialrolle sind wichtig, weniger dagegen der räumliche und intentionale Aspekt.

räumlich	sozial	psycholog.	funktional	intentional
lokal	familiär	affektiv	instrumental	zuhanden
überlokal (benachbart)	bekannt („mittlere Distanz“)	sachlich emotional	berichtend erzählend	fachlich kommunikativ
regional	distanziert			
(national)	fremd	reflexiv	diskutierend	kulturell

Vor-Feld sprachlicher Äußerungen

Interdependenzen

Rollen-Determinanten

Jede der angedeuteten Reihen könnte diskutiert und wohl auch modifiziert werden; doch kommt es hier zunächst nur auf die grundsätzliche Richtung der Überlegungen an: Einmal vermeidet dieses Schema das Dilemma der meisten Einteilungsversuche zur gesprochenen Sprache, daß nämlich einzelne „Sprachen“ durch die direkte Verbindung mit außersprachlichen Gegebenheiten definiert werden, während in Wirklichkeit das Sprechen jeweils von einer

komplizierten Mischung außersprachlicher Daten beeinflusst wird und der einzelne Sprecher diesen außersprachlichen Daten keineswegs fest zugeordnet werden kann. Zum anderen: Für die Rollendeterminanten scheinen bestimmte, ineinander übergehende Grade der Distanz und der Abstraktion maßgebend zu sein, die in einzelnen Reihen geordnet werden können – nach dem äußeren Horizont, im Blick auf die soziale Distanz, die innere Distanz, die Direktheit oder Mittelbarkeit der Zwecke und den geistigen Abstraktionsgrad.

Es handelt sich bei der schematischen Aufzeichnung dieses Vorfeldes nicht um einen Vorschlag für die praktische Segmentierung bei der Auswertung von Texten, eher um eine Vorüberlegung dazu. Sie mag noch einmal verdeutlichen, daß die herkömmlichen Methoden der Auswertung in diesem komplexen Bezirk nicht ausreichen. Es hat den Anschein, daß für die Erforschung gesprochener Sprache die traditionelle Mundartforschung nur ein Partner unter anderen sein kann, und daß daneben von oft überraschender Seite Hilfe erwartet werden darf: So ist etwa manches Ergebnis der Zweisprachigkeitsforschung⁴⁷ auch auf die normalen Sprachverhältnisse übertragbar, sobald man diese nicht im Lichte der einen umfassenden Sprache, sondern unter den Brechungen zahlloser sprachlicher Einflüsse sieht; und manche ordnende Sichtung gesprochener Sprache ist schon in Untersuchungen zur dramatischen Rede⁴⁸ vorweggenommen worden. Aber auch diese Anregungen müssen erst noch geprüft und umgesetzt, müssen vor allem auch an den empirischen Ergebnissen zur gesprochenen Sprache gemessen werden.

⁴⁷ Vgl. vor allem Uriel Weinreich: *Languages in Contact*, 2. Aufl., Den Haag 1963.

⁴⁸ Vgl. beispielsweise Otto Görner: *Vom Memorabile zur Schicksalstragödie* (= *Neue Forschung* 12). Berlin 1931, S. 82.

Zur Frage der deutschen Hochlautung

Von Christian Winkler

Jahrhundertlang ist die deutsche Schriftsprache mit stark landschaftlicher Tönung ausgesprochen worden – bis zu dem Punkt, wo sich Deutschsprachige nicht mehr verstanden. Es konnte also nicht ausbleiben, daß man schon um der allgemeinen Verständlichkeit willen auch für die Aussprache nach einem einheitlichen Leitbild fragte. Die reine, mundartfreie und gepflegte Aussprache erwuchs also, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache, aus einem durchaus praktischen Bedürfnis. Johann Gottfried Seume – er anscheinend als erster – fand die vorbildliche deutsche Aussprache auf der Bühne¹. Aber er klagte gleichzeitig: „Jedes unserer Theater hat seinen eigenen, den anderen oft sehr unangenehmen Dialekt und Akzent; und die wahre, reine Aussprache der Nation muß weder Dialekt noch Akzent haben.“ Durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch versuchten Theaterleute immer erneut, die Sprache der Bühne ausgleichend und vereinheitlichend zu regeln. Erfolgreich wurde das erst, als die Phonetik, zumal durch Sievers und Viëtor, weit genug entwickelt war, als die Germanistik, nach Grimm geschichtlich ausgerichtet, sich dem Bedürfnis nach Sprachpflege nicht mehr entzog und als nach 1871 der Wille auch zur *sprachlichen* Einigung stark genug wurde und, wiederum zunächst in der Schrift, zu einer einheitlichen Rechtschreibung (von Raumer, Duden 1880) führte, dann auch zu einer Rechtslautung. W. Viëtor veröffentlichte 1885 seine „Aussprache des Schriftdeutschen“,² worin er sich unmittelbar an das „Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch

¹ J. G. Seume, Über die Schauspieler und ihre Kunst. Ein Wort an Schauspieler und diejenigen, die es werden wollen, neu hrsg. von K. Löwe. 1954.

² W. Viëtor, Die Aussprache des Schriftdeutschen, Leipzig 1885.

in den preußischen Schulen“ anschloß und übrigens auch bereits Apparate zur objektiven Feststellung der Laute benutzte. Sievers wie Siebs und seine Mitarbeiter verließen sich auf ihr Gehör. Sie hörten ab, wie auf der Bühne gesprochen wurde, und brachten diese Aussprache vereinheitlichend in Regeln, die 1898 als *Deutsche Bühnenaussprache* für die Bühne gleichsam Gesetz wurden. Zwar wandten sich Germanisten wie H. Paul und O. Behaghel in Gutachten für den Deutschen Sprachverein³ gegen diese Kodifizierung und das Bestreben, sie zum Leitbild für die Lautung der Schriftsprache allgemein zu machen, doch ging die Entwicklung über diese Einwände hinweg. Das Bedürfnis nach einer Ausspracheregulation war unüberhörbar geworden.⁴ Die von Siebs vorgeschlagene Regelung wurde bereits 1899 auch von der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner begrüßt und empfohlen und bis 1910 von den Schulverwaltungen der Länder. Als 1922 die getroffene Regelung wieder völlig durchberaten wurde, fand man, wie es heißt, „keine einschneidenden Änderungen notwendig“⁵. Nur erklärte der Vertreter des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, „daß in Schulkreisen vor allem dem Mißverständnis begegnet werden solle, als ob es sich bei der Bühnenaussprache nur um eine Sache der Bühne und nicht vielmehr um die Hochsprache als Richtschnur für die gute Aussprache auch in der Schule handle“.⁶ Daraufhin beschloß man, „daß die *Deutsche Bühnenaussprache* nunmehr als *Hochsprache* bezeichnet“ werden solle.⁷ Sicherlich eine mißglückte Bezeichnung, da es sich ja nur um die Lautung, allenfalls den Wortton handelte. 1933, als der Siebs-Beraterausschuß wieder zusammentrat, hat E. Geißler bereits in einem Aufsatz in der „Muttersprache“ den Terminus *Hochlautung* vorgeschlagen.⁸ Die Neubearbeitung von 1957 (Herausgeber H. de Boor und P. Diels) wechselte die bisherigen Titel aus. *Deutsche Hochsprache – Bühnenaussprache* hieß es nun, wodurch

³ Deutsche Bühnenaussprache. Bericht, erstattet i. d. Sitzung des Gesamtvorstandes d. dt. Sprachvereins. Wiss. Beih. z. Zs. d. dt. Sprachvereins, 3. Reihe, S. 196.

⁴ Ein Jahr vor dem Siebs erschien z. B. ein Heft „5mal 6 Sätze über die Aussprache des Deutschen... als Grundlage für eine Verständigung“ von K. Erbe, einem Gymnasialprofessor und Vorsitzter des Deutschen Sprachvereins in Stuttgart.

⁵ Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache... bearbeitet von Th. Siebs, 13. Aufl., S. 9, Köln 1922.

⁶ Zit. v. E. Geißler, S. 8.

⁷ Ebd., S. 1.

⁸ E. Geißler: Schriftsprache, Hochsprache, Hochlautung und Gemeinsprache, Muttersprache 48, 1933, S. 316–318.

der Mißgriff leider nur ärger wurde. Diese Überarbeitung holte als einzige wesentliche Änderung nach, was der Beratungsausschuß bereits 1933 beschlossen hatte: das uvulare r wurde dem Zungen-r gleichgestellt, und es wurde die Internationale Lautschrift (API) eingeführt.

An Widerspruch gegen die im Siebs getroffene Ausspracheregeling hat es nie gefehlt. Er kam nun grundsätzlich und folgenreich vor allem von seiten des Rundfunks. Zwar galt und gilt auch heute noch der Siebs wenigstens für die nichtostdeutschen Sender als Richtlinie, zwar hat Siebs selbst 1931 im Auftrage der Reichsrundfunkgesellschaft ein ergänzendes Wörterbuch „Rundfunkaussprache“⁹ verfaßt, aber 1937 beauftragte die Reichsrundfunkgesellschaft E. Geißler, K. Graef und F. Roedemeyer, ein neues Wörterbuch mit neuer Regelung für ihre Bedürfnisse zu schaffen, und E. Geißler schrieb darüber einen programmatischen Aufsatz „Was wir gegen die *Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache* auf dem Herzen haben“¹⁰. Dieses Unternehmen ist im Kriege steckengeblieben. Wie weit es gediehen war, weiß ich nicht. Der Widerspruch des Rundfunks gegen Siebs' Bühnenaussprache ist begreiflich; hat er es doch mit einer ganz anderen Sprache als die Bühne zu tun. Der Schauspieler muß nicht nur seinem Partner, sondern dem Zuschauer auf 30, ja 50 Meter Entfernung verständlich sein. Überdies hatte man sich bei der Beobachtung der Bühnenaussprache an den Lautungsstil der Verstragödie gehalten, der sich durch besondere Geprägtheit und Langsamkeit auszeichnet. Der Rundfunksprecher hingegen spricht auf eine geradezu intim nahe Gesprächsentfernung: auf 30–50 Zentimeter – alles übrige besorgt die elektrische Übertragung. Und für seinen Lautungsstil ist bezeichnend vor allem die neutrale und nüchterne Rede des Ansagers und Nachrichtensprechers. Nun war es nie die Absicht Siebs' und seiner Berater, eine allgemein gültige Einheitssprache festzulegen. Sie verstanden, wie W. Schinke es 1940 ausdrückte¹¹, die Bühnensprache, nunmehr Hochsprache, als „einen ideellen sprachlichen Richtpunkt“, dem man sich je nach dem Gegenstand, von dem man spricht, und dem Hörer, an den man sich wendet, unterschiedlich annähert. Kodifiziert werden sollte nur die höchste Lautungsstufe, alles andere aber dem freien Spiel der Kräfte vorbehalten bleiben.

⁹ Rundfunkaussprache. Im Auftrage der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft bearbeitet von Th. Siebs. Als Handschrift gedruckt Berlin 1931.

¹⁰ E. Geißler, Was wir gegen die „Deutsche Bühnenaussprache – Hochsprache“ auf dem Herzen haben, Der Rundfunk 1938, H. 10–11.

¹¹ W. Schinke, Hochsprache, Zs. f. Dtkde. 1940, S. 34.

Zur gleichen Zeit, 1941, entstand nun in Erlangen eine Dissertation von Fr. Herneck „Die deutsche Bühnenlautung der letzten 50 Jahre, ermittelt aus Schallplattenaufnahmen bedeutender Bühnenkünstler“. Sie bewies, daß selbst auf den obersten Formstufen zur Zeit der Entstehung des Siebs auf der Bühne sehr verschieden gelaute wurde.¹² Wir hören heute von der Bühne solche Unterschiede, wenn auch abgeschwächt, wie um 1900. Der mundartliche Einschlag zwar ist offensichtlich mehr und mehr zurückgetreten, so daß wir heute Provinzialismen gegenüber in der Gemeinsprache duldsamer sein können, ohne die Einheit des Deutschen und die Verständlichkeit zu gefährden. Um so wichtiger aber wurde uns nun der Lautungsstil, das Maß an Geprägtheit oder Lässigkeit – was ich Formstufe genannt habe. Zwar hat der Siebs nachweislich bewirkt, daß die Aussprache der Schauspieler mundartfreier geworden ist, doch wirkte der Regelung entgegen eine Verlagerung der Formstufe – bereits zu Siebs' Zeit durch den Naturalismus, zu unserer Zeit durch den Sprechstil des Untertreibens. Nur sehr guten Bühnensprechern, die ungespannt, zugleich aber geprägt lauten, gelingt es, dabei verständlich zu bleiben. Das Problem, das uns heute bei der Ausspracheregulation bewegt, ist also weniger die Freiheit von Provinzialismen als das der Formstufe. Ich darf mich darum hierauf beschränken.

Gerade hier setzte nach dem Kriege eine neue Initiative an, die ausging von I. Weithase, damals in Jena. In einem 1953 gehaltenen Akademievortrag¹³ forderte sie eine *Deutsche Allgemeinsprache*¹⁴, eine für Schule und Rundfunk maßgebliche Norm, die von der Sprache der

¹² Daß die Bühne vom „tragischen Weihespiel“ bis zum „feinen Lustspiel“ oder gar in der Posse ganz verschieden spricht, hatte schon E. Geißler geschildert (Erziehung zur Hochsprache I, Halle 1925, S. 153). Im Bestreben, die im Alltag unerreichbare Norm herunterzuholen, empfahl darum G. Lotzmann, den Konversationsstil des Theaters als maßgeblich anzusehen (Neue Möglichkeiten der Ausspracheforschung, in: Sprechkunde und Sprecherziehung IV, Emsdetten 1959, S. 62). Aber auch wo eine Norm, welcher Formstufe auch immer, festliegt, sind die Realisationen „trotz weitgehender Nichtachtung der gegensatzbildenden Merkmale viel mehr gesichert, als man zunächst annehmen möchte“, da der Kontext das Einzelne ausdeutet (O. v. Essen, Norm und Erscheinung im Leben der Sprache, Zs. f. Phonetik 9, 1956, S. 123). Ja, E. Aderhold bezweifelte überhaupt, daß die Bühne eine Aussprachenorm bieten könne, „da sie alle Möglichkeiten des Sehens mit einschließt und ausschöpft“ (Beiträge z. dt. Ausspracheregulation, Berlin 1961, S. 56). Doch selbst wenn wir die Sprache auf die hörbare Rede beschränken, wird die Vielfalt der tatsächlich gesprochenen Lautformen niemanden wundern.

¹³ Der Vortrag wurde nicht veröffentlicht, mir lag nur ein Resümee vor.

¹⁴ Zur Problematik der „Gemeinsprache“ s. W. Henzen, Schriftsprache und Mundarten, 2. Aufl., Bern 1954, S. 11.

Vertragödie noch übertrumpft werde, sonst aber „in schnellem Redetempo realisierbar“ sei. Hans Krech, der nach Frau Weithases Weggang die Leitung des Halleschen Kollektivs übernahm, sagte: „Nicht die Bühne lehrt die Nation, wie Siebs auf der 1925er Schallplatte noch berechtigt formuliert hatte, sondern der Rundfunk mit seinen Sendungen.“¹⁵ Siebs überhöhe die Sprechstufe, leugne weitgehend übliche Assimilationen und die Einwirkung der Koartikulation. Immer jedoch gehe es um Hochlautung, „wenn auch verschiedener Spannungsgrade. Die Bühne mag die Höchstform (im Vers des Dramas) darstellen, der Rundfunk gibt dagegen die am häufigsten gebrauchte Formstufe“ (ebd.). Die Häufigkeit wird damit zum Richtpunkt für die Lautnorm. Der Rundfunk liefere eine „allgemeine deutsche Hochlautung“, die „allgemein erreichbar und gebräuchlich“ sei.¹⁶ Tatsächlich heißt das Hallesche Buch schließlich auch schlichtweg „Wörterbuch der deutschen Aussprache“¹⁷; erst im Text ist von Hochlautung die Rede.

Neu aber ist nicht nur das Ziel, sondern auch die Methode, diese Lautungsstufe zu bestimmen. Am Anfang stand nun eine sorgfältige und überaus dankenswerte Bestandsaufnahme des Sprachgebrauchs im Rundfunk, namentlich der Ansager und Nachrichtensprecher. Die besonders fragwürdigen Punkte, wie die Behauchung der Verschlusslaute, die Aussprache der Endungen und Vorsilben, die Realisationsformen des *r* u. a. wurden in einer Reihe von Dissertationen und Abhandlungen untersucht. Man ging dabei so vor, daß Bandaufnahmen zusammenhängender Rede aus Rundfunksendungen – zwar vornehmlich, aber nicht ausschließlich von Ostsendern – zunächst einer Gruppe von Hörern vorgeführt wurden, die ausschied, was ihr nicht hochsprachlich schien. Man könnte hier einwenden, das sei ein Zirkel: nur was gut scheint, wird mit dem Ziel einer Kodifizierung beschrieben und soll dann als gut gelten – wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Aber so ist man ja immer verfahren: die Sprache guter Schriftsteller wurde zur Richtlinie für alle. Es fragt sich nur, ob es für die Aussprache nicht noch andere Kriterien gibt. Bedenklich ist in unserem Falle, daß die Beurteiler alle Mitteldeutsche waren, die ihre Hörgewohnheiten begreiflicherweise nicht haben

¹⁵ H. Krech: „Ohrenphonetik“ und „subjektiv-objektives Abhörverfahren“. Wiss. Zs. Halle X, 14, 1961, S. 941–946.

¹⁶ E.-M. Krech: Probleme der deutschen Ausspracheregulung, in Beiträge z. dt. Ausspracheregulung, Berlin 1961, S. 24.

¹⁷ Wörterbuch der deutschen Aussprache, Leipzig 1964.

verleugnen können. Das hat man offenbar in Kauf genommen. – Die ausgewählten Aufnahmen wurden auf die genannten Fragestellungen hin, z. B. die Behauchung der Verschußlaute in den verschiedenen Positionen, aber auch in verschiedenen Lautungsstilen (in neutraler Mitteilung, in der gebundenen Rede der Dichtung . . .), auditiv durchgeprüft und statistisch erfaßt. Die Wiederholbarkeit der Bandaufnahme, z. B. durch Repetiergerät, sicherte das Ergebnis, und die gelegentliche instrumentalphonetische Nachprüfung tat ein übriges. Man gewann so einen guten Überblick über den tatsächlichen Sprachgebrauch des heutigen Rundfunks.

Hier sei eine grundsätzliche Zwischenbemerkung erlaubt. Zunächst: so wertvoll die instrumentalphonetische Hilfe bei solcher Bestandsaufnahme ist, so kann ich E.-M. Krech, die an dem Halleschen Wörterbuch maßgeblich beteiligt ist, nur beipflichten, wenn sie sagt: „Zu den Apparaten aber gehört der Mensch. Sein differenziertes und geschultes Gehör trifft die letzte Entscheidung.¹⁸ Ich glaube sogar, man muß dem naturwissenschaftlichen Verfahren grundsätzlich eine dienende Rolle zuweisen und zunächst sagen: Nur was gehört, beachtet und weitergegeben wird, ist sprachlich wesentlich. Beachtet wird, was Mitteilungswert hat, z. B. Lenis und Fortis bei stimmlosem *s*, denn daran unterscheiden wir etwa *reisen* und *reißen*. Ob aber das *s* apical oder dorsal gebildet ist, ob in bestimmten Stellungen der Stimmtön stärker, schwächer wird oder gar wegfällt, bleibt zweitrangig. Ja, das *s* hat heute in der Sprechrealität eine so große Variationsbreite, daß wir offenbar auch stark gelispelte Formen selbst von guten Schauspielern ohne weiteres hinnehmen, denn niemand regt sich darüber auf. Kainz hat hier von „Begnügungsformen“ gesprochen,¹⁹ die als diakritisches Minimum zur Verständlichkeit gerade noch hinreichen. Demgegenüber hat der Hochlaut eine stark verminderte Variationsbreite und trägt in seiner klaren Ausprägung, wie die Hochsprache allgemein, um mit Brinkmann zu sprechen, „den gemeinsamen Kulturwillen eines Volkes“²⁰.

Doch kehren wir zu dem Halleschen Verfahren zurück und zeigen an einem Beispiel, dem der Verschußlautbehauchung, was die Bestandsaufnahme der Rundfunkaussprache ergab. Nach dem Gesagten wird man kein leicht überschaubares Bild mehr erwarten, denn auf

¹⁸ E.-M. Krech: Probleme, a.a.O., S. 69.

¹⁹ F. Kainz, Sprachpsychologie III, Stuttgart 1954, S. 219.

²⁰ H. Brinkmann, Hochsprache und Mundart, WW 6, 1955/56, S. 65.

der Formstufe des Gesprächs zeigte sich die gleiche, wenn nicht noch größere Vielfalt der Aussprache, als Herneck sie bei den Schauspielern festgestellt hatte. G. Lotzmann²¹ fand bei einem durchgeprüften Material von 8600 Verschußlauten,²² daß behaucht wurden:

im absoluten Anlaut 70,3 Prozent
im Inlaut vor Vokal 44,9 Prozent
im Auslaut 29,6 Prozent
bei *st*, *sp*, *sk* 22,3 Prozent
vor nichthomorganem Verschußlaut 26,5 Prozent

Siebs hatte nur in einem Falle Nichtbehauchung verlangt: wenn homorgane Verschußlaute zusammentrafen, z. B. *Stadtter*, *Stückgut*. Wie hier bei der Verschußlautbehauchung ergab sich in den meisten anderen untersuchten Fällen ein beträchtlicher Abstand zwischen der im Siebs gesetzten Norm und der Sprechrealität des Rundfunks. Also sei eine neue Regelsetzung nötig. Die Siebsnorm läge „zu hoch“ und sei nicht realisierbar. Das kann niemand wundern, der die Sprache der großen Tragödie mit der des Nachrichtensprechers vergleicht. Die Sprache, die in jedem Haus aus dem Lautsprecher tönt, ist dem allgemeinen Gebrauch näher als die Theatersprache.

Aber es scheint fragwürdig, den festgestellten Gebrauch des Rundfunks schlichtweg zur Norm zu erklären – wie G. Meinhold, ein führender Mitarbeiter am Halleschen Wörterbuch, einmal schrieb: „... wenn man die nach statistischer Ermittlung häufiger vorkommende Form als orthoepische Norm auffassen will.“²³ Krech hatte es sich anders vorgenommen: „Das von Arbeitsgruppen vorgelegte Material wird von einem Redaktionskollegium zu sichten sein, um die Proportionen von Norm und Realisationen abzuwägen.“²⁴ Wo das statistische Ergebnis eindeutig ist, bewährt sich das Verfahren

²¹ G. Lotzmann, Zur Aspiration der Explosivae im Deutschen. Wiss. Zs. Halle VIII, 1958/59, S. 150–185.

²² Wie notwendig es ist, die lautlichen Erscheinungen in beträchtlicher Breite zu untersuchen, zeigen z. B. zwei jüngere Arbeiten über die Aussprache von *qu*, die trotz instrumental-phonetischer Hilfen zu recht unterschiedlichen Ergebnissen kamen. I. Weithase (Einige Bemerkungen über die Aussprache des „qu“ im Ndh., Münchener Studien zur Sprachwiss., H. 17, 1964, S. 109–123) fand, daß *qu* meist als „nichtaspiriertes k + bilabiales w“ gesprochen werde, E. Kurka hingegen (Zur Aussprache der Lautkombination kv = qu im Hochdeutschen. *Phonetica* 13, 1965, S. 53–58) als „k + stimmloser Fortis f“.

²³ G. Meinhold, Grenzfälle der Explosivlaut-Realisation, Wiss. Zs. Halle XI, 1962, S. 1621.

²⁴ H. Krech, *Ohrenphonetik*, a. a. O., S. 944.

gut, in unserem Beispiel der Behauchung etwa im Anlaut betonter Silben (86 Prozent)²⁵ oder bei *st*, *sp*. Wie aber entscheidet man, wenn die Werte um 50 Prozent spielen wie im Inlaut vor Vokal? Die Entscheidung der Hallenser im Wörterbuch von 1964 ist noch vorsichtiger als der Normierungsvorschlag Krechs von 1961 und spricht nur von einer stärkeren oder schwächeren „Tendenz zur Behauchung“ in bestimmten Positionen. Littmann hat das in seiner Besprechung²⁶ als „Widerstreit von Statistik und Kodifikationsentschlossenheit“ angekreidet. Nun, die Hallenser wußten schon, was sie taten!

Drehen wir doch den Spieß einmal herum! Siebs ging aus vom Sprechen im Großraum des Theaters und hielt sich an den Sprechstil der hohen Tragödie. Die Hallenser gingen ins andere Extrem. Sie beschrieben vorwiegend mitteilende Rede und holten den Sprecher auf 30 Zentimeter an das Mikrophon heran. Dabei ist zu beachten, daß Mikrophone sehr empfindlich gegen Lautheitsunterschiede sind, die Behauchungen also rasch „übertrieben“ erscheinen und darum von den Rundfunksprechern möglichst abgeschwächt werden. Bringen wir den Sprecher in eine dazwischen liegende ‚mittlere Lage‘, die jedoch nach Hörerschaft und Gegenstand ebenfalls Hochlautung verlangt,²⁷ beobachten etwa den Lehrer im Unterricht, den Vortragenden im Hörsaal, dann wirkt die klare Behauchung der Verschußlaute selbst in jenen Fällen, wo der Rundfunk selten behauchte, z. B. vor nicht-homorganem Verschußlaut und im Auslaut (*gelegt*, *gelebt*), durchaus natürlich, obwohl wir sie aus der Alltagssprache nicht gewohnt sind. Was heißt da „natürlich“? Wann mutet uns eine Sprechweise „natürlich“ an? Doch dann, wenn sie dem Gegenstand und der Lage, in der wir gerade sprechen und hören, angemessen ist. Und angemessen ist sie dann, wenn sie – nicht bemerkt wird, wenn ihre Schallgestalt und also auch ihre Lautung transparent geworden ist für den Sinn. Dieser Eindruck stellt sich am ehesten ein, wenn die Laute Abstand halten voneinander, wenn die Merkmale, die ihren Phonemwert begründen, klar unterschieden werden. Goethe – er kannte sich als Theaterdirektor aus – bezeichnete eine Aussprache als „rein“, „wenn alle

²⁵ Kreck faßte die Positionsgruppen und Abhörergebnisse etwas anders zusammen: Kurze Mitteilung zur Behauchung der deutschen Explosivae im Inlaut, Wiss. Zs. Halle IV, 1955, S. 626.

²⁶ A. Littmann, Die Problematik der deutschen Hochlautung, in *Moderna Språk*, Language Monographs 7,9.

²⁷ So P. Tack gegenüber dem Halleschen Ansatz in *Beitr. z. dt. Ausspracheforschung*, Berlin 1961, S. 119f.

Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer erreicht“.²⁸ Das heißt zugleich, daß die Lautung sich mit der Lage ändern kann, ja ändern muß. Siebs hatte nur die oberste Lautungsstufe normiert und es dem Sprecher überlassen, seiner Redelage entsprechend davon Abstriche zu machen. Das Hallesche Wörterbuch geht von der Rundfunksprache aus und empfiehlt sie als allgemeine deutsche Aussprache. Freilich mit einer Tendenz nach oben. Offenbar, weil weitere Abstriche in der Sprechrealität einkalkuliert werden.

Noch vor Erscheinen dieses Halleschen Wörterbuches aber führte M. Mangold im Aussprachewörterbuch des Duden einen Gedanken aus, den schon E. Geißler 1938 vorgebracht hatte und der im Siebsberaterkreis 1954 besprochen, leider aber abgelehnt worden war: verschiedene Formstufen der Aussprache zu beschreiben und zu regeln, neben die ursprüngliche Bühnenlautung zweitens eine sogenannte gemäßigte Hochlautung zu stellen, die in vielen Zügen den Hallenser Normen entspricht, und drittens „Nichthochlautung“, sowohl als niedere „Umgangslautung“ wie als sogenannte „Überlautung“ z. B. der Diktatsprache.²⁹ Das geschah jedoch nur in der Einleitung, wodurch die Stufen wohl praktisch wenig wirksam werden und der Ausspracheduden dem seitherigen Siebs wenigstens im Wörterbuch sehr ähnlich wird. Nach dem Bearbeiter des Ausspracheduden, M. Mangold, „gilt doch auch weiterhin, daß das Theater die gesprochene Sprache am meisten als Kunst pflegt“³⁰ und P. Grebe sagt im Vorwort, es scheine ihm „für ein Buch dieser Art nach wie vor besser, von einer Hochform auszugehen, als ein Mittelmaß zu verlangen, das sich ohnehin beim Sprechen allzu leicht von selbst einstellt“. Ich habe solche Abstufungen – übrigens in Absprache mit M. Mangold – für sprecherzieherische Zwecke ähnlich in meinem Übungsbuch „Lautreines Deutsch“³¹ dargestellt und die Übungsstoffe darauf abgestimmt. Den dort durchgeführten Gedanken, die gemäßigte Hochlautung dadurch nach unten abzusichern – nach oben kann man immer ausweichen –, daß wir auch eine Alltags- (dort: Umgangs-) Lautung angeben, gleichsam als Warnung „*Das kann nicht mehr als Hochlautung*

²⁸ Goethe, Regeln für Schauspieler § 5, 1803. Sein § 14 dagegen läßt den Weimarer Stil erkennen, wenn verlangt wird, der Schauspieler solle alles „sehr langsam, die Silben und besonders die Endsilben stark und deutlich aussprechen“.

²⁹ Duden Band 6, Aussprachewörterbuch, 1. Aufl., Mannheim 1962, S. 39 ff.

³⁰ Ebd., S. 27.

³¹ Chr. Winkler, Lautreines Deutsch, 5. Aufl., Braunschweig 1963, S. 21–23.

gelten!“ – diesen Gedanken haben wir jedoch für den neuen Siebs aufgegeben, da sich die Varianten immer weiter vermehren, je tiefer die Formstufe absinkt, und damit die Übersicht verlorengeht. Mancherlei Einzelfälle kann man nach ihrer Formstufe verschieden beurteilen. In vielem aber treffen sich das Hallesche Wörterbuch, der Duden der gemäßigten Hochlautung und der künftige Siebs.

In unserem Beispiel der Behauchung spielten die Redelage und die ihr entsprechende Formstufe die entscheidende Rolle. Im Falle der *Aussprache des r* kommt dazu die geschichtliche Entwicklung. Sprachpflege ist ihrem Wesen nach konservativ, aber sie darf darüber nicht wirklichkeitsfremd werden, sondern muß den tastenden Finger am Puls der Sprache halten. Der alltägliche Sprechgebrauch hat bekanntlich vom 17. Jahrhundert an das ursprünglich fast ausschließlich gesprochene Zungen-r, vermutlich infolge der immer wachsenden Sprechgeschwindigkeit, durch den uvularen Zitterlaut [ʀ] und in unserer Zeit in vielen Positionen durch ein sogenanntes Reibe-r [ʁ] ersetzt, ja durch Vokalisierung [v]; Meyer-Eppler bezeichnete den Laut als „velaren Schwavokal“,³² Siebs folgte dieser Entwicklung in der Ausgabe von 1957 durch Gleichstellung von [ʀ] und [ʀ], lehnte aber den frikativen Laut [ʁ] und die Vokalisierung noch ab.³³ Mangold erkennt im Duden nur mit Zungenspitze oder Zäpfchen gerollte-r-Formen an und empfiehlt als günstigste Form ein geschlagenes Zungenspitzen-r [r], da sich die Schlagzahl offenbar unter Einfluß des Sprechtempos immer weiter verringert hat³⁴. Schlag-r ist freilich nicht leicht zu sprechen.

Halle prescht am weitesten vor. Zunächst untersuchte H. Ulbricht 1104 r-Allophone aus Rundfunksendungen.³⁵ Das ist auditiv oft sehr schwierig und bedarf der Hilfe der Instrumentalphonetik. Nach Ulbricht scheint das Zungen-r wenigstens im DDR-Rundfunk ausgemerzt zu sein. Es erscheint nur vor Vokal als Schlag-r in 1 Prozent der Fälle, während das sogenannte Reibe-r [ʁ] 15 Prozent bestreitet, den Rest ein Schlag-Zäpfchen-r. Nach kurzem Vokal wurde in der Hälfte

³² W. Meyer-Eppler, Zur Spektralstruktur der /r/-Allophone des Deutschen. *Acustica* 9, 1959, S. 247–250.

³³ Dabei brauchen nicht (r) oder (R) gesprochen zu werden, sondern sie können, jeweils in verschiedenen Positionen, nebeneinander erscheinen. Das ist im Siebs (S. 61 f.) leider nicht ausdrücklich gesagt.

³⁴ Duden, Aussprachewörterbuch, a.a.O., S. 33.

³⁵ H. Ulbricht, Einige Bemerkungen über die Realisation der /r/-Allophone (r-Laute und ihre Varianten) im Deutschen, in: *Beitr. z. dt. Ausspracheregulung*, Berlin 1961, S. 112.

der Fälle [r] gesprochen, zu 25 Prozent [ʁ], sonst, wie es heißt, „andere Formen“. Nach langem Vokal fand Ulbricht bei 80 Prozent Vokalisierung oder in 10 Prozent der Fälle Ausfall mit Ersatzdehnung (bei Wörtern wie *Haar* als [ha:]).³⁶ Im Prä- und Suffix *er* nennen seine Ergebnisse 75, bzw. 85 Prozent „verschiedene Vokalisationen“. Danach wandelt sich das *r* von [r] und [ʁ] über [ʁ̥] schließlich zu einem „dunklen Mittelvokal“ [ʁ̥] und löst sich in einer Ersatzdehnung des vorangehenden Vokals auf. Der DDR-Rundfunk scheint hier besonders fortschrittlich zu sein, während man auf der Bühne trotz der modischen Hexenjagd auf das *r* im hohen Stil noch durchaus Zungen-*r* hören kann und es im Kunstgesang aus klanglichen und hygienischen Gründen noch ausschließlich gilt. Ulbricht beschließt sein Referat mit der Feststellung gegenüber dem Siebs: „Es ist längst notwendig geworden, Realisation und Norm in Übereinstimmung zu bringen“,³⁷ und fügt, fast warnend, hinzu: „Die ‚Hochlautung‘ als ‚Sprachebene, die allen erreichbar ist‘ – das war ein Grundsatz von Krech (d. Verf.) –, aber sollte nicht nur eine erreichbare, sondern auch anstrebenswerte Sprachebene zum Inhalt haben.“ Welche Lösung fand Halle? Das Wörterbuch setzt das *r*, wenigstens im Auslaut, kursiv, stellt also die Bildung frei, sonst als [r]. In der Regelsetzung ist die frikative Form rundweg gleichberechtigt. In bestimmten Positionen wird darüber hinaus das *r* „bis zur vokalischen Auflösung oder bis zur Ersatzdehnung des vorangehenden langen Vokales reduziert“ (S. 44 f.), so beim Suffix *-er*, auch wenn noch ein Konsonant folgt (z. B. klappern = [klap̥n]), so auch bei den unbetonten Präfixen *er-*, *ver-* usw., z. B. erzählen, verbringen, und allgemein nach langem Vokal, z. B. *er* [e:ʁ], Uhr [u:ʁ], Haar [ha:ʁ] (S. 49). Das ist zwar im Alltag weitverbreiteter Gebrauch, aber ich möchte bezweifeln, daß man das heute als Lautung von geprägter Formstufe – und das eben meint ja Hochlautung – ansehen kann. H. Stelzig empfahl, von den Varianten „die physiologisch günstigste und akustisch verständlichste Form zu wählen“. Damit kämen wir beim *r* zweifellos ins andere Extrem, zum gerollten Zungen-*r*.³⁸

Für den neuen Siebs haben wir folgende Empfehlung vorgesehen. Auf der obersten Stufe, der Bühnenlautung, gelten wie bisher nur

³⁶ Ebd., S. 115.

³⁷ Ebd., S. 116.

³⁸ H. Stelzig-Greifswald, Grundfragen für das Aussprachewörterbuch der allgemeinen deutschen Hochlautung, Ber. d. Int. Kongr. i. Helsinki 1961, S. 767.

die gerollten stimmhaften Formen [r] und [R], sowie im Suffix -er auch Schlag-r, z. B. Geber = ['ge:bər], ['ge:b̥ər] und ['ge:ber]. Auf einer gemäßigten, aber noch durchaus hochlautigen Stufe neben diesen Formen auch stimmlos gerolltes Zäpfchen-r [ʀ], das gewöhnlich rasch in den Reibelaut übergeht, weshalb wir es mit dem gemeinsamen Zeichen eines gestürzten [ʁ] notieren. Dieses Reibe-r bezeichnen wir ausdrücklich als Lenis. Sie hören das am deutlichsten, wo [ʁ] und die Fortis [x] dicht hintereinander stehen, wie in den Wörtern Fracht [fʁaxt], Tracht [tʁaxt]. Nur in drei Fällen ist auch in gemäßigter Hochlautung dieses Reibe-r nicht statthaft:

1. im Anlaut vor Vokal – ich wähle Beispiele, wo Halle auch Reibe-r spricht – : raten ['ra:t̥] oder ['ra:t̥], aber nicht ['ʁa:t̥],
2. zwischen Vokalen: bereuen [bə'røø̯n] oder [bə'røø̯n], aber nicht: [bə'ʀøø̯n],
3. vor Nasal und l: Quirl, warm – hier fehlt ein Hallesches Beispiel; es könnte dort [vax̥m] heißen.

Vokalisierung scheint uns, so häufig sie in der Alltagssprache ist, in der Hochlautung nur möglich in unbetonten Einsilblern wie der – [d̥ɐ̯].

Dieses r-Beispiel wählte ich, um zu zeigen, wie eine Regelung der Aussprache dem sich wandelnden, hier offensichtlich aus der Alltagsrede heraufkommenden Gebrauch folgt. Die gebräuchlichen Varianten kann man verschieden einschätzen: welche haben hochsprachlichen Wert, welche nicht? Auch hier kommt man um Ermessensentscheidungen offenbar nicht herum. Das Ergebnis aber sollte im gesamten deutschen Sprachbereich annehmbar sein. Vokalisierung des r wird z. B. in der Schweiz entschieden abgelehnt. Und – ein sehr banaler, aber nicht zu übersehender Gesichtspunkt – eine Ausspracheregulation muß praktikabel sein. Einmal in dem Sinne, daß die geforderte Lautbildung flüssig sprechbar bleibt. Zum anderen müssen die Ausspracheregeln überschaubar einfach gehalten werden. Man kann viele feine phonetische Unterscheidungen treffen und sie auch instrumentalphonetisch belegen, sie haben dann wissenschaftlichen Feststellungswert, sind aber der Sprachgemeinschaft (und auch dem Deutsch lernenden Ausländer) nicht zumutbar. Offenbar gilt es bei der Ausspracheregulation zwei Extremen zu widerstehen: der Neigung, ein möglichst übersichtliches System herzustellen einerseits und der Vielfalt der tatsächlich vorgefundenen Varianten andererseits.

Das dürfte besonders sinnfällig werden bei dem letzten Beispiel, das

ich hier durchsprechen möchte, bei der Regelung der Aussprache des *e* in tonschwachen Vor- und Endsilben. Der Schwund der ursprünglich vollen Endungsvokale hat natürlich bei dem [ə] nicht haltgemacht. Schon eine württembergische Kirchenordnung aus dem Jahre 1559 fordert, daß „die Syllaben deutlich“, die Wörter „vnterschiedlich vnd verstentlich“ ausgesprochen, „auch die letzten Syllaben im Mund nit verschlagen“ werden.³⁹ Und wenn später immer wieder eine „vollständige Aussprache“ der Wörter gefordert wird, so bezieht sich das eben vor allem auf diese tonschwachen Endungen. Auch Siebs „verbietet grundsätzlich“ bereits in der 1. Auflage (S. 39) „die silbische Aussprache eines r, l, m, n in Nebensilben (Schäfr, Handl, freudigm, redn)“, da sie zu Undeutlichkeit führe, und sagt, daß die Erhaltung des [ə] „im Konversationsstücke unnatürlich und gekünstelt klinge, ist nicht zu befürchten, denn bei schnellerem Tempo und geringem Kraftaufwand ergeben sich Reduktionen schon von selbst“ (S. 17). Man könnte freilich fragen, wie weit diese „Reduktionen“ führen dürfen. Das bleibt sinngemäß erhalten bis zur Neubearbeitung von 1957, die sich (S. 43) gegen die „Unterdrückung“ des [ə] in Ableitungssilben wendet und „die damit zusammenhängende Beeinflussung der häufigen Nebensilbe -en durch einen vorangehenden Labialen oder palatalen Konsonanten“ (Lippen – [ʎpm]) als „besonders verwahrlost“ brandmarkt. – Im Duden ändert sich das selbst in der gemäßigten Hochlautung nicht, und erst bei der Umgangslautung heißt es (S. 43): „Vor m, n, l, r kann [ə] ausfallen“.⁴⁰

In Halle hat G. Meinhold „die Realisation der Silben -ən, -əm, -əl“ in etwa 13000 End- und Mittelsilben untersucht.⁴¹ Danach scheint ihm die Realisation des [ə] in den Endsilben wegen des Mißverhältnisses zu seinem Signalwert hyperkorrekt. Die Kodifizierung im Halleschen Wörterbuch ist sehr ausführlich (S. 30f.). Das [e] bleibt hier erhalten nach Vokalen, Nasalen und Liquiden; ausfallen darf es, „wenn es die Sprechsituation (Sprechtempo, Beschwerung des Wortes usw.) zuläßt“, nach Engelaute, nach pf und ts und nach den Verschußlauten. Immer realisiert werden soll das [ə] im Suffix -chen und in der Endung -em. Das Wörterbuch deutet den fakultativen

³⁹ Nach I. Weithase, Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache, Bd. I, Tübingen 1961, S. 67.

⁴⁰ Duden, Aussprachewörterbuch, a. a. O., S. 43 1 e u. S. 44 2 c, d, e.

⁴¹ Beitr. z. dt. Ausspracheregelung, Berlin 1961, S. 98 ff. und Zs. f. Phon. 15, 1962, S. 1 ff.

Ausfall des [ə] durch Kursivdruck an. So weit, so gut. Halle geht jedoch noch weiter und sagt: „Bei Ausfall des e wird der Verschuß nasal gelöst und [n] bei labialem Verschußlaut ([p], [b]) zu m ([‘ha:bən] zu [‘ha:bɪn]) und bei palatalem Verschußlaut ([k], [g]) zu ŋ ([‘ve:gən] zu [‘ve:gɪŋ]) assimiliert“ (S. 31). Natürlich erkennen auch die Hallenser die Gefahr, die mit dieser Assimilation entsteht, und sagen weiter: „Die nasale Lösung des Verschußlautes darf nicht verschwinden“ – denn dann wären wir bei dem sächsischen Wort [le:m] angelangt, das drei Artikel hat: [dɐ le:m] = der Lehm, [di le:m] = die Löwen und [das le:m] = das Leben.

Wir haben für den neuen Siebs zunächst sämtliche Möglichkeiten, in denen e in Endungen und Vorsilben erscheint, zusammengestellt und nach der Qualität des Vokalklanges sowie nach Aussprache oder Ausfall des [ə] in reiner und gemäßigter Hochlautung beurteilt. Die umfangreiche Tafel zeigt, daß man die e-Aussprache selbst für die gemäßigte Hochlautung, wo sich die Laute gewöhnlich zu mehreren Varianten auffächern, auf wenige Regeln bringen kann, die Kodifizierung also praktikabel wird. Nämlich:

In reiner Hochlautung bleibt das [ə] überall erhalten.

In gemäßigter Hochlautung wird es nur in folgenden Fällen bewahrt:

1. bei -em, -en, -el, -er nach Vokal
(ausgenommen nach [e:], z. B. stehen [ʃte:n])
2. bei -en nach Nasal, als -men, -nen, -ngen
sowie nach r, ob [rən] oder [rɐn] (z. B. wären)
3. in den Suffixen -eln, -ern und -chen (lächeln, blechern, Mädchen)
4. bei -dem und -tem (z. B. Odem [‘o:dəm], Atem [‘a:təm])
sowie bei -pfen, -pfel und -pfer (Hopfen, Apfel, Opfer)
5. bei benachbarten -en: lebenden [‘le:bədŋ] und geschnittenen
[gəʃnɪtnən].

Der Unterschied zu Halle liegt vor allem darin, daß die Assimilation der Nasale (Leben als [‘le:bɪn]) abgelehnt wird. Wir erwarten auch in gemäßigter Hochlautung [‘le:bɪ]. Mir persönlich scheint bei homorganen Lauten, also nach Verschußlauten [t], [d] oder Reibelauten [s], [ʃ] der Ausfall richtig: raten, reißen also [‘ra:tŋ], [‘raesŋ], bei nichthomorganen wie Raben [‘ra:bŋ] oder Reifen [‘raefŋ] befürchte ich die Hallesche Assimilation zu [‘ra:bɪn] und [‘raefɪn], die weiterer Wandlung Vorschub leistet.

Genug des Einzelnen! Gehen wir zurück zur zusammenhängenden Redel! Zwar beschreiben unsere Aussprachewörterbücher die Lau-

tung nur im Wort, aber wir sprechen ja nicht in Einzelwörtern. Darum wurden die Ausspracheregeln seit je aus zusammenhängender Rede entwickelt. Wie hören sich die für den neuen Siebs vorgesehenen Formstufen der reinen (Bühnen-) und der gemäßigten Hochlautung an? Ich wähle als Beispiel einen Aphorismus der Marie von Ebner-Eschenbach und spreche Ihnen, damit Sie leichter vergleichen können, stückweise beide Hochlautungsformen vor, die Bühnenaussprache etwas langsamer, die gemäßigte Hochlautung, die gerade auf unsere Redelage abgestimmt ist, flüssiger. Prüfen Sie nun selbst, ob Sie diese gemäßigte Hochlautung überhöht oder angemessen dünkt.

Hochltg.	Einen Gedanken verfolgen	wie bezeichnend dies Wort!
rein	'aenən gə'daŋkən fər'fɔlgən	vi: bə'tsaeçnənt di:s vɔrt
gemäßigt	'aenən ɡ̊e'daŋkɐ fɛɐ'fɔlgɐ	vi: ʔe'tsaeçnənt ɖi:s vɔɐt

	Wir eilen ihm nach,	erhaschen ihn,	er entwindet sich
rein	vi:r 'aelən i:m na:x	ɛr'hafən i:n	e:r ɛnt'vɪndət zɪç
gemäßigt	vi:ɐ 'aelɐ i:m na:x	ɛɐ'hafɐ i:n	e:ɐ ɛnt'vɪndət zɪç

	uns,	und die Jagd beginnt von neuem.	Der Sieg bleibt
rein	uns	unt di: ja:kt bə'ɡɪnt fən 'nɔøəm	de:ɪ zɪ:k blæpt
gemäßigt	uns	unt ɖi: ja:kt ɐe'ɡɪnt fən 'nɔøəm	ɖeɐ zɪ:k ɔlæpt

	zuletzt dem Stärkeren.	Ist es der Gedanke,	dann läßt
rein	tsu:'letst de:m 'stɛrkərən	ɪst es de:r gə'daŋkə	dan lest
gemäßigt	tsu:'letst ɖe:m 'stɛɐkərən	ɪst es dɛɐ ɡ̊e'daŋkə	ɖan lest

	er uns nicht ruhen,	immer wieder taucht er auf,	neckend,
rein	e:r uns nɪçt 'ru:ən	'ɪmər 'vi:dər taɔxt e:r aɔf	'nekənt
gemäßigt	e:ɐ uns nɪçt 'ru:ən	'ɪmɛɐ 'vi:dɛɐ taɔxt e:ɐ aɔf	'nekənt

	quälend,	unsere Ohnmacht,	ihn zu fassen,	spottend.
rein	'kve:lənt	'ʊnzərər 'o:nmaxt	i:n tsu: 'fasən	'ʃpɔtənt
gemäßigt	'kfɛ:lənt	'ʊnzɛɐɐ 'o:nmaxt	i:n tsu 'fasɐ	'ʃpɔtənt

	Gelingt es aber der Kraft unseres Geistes,	ihn zu bewäl-
rein	ɡ̊ə'lɪŋt es a:bər de:r kraft 'ʊnzərəs 'ɡ̊æstəs	i:n tsu: bə'vel
gemäßigt	ɡ̊e'lɪŋt es 'a:bɛɐ dɛɐ kraft 'ʊnzɛrəs 'ɡ̊æstes	i:n tsu ɐe'vel

	tigen,	dann folgt dem heißen Ringkampf	ein beseligendes,
rein	tīgən	dan fōlkt de:m 'haesən 'rɪŋkampf	aen bə'ze:līgəndəs
gemäßigt	tīgŋ	ḡan fōlkt ḡe:m 'haesŋ 'rɪŋkampf	aen bə'ze:līgəndəs

	unwiderstehliches Bündnis auf Leben	und Tod,	und die
rein	unvi:dər'fte:lɪçəs 'bʏntnɪs aof 'le:bən	unt to:t	unt di:
gemäßigt	unvi:dər'fte:lɪçəs 'bʏntnɪs aof 'le:bŋ	unt to:t	unt ḡi:

	Kinder,	die ihm entspringen,	erobern die Welt.
rein	'kɪndər	di: i:m ɛnt'sprɪŋən	ɛr'o:bərn di: vɛlt
gemäßigt	'kɪndər	ḡi: i:m ɛnt'sprɪŋən	ɛr'o:bərn di: vɛlt

Ich habe mich auf die strittigsten Punkte beschränkt und damit vieles beiseite gelassen: das Verhältnis der Hochlautung zur Schrift, den hygienischen Gesichtspunkt, der z. B. bei der Frage des Vokaleinsatzes eine gewisse Rolle spielt, den ästhetischen, den Siebs 1898 mit zugrunde legte, später aber beiseite schob, die Frage, wie fremde Wörter und Namen in deutscher Rede zu behandeln seien, oder die Fragen nach dem Wortton und der Intonation in der Hochlautung. Schon H. Paul und mit ihm W. Henzen (S. 40) verglichen die sprachliche Norm mit einem Gesetzbuch. Aus der Notwendigkeit des praktischen Lebens geschaffen, gilt es für eine gewisse Zeit und ein bestimmtes Gebiet, unumstößlich zwar und dennoch elastisch, „gestattet eine gewisse Ellbogenfreiheit“. Auch die sprachliche Norm verläßt sich nicht auf eine willkürlich bestimmende Gewalt, sondern ruht auf dem Usus, dem „Sprachgebrauch eines freilich beschränkten, tonangebenden Kreises“ – und das heißt zugleich, daß der sich ändern kann.

Zur Intonation der Bejahung und Verneinung im Hochdeutschen

Ein Anwendungsbeispiel der statistischen Faktorenanalyse

Von Helmut Richter

1. Problemübersicht und Versuchsanordnung

Zu den aktuellen Zielen der phonetischen Intonationsforschung gehört die Bestimmung des auditiv-phänomenalen Aspekts ihres Gegenstandes. Wissenschaftliche Aussagen über funktionelle Einheiten eines Prosodem- oder Intonemsystems und über den physikalisch meßbaren Aspekt der Intonation gibt es in beträchtlicher Zahl.¹ Der Wert dieser Aussagen ist nicht zu bestreiten. Zumindest nach Überzeugung der Phonometrie klaffen jedoch zwischen den funktionell-systematischen und den physikalisch-metrischen Daten noch einige Lücken. Ihre angemessene Relationierung ist nur über Daten der auditiven Wahrnehmung möglich.² Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, daß die Kategorien, in denen man bislang die intonationellen Wahrnehmungserlebnisse zu fixieren versucht, untaugliche Analogiebildungen aus der physikalischen Akustik oder aus der Musik darstellen; Verf. nimmt einen eigenen, auf das I. Rothenberger Kolloquium zurückgehenden Ansatz³ von diesem Zweifel nicht aus.

Die Problematik der angeblich auditiven Intonationskategorien wird empirisch sehr deutlich, wenn man die Schwierigkeiten betrachtet, einer bestimmten Änderung der Grundfrequenz in einem kurzen Ausschnitt des Sprachsignals ein Abhörurteil der Form „die Sprechmelodie steigt“ zuzuordnen. Die Situation kompliziert sich weiter, wenn man untersucht, ob zwischen Klassen von Abhörurteilen und von Signaländerungen ein Abbildungsverhältnis be-

¹ Vgl. z. B. Bethge (1), v. Essen (2), Isačenko und Schädlich (8) Maack (9, 10).

² Vgl. E. u. K. Zwirner (14).

³ Vgl. International Society of Phonetic Sciences (7) und Richter (13).

steht und wann es bei fehlender Übereinstimmung zwischen Signalparametern und Abhörurteilen wenigstens ein befriedigendes Maß inter- und intrasubjektiver Konsistenz gibt.

Der Verweis auf „musikalische“ Begabungsunterschiede bietet wenig Trost, denn das intonationale Regelsystem funktioniert in der alltäglichen Kommunikation auch zwischen musikalisch Unbegabten. Es liegt uns fern, das Abhören mit dem Hören gleichzusetzen. Wir wehren uns jedoch ebenso gegen eine Konzeption des Abhörens, die es auf ein Messen mit unvollkommenen Instrumenten reduzieren würde. Kaum beruhigend ist auch die Überlegung, daß die beschriebenen Schwierigkeiten für kurze Ausschnitte des Sprachsignals spezifisch sein könnten. Das Intonationsmuster eines Satzes ist unseres Erachtens kaum befriedigend darstellbar, wenn die Einheiten oder die interne Struktur des Musters nur in einer gewissen Näherung konzipiert werden können. Wenn das Steigen der wahrgenommenen Sprechmelodie konstituierend für ein universell anwendbares Intonationsmuster sein soll, muß es potentiell invariant gegen die Dauer des Signals sein und im Grenzfall auch eine einsilbige Äußerung erkennbar als Repräsentanten des Musters markieren.

Dabei halten wir es für wenig fruchtbar, eine Phänomenologie der Intonation von intentionalen Voreingenommenheiten freihalten zu wollen, also einem „reinen“ Tonhöherlebnis oder einer „reinen“ Zeitgestalt von Tonhöhen nachzujagen. Was man intentionale Voreingenommenheit des Abhörers nennen könnte, korrespondiert in hohem Maße mit der kommunikativen Intention des Sprechers, und diese ist als eines der wichtigsten Organisationsprinzipien der Intonationswahrnehmung anzusehen.

Der Terminus „Intonation“ wird nicht auf die Melodie beschränkt, sondern umfassend auf die Gesamtheit der suprasegmentellen lautsprachlichen Gliederungsmittel angewandt. Außerdem gehen wir von dem Axiom aus, daß zwischen den Signalisierungsprinzipien rationaler, expressiver oder appellhafter Gehalte kein Unterschied besteht.⁴ Es ist zu fordern, daß die Bedeutung intonationeller Formationen zur Bedeutung mit ihnen vergesellschafteter Wörter und Wortverbände in Beziehung gesetzt wird. Die Aufgabe des Abhörens sprachlicher Äußerungen auf intonationelle Sachverhalte bestimmen

⁴ In diesem Zusammenhang sei auf die interessanten Arbeiten Höffes (4, 5) verwiesen.

wir durch die Frage: „Was höre ich, wie das Gesagte supra-segmentell (in rational, expressiv oder appellhaft sinnvolle Formationen phänomenaler Dauer) gegliedert ist?“ Wir haben demgegenüber die Aufgabe des Abhörers im segmentellen Bereich (phonetische Transkription im üblichen Sinn) an anderer Stelle in der Frage zusammengefaßt: „Was höre ich, wie der Sprecher das Gesagte artikuliert hat?“ Die Frage des Hörers in alltäglicher Kommunikation wäre: „Was höre ich, das der Sprecher gesagt hat?“ Es ist deutlich, daß sich die etwas ungelenke Konstruktion der Fragen aus der Notwendigkeit ergibt, die kategorial-objekthafte Natur der Aussagen über qualitative Aspekte der in anderer Weise objekthaften Zeichen(korrelate) und Folgen davon zu unterstreichen. Die Fragen „Was höre ich?“ oder „Wie höre ich?“ sind günstigstenfalls mißverständlich. Man sieht außerdem, daß die Beantwortung der Frage des Hörers in beiden Fragen des Abhörers vorausgesetzt wird.

Die intonationale Transkription einer Äußerung gemäß vorgegebenen Kategorien ist eine andere Aufgabe als die Bestimmung solcher Kategorien. Ein Beitrag hierzu wird unter Umständen durch eine indirekte, keine auditive Beschreibung implizierende Methodik am besten gefördert.

Es wird über die ersten Resultate eines Experiments berichtet, in dem speziell Aufschlüsse über die auditive Kategorisierung kurzzeitiger Verlaufstypen der Grundfrequenz gewonnen werden sollten. Um die hypothetischen Bedeutungen der Intonationskategorien auf verbale Bedeutungen beziehen zu können, lag es nahe, sinnvolle einsilbige Wörter einer intonationellen Variation zu unterwerfen. Dazu mußte jedoch zwischen den Bedeutungen der intonationell variierten Wörter eine möglichst definierte und kontrastive Beziehung bestehen. Wir variierten daher die Wörter *ja* und *nein*, deren fundamentale semantische Gegensätzlichkeit gute Aussichten für die Relationsstiftung zwischen den Bedeutungen eröffnete.

Der Bedingtheit der Bedeutung durch den Kontext trägt die Anlage des Experiments zunächst dadurch Rechnung, daß die gewählten Wörter auch Sätze darstellen. Die Einbettung der einzelnen Sätze in einen Verband von Sätzen bzw. die Abhängigkeit ihrer Bedeutung von der umfassenden kommunikativen Situation aber wurde zum experimentellen Indikator der Funktion der verschieden intonierten Einwortsätze gemacht: Die Leistung, die von den Versuchspersonen

(Vpn) verlangt wurde, bestand eben in der Rekonstruktion einer „passenden“ kommunikativen Situation.

Das Versuchsmaterial wurde – nach einem Training, dessen Langwierigkeit und Peinlichkeit aufschlußreich für die Divergenzen zwischen funktionsorientierter Wahrnehmung und signalorientierter Produktion waren – vom Experimentator selbst erzeugt. Stimmregister und Lautstärke wurden weitestmöglich konstant gehalten. Systematische Variation erfuhren die Tonhöhenbewegung und die Dauer.

Aus den Elementen gleichbleibend (g), steigend (s) und fallend (f) wurden alle „Variationen ohne Wiederholung“ zu den Klassen 1 und 2 gebildet, also

g	s	f
sg	gs	gf
fg	fs	sf

Die zusätzliche Variation der Dauer erfolgte bei den Variationen zur Klasse 1 nach kurz (Kleinbuchstabe) und lang (Großbuchstabe), bei den Variationen zur Klasse 2 nach kurz–kurz, kurz–lang, lang–kurz, lang–lang.

Das vollständige Variationsschema hat dann für *ja* und *nein* die Form:

g		G		s		S		f		F	
sg	Sg	sG	SG	gs	Gs	gS	GS	gf	Gf	gF	GF
fg	Fg	fG	FG	fs	Fs	fS	FS	sf	Sf	sF	SF

Es ist festzuhalten, daß diese Ordnung der Versuchseinheiten korrekterweise nicht als signalakustische Charakteristik betrachtet werden darf. Es handelt sich vielmehr um eine Ordnung unter dem Gesichtspunkt der Produktion durch einen menschlichen Generator, dessen Leistungsfähigkeit bei der Erzeugung partieller Identität der Signale begrenzt war. Allerdings zeigt die Aufzeichnung der Intonationen über ein Pitchmeter, daß die intendierten Signaltypen als Typen nicht verfehlt worden sind. Auch haben Abhörexperimente am beschriebenen Testkorpus ergeben, daß der intendierte Dauertyp mit ziemlicher Sicherheit selbst von Probanden erfaßt wird, die beim Verlauf der Grundfrequenz kaum einen Treffer erzielen. Trotzdem muß damit gerechnet werden, daß Störvariablen eine Rolle spielen. (Eine genaue signalakustische Beschreibung der Intonationen und die Ergebnisse der erwähnten Abhörexperimente werden an anderer Stelle publiziert werden.)

Die insgesamt 60 Versuchseinheiten wurden in einer Zufallsfolge auf Tonband gesprochen, und zwar jede Intonation dreimal hintereinander; jede dieser Dreiergruppen wurde von einer laufenden Nummer eingeleitet. Es wurde im Gruppenversuch mit 10 Vpn gearbeitet, von denen 9 Studenten der Universität Köln, die zehnte ein Schauspieler waren. 1 Vp war weiblich, 9 waren männlich. Die Vpn erhielten folgende Instruktion:

Sie werden die Wörter *ja* und *nein* in verschiedener Intonation vorgespielt bekommen, immer dreimal hintereinander mit der gleichen. Stellen Sie sich bei jeder Intonation zwei Gesprächspartner A und B vor. A habe an B eine Alternativfrage gerichtet, die dieser mit dem jeweiligen *ja* oder *nein* beantwortet. Bitte rekonstruieren Sie die Frage von A, dazu die Reaktion von A auf das *ja* oder *nein*, mit dem B die Frage beantwortet.

In jeder Frage mußte mindestens ein Verb aus einer vorgegebenen und während des ganzen Versuches sichtbaren Liste vorkommen. Die jeweilige Dreiergruppe gleicher Intonationen wurde auf Wunsch beliebig oft wiederholt.

Nach Niederschrift der sechzigsten Frage und Reaktion wurde die Instruktion gegeben:

Wir lassen jetzt alle Intonationen noch einmal Revue passieren. Bitte lesen Sie Ihre zur jeweiligen Nummer gehörende Niederschrift durch und lassen Sie dabei die Intonation, wie Sie sie im Augenblick hören, in die Lücke zwischen Frage und Reaktion einrasten. Ihre Niederschrift und das Gehörte werden verschieden gut zusammenpassen. Bitte setzen Sie hinter Ihre Niederschrift:

- eine 1, wenn Intonation und rekonstruierte Situation gut zusammenpassen;
- eine 2, wenn Intonation und rekonstruierte Situation einigermaßen zusammenpassen;
- eine 3, wenn Intonation und rekonstruierte Situation schlecht zusammenpassen.

Sie müssen spontan reagieren, denn das Tonband wird zwischen den Nummern nicht angehalten.

Der Versuch wurde in zwei Sitzungen an aufeinanderfolgenden Tagen in einer Gesamtzeit von knapp drei Stunden durchgeführt.

Wir werden in diesem Aufsatz die Ergebnisse der Auswertung der Selbstbenotungen mitteilen. Ein Verständnis der speziellen Fragestellungen setzt die Kenntnis einer mathematischen Technik voraus. Diese wird im folgenden Abschnitt dargestellt.⁵

⁵ Wir folgen dabei im wesentlichen Haseloff und Hoffmann (3) und Hofstätter (6).

2. Mathematische Voraussetzungen

2.1 Korrelation

Bekanntlich ist es unter bestimmten mathematischen Bedingungen möglich, den statistischen Zusammenhang zweier Merkmalsvariablen X und Y mit Hilfe eines Korrelationskoeffizienten zu messen. Der Koeffizient r kann nicht größer als $+1$ und nicht kleiner als -1 werden. Die Grenzfälle $r = +1$ und $r = -1$ besagen, daß zwischen den Variablen eine funktionelle Abhängigkeit besteht derart, daß bei Zunahme von X um einen bestimmten Wert die Variable Y ebenfalls um einen bestimmten Wert zu- bzw. abnimmt; man kann den zu einem Wert x von X gehörenden Wert y der Variablen Y sicher vorhersagen.

Ist nun $|r| < |1|$ so ist man bei der Vorhersage eines zu x gehörenden y auf eine Schätzung angewiesen. Immerhin läßt sich der Fehler solcher Schätzungen minimal klein halten. Dabei gehört zu den Bestimmungsstücken der sogenannten Regressionsgleichung, die auf diese Minimum-Bedingung abstellt, der Korrelationskoeffizient r : es hängt u. a. von r ab, welches y am ehesten zu einem bestimmten x vorhergesagt werden darf. Der absolute Betrag des Korrelationskoeffizienten bzw. dessen Quadrat hat dabei eine ganz konkrete Bedeutung. Bestimmt man ein Maß für die Unsicherheit oder den Fehler der Schätzung in Form einer Streuung s'_y der faktischen Werte von y um die Lösungen der Regressionsgleichung bei gegebenem x , so ergibt sich

$$s'_y = s_y \sqrt{1 - r^2} \quad (1)$$

worin s_y die Streuung der (faktischen) Werte von y um ihren eigenen Mittelwert ist. Die Unsicherheit der Schätzungen wird nach Formel (1) gleich 0, wenn der Korrelationskoeffizient $+1$ oder -1 ist, was nach dem oben Gesagten erwartet werden mußte. Wenn dagegen $r = 0$ ist, wird $s'_y = s_y$. Dies ist für das Verständnis von r wichtig. 0 ist der kleinstmögliche (absolute) Wert des Koeffizienten, s_y der größtmögliche Wert des Schätzfehlers. $r = 0$ steht für eine völlige Unabhängigkeit der Variablen X und Y voneinander. (Die Regressionsgleichung ergibt in diesem Fall als optimale Schätzung bei allen x den Mittelwert von y als Lösung.) Der statistische Zusammenhang wird also in einer Reduzierung der Unsicherheit der Schätzung auf

das $\sqrt{1-r^2}$ -fache des Maximums s_y greifbar. Das relative Ausmaß R der Reduzierung ist offenbar.

$$R = \frac{s_y - s'_y}{s_y}$$

woraus durch Einsetzung entsprechend (1) und Umformung

$$R = 1 - \sqrt{1-r^2} \quad (2.1)$$

$$\text{oder in Prozent:} \quad R\% = 100 - 100 \sqrt{1-r^2} \quad (2.2)$$

wird.

Die Formeln (2) erhält man auch, wenn man die Unsicherheit der Schätzungen von x auf Grund von y betrachtet, denn analog (1) ist

$$s'_x = s_x \sqrt{1-r^2}.$$

Ein Korrelationskoeffizient von 0 bedeutet nach (2.2) eine Reduzierung des Schätzfehlers um 0 Prozent; ist $r = \pm 0,20$, so beträgt die Reduktion gegenüber der statistischen Unabhängigkeit etwa 2 Prozent, bei $r = \pm 0,50$ erst gut 13 Prozent, bei $r = \pm 0,80$ genau 40 Prozent, bei $r = \pm 1$ erwartungsgemäß 100 Prozent.

Eine Umformung von (1) nach r^2 ergibt:

$$r^2 = \frac{s_y^2 - s'^2_y}{s_y^2} \quad (3)$$

Man kann also auch sagen: Das Quadrat des Korrelationskoeffizienten mißt das relative Ausmaß, in dem die Varianz der Schätzungen (das Quadrat des Schätzfehlers) reduziert wird.

2.2 Faktorenanalyse

Wenn von funktionellem Zusammenhang die Rede ist, liegt es nahe, an ein einsinnig gerichtetes Ursache-Wirkungs-Verhältnis zu denken. Eine solche Deutung ist jedoch keineswegs zwingend – nicht für Funktionen und auch nicht für Korrelationen. Mathematisches Beschreibungsmodell und faktenbezogene Interpretation müssen auseinandergehalten werden. Dies gilt nicht bloß hinsichtlich der Frage, ob man überhaupt einen Kausalmechanismus ansetzen darf, sondern auch hinsichtlich der Richtung und der Unmittelbarkeit des unterstellten Geschehenszusammenhangs. Es kann im Einzelfall durchaus gerechtfertigt sein, eine Korrelation zwischen zwei Variablen X und Y so zu erklären, daß X als Ursache Y bewirkt. Ebenso gut aber können sich X und Y gegenseitig bedingen oder aber von einem

oder mehreren Dritten bedingt oder verursacht werden. Für den letztbezeichneten Fall ist die Faktorenanalyse zuständig.

Man veranschaulicht sich ihren Anwendungsbereich am besten an Hand der Genetik: Die korrelierenden Variablen X und Y mögen zwei erbliche somatische Merkmale sein. Es ist offenkundig sinnlos, das eine Merkmal für die Ursache des anderen zu erklären. Vielmehr ist die Kovariation der Merkmale darauf zurückzuführen, daß beide gemeinsam der Wirkung eines oder mehrerer Gene oder Erbfaktoren unterliegen.

Es gibt verschiedene mathematische Verfahren, mit deren Hilfe aus der Größe empirischer Korrelationen auf die Zahl der zugrunde liegenden Faktoren und darüber hinaus auf die Stärke ihres Einflusses auf die verschiedenen Variablen geschlossen werden kann. Diese Verfahren werden als Faktorenanalysen bezeichnet. Wir benutzen die am weitesten verbreitete Faktorenanalyse von Thurstone. Es versteht sich, daß der mathematische Formalismus wiederum auf die verschiedensten empirischen Sachverhalte und Determinationszusammenhänge angewandt werden kann; ein Faktor kann ebensogut als Radikal eines abstrakten Deskriptionssystems zu interpretieren sein wie als psychologische Determinante von Leistungen oder gegebenenfalls vielleicht sogar als „echtes“ Gen.

Wir bezeichnen die Stärke des Einflusses, den ein an i-ter Stelle extrahierter, X und Y gemeinsamer Faktor auf die Variable X ausübt, mit $a_i^{(x)}$, den Einfluß des gleichen Faktors auf die Variable Y mit

$a_i^{(y)}$. $a_i^{(x)}$ heißt Gewichtszahl des i-ten Faktors in der

Variable X. Unter den Voraussetzungen, daß die Faktoren den betrachteten Sachverhalt bestimmen, indem sie sich im Verhältnis ihrer Gewichtszahlen addieren, sowie daß die Summe der Gewichtszahlenquadrate sämtlicher Faktoren in den einzelnen Variablen einen Maximalwert 1, entsprechend 100 Prozent der gesamten Variabilität in der jeweiligen Variable, hat:

$$\sum_{i=1}^t \left[a_i^{(x)} \right]^2 = 1 \quad (4.1)$$

$$\sum_{i=1}^t \left[a_i^{(y)} \right]^2 = 1 \quad (4.2)$$

läßt sich zeigen, daß die Korrelation zwischen X und Y gleich der Summe der Gewichtsahlenprodukte aller X und Y gemeinsamen Faktoren ist:

$$r_{xy} = \sum_{i=1}^m a_i^{(x)} \cdot a_i^{(y)} \quad (5.1)$$

Ausführlich geschrieben:

$$r_{xy} = a_1^{(x)} \cdot a_1^{(y)} + a_2^{(x)} \cdot a_2^{(y)} + \dots + a_m^{(x)} \cdot a_m^{(y)}$$

Entsprechend gilt für eine Korrelation zwischen zwei Variablen X und Z:

$$r_{xz} = \sum_{i=1}^m a_i^{(x)} \cdot a_i^{(z)} \quad (5.2)$$

Nun ist das Vorliegen einer einzigen Korrelation r_{xy} nicht ausreichend, um Anzahl und Gewicht der den beiden Variablen gemeinsamen Faktoren zu bestimmen. Die Zahl der extrahierbaren Faktoren hängt in systematischer Weise von der Zahl der Variablen ab, von denen jede einzelne mit jeder anderen korreliert wurde. Bezeichnet k die Zahl der miteinander korrelierten Variablen und n die Zahl der extrahierbaren Faktoren, so gilt

$$n = \frac{1}{2} (2k + 1 - \sqrt{8k + 1}) \quad (6)$$

(Ergibt die Rechnung einen Bruch, ist als Lösung die nächstniedrige ganze Zahl anzusehen.)

Um auch nur einen gemeinsamen Faktor extrahieren zu können, benötigt man nach Formel (6) mindestens drei Variablen, etwa X, Y und Z mit den Korrelationskoeffizienten r_{xy} , r_{xz} und r_{yz} .

Hier muß dem nicht ganz seltenen Mißverständnis entgegengetreten werden, aus einer Faktorenanalyse bekäme man immer nur heraus, was man hineinstecke. Das Vorliegen einer ausreichenden Zahl von Variablen bzw. Korrelationskoeffizienten ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung dafür, daß de facto eine bestimmte Zahl $m \leq n$ von Faktoren ermittelt wird. Eine ebenso notwendige Bedingung dafür ist die spezifische Organisation der vorliegenden Daten, die faktoriell beschrieben werden soll. Es ist alles andere als nichtssagend, wenn für die Variabilität einiger oder aller von $k = 10$ Variablen mit 45 verschiedenen Korrelationskoeffizienten, aus denen sich eine Höchstzahl von $n = 6$ Faktoren errechnen ließe, bereits $m = 3$ Faktoren zu einem angebbaren hohen Prozentsatz aufkommen.

Damit ist bereits das Kriterium angedeutet, das zur Bestimmung der Zahl m beteiligter Faktoren (vorausgesetzt, daß $n \geq m$) dient. Sind die Gewichtszahlen irgendeiner Anzahl j von Faktoren für die Variablen X und Y bekannt, ist zu überprüfen, ob die Gleichung (5.1) erfüllt ist. Ist die Summe der j Gewichtszahlenprodukte tatsächlich gleich der Korrelation, dann ist $m = j$, d. h. die Zahl der zur Erklärung der Korrelation zwischen X und Y benötigten Faktoren beträgt j .

Besonders aufschlußreich ist es, die Anwendung dieser Probe auf den Spezialfall der Korrelation von X oder Y mit sich selbst zu durchdenken. Dafür wäre zu bilden:

$$a_1^{(x)} \cdot a_1^{(x)} + a_2^{(x)} \cdot a_2^{(x)} + \dots + a_j^{(x)} \cdot a_j^{(x)} = \sum_{i=1}^j \left[a_i^{(x)} \right]^2$$

Die rechte Seite dieses Ausdrucks ist unter der Bedingung, daß $j = t$, für die Korrelation r_{xx} von X mit sich selbst gleich der linken Seite von Gleichung (4.1), deren numerischer Wert 1 sein soll. Der Wert 1 bedeutet zunächst die Gesamtheit der Variabilität in der betreffenden Variable, außerdem aber nach Deutung von (4.1) durch (5.1) eine perfekte Korrelation. Wenn wir die Bedeutung von gemeinsamer Faktor streng auf die Korrelation r_{xx} anwenden, dann schließt er zwangsläufig Faktoren ein, die für die Variable X spezifisch sind; X kann Faktoren mit sich selbst gemeinsam haben, die es mit anderen Variablen gerade nicht gemeinsam hat. Man entnimmt diesen Überlegungen, daß die Erhebung der für Korrelationen mit anderen Variablen verantwortlichen Faktoren nicht zwangsläufig die gesamte Determination einer Variablen aufklärt, wobei aber in den Gleichungen des Typs (4) ein Kriterium dafür zur Verfügung steht, in welchem Ausmaß das der Fall ist. Die Größen der Form

$$c_x^{(j)} = \sum_{i=1}^j \left[a_i^{(x)} \right]^2 \quad (7)$$

gehören damit zu den wichtigsten Ergebnissen einer Faktorenanalyse. Sie messen, mit 100 multipliziert, denjenigen Prozentsatz der Gesamtvariabilität einer einzelnen Variable, der durch die j mit anderen Variablen gemeinsamen Faktoren bestritten wird. Die Größe wird als *Gemeinsamkeit* bezeichnet. Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht in der abschließenden Beurteilung von $j = m$ Faktoren; es lohnt sich stets, j und c in ihrem Wachstum zu verfolgen, also die Gewichtszah-

lenquadrate nach jeder Extraktion eines neue Faktors weiter zu kumulieren und die Variablen X, Y, ... unter dem Gesichtspunkt der jeweils (bereits) erreichten Gemeinsamkeit zu vergleichen.

Die Bestimmung der Gewichtszahlen ist zwar langwierig, aber ziemlich einfach. Man habe für die k Variablen eine Tabelle mit k Spalten und k Zeilen eingerichtet. Über den Spalten und vor den Zeilen stehen in gleicher Reihenfolge die Bezeichnungen der Variablen, also z. B. X, Y, ... In die Binnenfelder der Tabelle sind entsprechend den Randbeschriftungen die Korrelationskoeffizienten eingetragen, die jede der k Variablen mit jeder der (k - 1) übrigen Variablen bildet, also für 10 Variablen zunächst 10·9, das sind zweimal die 45 verschiedenen Koeffizienten: in die „Kreuzung“ von Spalte X mit Zeile Y gehört der gleiche Koeffizient wie in die Kreuzung von Spalte Y mit Zeile X. In den k dabei leergebliebenen, diagonal angeordneten Feldern der Kreuzung gleichnamiger Zeilen und Spalten stehen Schätzungen der empirischen Korrelation der jeweiligen Variable mit sich selbst. Aus der so erhaltenen Korrelationsmatrix können die k Gewichtszahlen des ersten Faktors berechnet werden, nachdem alle negativen oder zu kleinen Summen der jeweils k Korrelationen in einer Spalte oder Zeile durch Reflexion – Vorzeichenumkehr in der betreffenden Spalte und Zeile – auf einen nicht zu kleinen positiven Wert gebracht worden sind. Es gelten die einfachen Beziehungen:

$$a_1^{(x)} = \frac{\text{Summe der } k \text{ Korrelationen in Spalte X}}{\sqrt{\text{Summe aller } k^2 \text{ Korrelationen der Matrix}}} \quad (8.1)$$

$$a_1^{(y)} = \frac{\text{Summe der } k \text{ Korrelationen in Spalte Y}}{\sqrt{\text{Summe aller } k^2 \text{ Korrelationen der Matrix}}} \quad (8.2)$$

usw.

Wenn eine Variable reflektiert werden mußte, erhält ihre Gewichtszahl ein negatives Vorzeichen.

Ergibt die Prüfung, ob alle Gleichungen (5) durch die Gewichtszahlen der jeweils korrelierten Variablen erfüllt sind, einen von r abweichenden Wert, so werden die nach Abzug der Gewichtszahlenprodukte verbleibenden Restkorrelationen der gleichen Prozedur unterworfen wie die Ausgangskorrelationen. Nach Ermittlung der Gewichtszahlen des zweiten Faktors wird der Test an den Gleichungen (5) wiederholt. Bei erfolgloser Prüfung wird aus den diesmal verbliebenen Restkorrelationen ein dritter Faktor extrahiert usw.

3. Spezielle Fragestellungen

Die hauptsächlichliche Auswertung des unter 1 beschriebenen Experiments wird auf den syntaktischen und semantischen Merkmalen der rekonstruierten Fragen und Reaktionen beruhen.

Die Faktorenanalyse soll dabei für jede der zehn Vpn gesondert als sogenannte O-Technik – intraindividuelle Korrelation von Situationen an Merkmalen, vgl. (6) – durchgeführt werden. Die zu korrelierenden Variablen bzw. Situationen sind durch die verschiedenen Intonationen gegeben. Zur Gewinnung der Merkmale wird die Stereotypie (bzw. Originalität) der einzelnen rekonstruierten Fragen und Reaktionen hinsichtlich einer Reihe syntaktischer und semantischer Merkmale quantitativ beurteilt. Durch Auszählen derjenigen Merkmale, welche bestimmte Grade der Stereotypie aufweisen, ergibt sich zu jeder Situation eine Häufigkeitsverteilung. Eine positive Korrelation zwischen zwei Situationen (Variablen, Intonationen) besagt dann, daß sich zu einer bestimmten überdurchschnittlichen Stereotypie (Originalität eines Merkmals in der einen Intonation eine bestimmte überdurchschnittliche Stereotypie (Originalität) des gleichen Merkmals auch in der anderen Intonation mit einem bestimmten Fehler vorhersagen läßt, der in Abhängigkeit von r gegenüber dem Maximum reduziert ist.

Die aus der Matrix aller Korrelationen extrahierten Faktoren müßten mehreren Situationen (Intonationen) gemeinsame Determinanten des Verhaltens der jeweiligen Vp hinsichtlich Syntax und Semantik des zur Intonation konstruierten Kontextes darstellen. Durch Vergleich des Gewichts der Faktoren bei den verschiedenen Intonationen müßten Aufschlüsse über deren funktionelle Ähnlichkeit zu gewinnen sein.

Es ist deutlich geworden, daß bei der O-Technik die Gewinnung von Detailbildern aller einzelnen Vpn angestrebt wird, wobei deren insgesamt geringe Zahl aus Ökonomiegründen in Kauf genommen werden muß und in der Technik der Signifikanzbeurteilung keine Rolle spielt. Nun kann man auch versuchen, ein funktionelles Faktorenprofil der Intonationen auf Grund der Annahme zu gewinnen, daß die kommunikativen Gehalte der Intonationen bei den Vpn derart verschiedene Dispositionen treffen, daß es zu bezeichnenden Leistungsunterschieden im Versuch kommt. Die funktionellen Gemeinsamkeiten zweier Intonationen müßten sich dabei im Wert der

Korrelation der Leistungen an den Vpn niederschlagen. Dieser Wert könnte mit anderen Koeffizienten zusammen faktorenanalytisch verarbeitet werden. Es wäre eine hervorragende Stützung der aus der O-Technik gewonnenen Ergebnisse, wenn eine solche *R-Technik* zu vergleichbaren Faktorenprofilen der Intonationen führen würde. Dazu kommt ein praktisches Argument. Die Hauptauswertung des Experiments erfordert eine geeignete Syntax und Semantik der Alternativfrage und der (im Versuch oftmals lakonischen) Reaktion auf eine Affirmation oder Negation. Ihre Ausarbeitung wird einige Zeit dauern. Das eingangs gestellte Problem, die Entwicklung angemessener phänomenologischer Kategorien zur Erfassung der Intonation, ist zu dringlich, als daß man es bis zum Abschluß der Hauptauswertung ruhen lassen könnte. Wie im einzelnen zu sehen sein wird, setzt seine Inangriffnahme eine wenigstens hypothetische Bestimmung des funktionellen Faktorenprofils der Intonationen voraus.

Die Zahl der Vpn spielt zum Unterschied von der O-Technik bei der Korrelation von Leistungsvariablen an Vpn technisch eine Rolle. Wenn wir die Selbstbenotungen der Vpn im Sinn einer R-Technik (der üblichen Verwendungsweise der Faktorenanalyse) zur Auswertung heranziehen, muß konzediert werden, daß unsere Stichprobe mit 10 Vpn so klein ist, daß etwa ein r erst bei der beachtlichen Größe von 0,63 signifikant von 0 verschieden wird.

$|r| \geq |0,63|$ trifft für gut sechs Prozent der errechneten Korrelationen zwischen verschiedenen Intonationen zu; dabei sollte sich verstehen, daß es ungerechtfertigt wäre, von allen mehr als zufälligen Korrelationen signifikante Werte zu erwarten – z. B. weil das „wirkliche“ (von der Stichprobengröße unbeeinflusste) r bei einer Reihe von Variablenpaaren kleiner sein dürfte als gerade 0,63. Es darf nicht übersehen werden, daß das zugrunde liegende Signifikanzkriterium nicht mehr besagt, als daß der Fehler, welcher in der Ablehnung der gegebenenfalls richtigen Hypothese völliger Unabhängigkeit zwischen zwei Variablen bestehen würde, eine Wahrscheinlichkeit von fünf Prozent hat. Bei zehn Vpn stehen noch für $|r| \geq |0,24|$ die Chancen, einen solchen Fehler erster Art zu begehen, fünfzig zu fünfzig. Gegen den komplementären Fehler einer Annahme der gegebenenfalls falschen Hypothese völliger Unabhängigkeit ist man durch den üblichen Signifikanztest nicht gefeit; die Wahrscheinlichkeit dieses Fehlers zweiter Art wächst sogar mit abnehmender Wahrscheinlichkeit des ersten Fehlers, ohne daß

sich beide Fehlerwahrscheinlichkeiten zu eins addieren und ohne daß sich der Fehler zweiter Art ohne Kenntnis einer Alternativhypothese numerisch bestimmen ließe.

Es gilt also, den hypothetischen Charakter der mitzuteilenden Ergebnisse im Auge zu behalten und dabei nicht zu vergessen, daß die voreilige Leugnung eines statistischen Zusammenhanges ein ebenso schwerwiegender Fehler sein kann wie seine voreilige Unterstellung.

Korrelationen zwischen den Selbstbenotungen hätten schematisch aus den Zahlen der Vpn berechnet werden können, sei es als Produkt-Moment-Korrelationen auf Grund der Besetzung der neun Kombinationsklassen aus Benotungen von Intonation X und Intonation Y (wie viele Vpn haben sich bei X eine 1 und bei Y eine 1, wie viele bei X eine 1 und bei Y eine 2, ... gegeben?), sei es als Rangkorrelationen auf Grund der Differenzen zwischen dem Rang einer Vp in X und Y gemäß ihrer Selbstbenotung. Beides wäre jedoch bedenklich gewesen. Die Größe der entsprechenden Koeffizienten hängt davon ab, wie weit mit einem bestimmten Maß an Überdurchschnittlichkeit der Benotung bei Intonation X ein gleiches Maß an Überdurchschnittlichkeit (Unterdurchschnittlichkeit) der Betonung bei Intonation Y einhergeht.

Derartige Aussagen wären sinnvoll, wenn man in ihnen „Benotung“ entweder durch Leistung oder etwas wie Leistungsprominenz (Leistung der einzelnen Vp bei der Intonation X bzw. Y relativ zu ihrer Leistung bei anderen Intonationen) ersetzen könnte. Im ersten Fall wären die Faktoren (gemeinsame) Determinanten eines gleichsam absoluten Leistungspegels. Demgegenüber stammen die Noten von verschiedenen Beurteilern mit unterschiedlicher Disposition, überhaupt zu Intonationen einen Kontext zu konstruieren. Sie sind damit Ausdruck einer Notgedrungenheit am Niveau der einzelnen Vp orientierten Leistungsprominenz und für die erste Fragestellung untauglich. Diese Not läuft freilich für unsere Ziele auf eine Tugend hinaus.

Zu den Determinanten einer gleichsam absoluten Leistungshöhe würde auch – vermutlich sogar in erster Linie – die erwähnte allgemeine Disposition der Vpn für die Aufgabe des Experiments gehören. Wir sind aber naturgemäß viel mehr an der kommunikativen Funktion der einzelnen Intonationen interessiert, über die wir bei Benutzung eines absoluten Leistungspegels vermutlich erst aus „höheren“ Faktoren Aufschlüsse bekommen würden. Die Selbst-

benotungen liefern, als Ausdruck der Leistungsprominenz verstanden, gute Ausgangswerte für die Erhellung des spezifischen Charakters der einzelnen Intonation.

Auch bei dieser Deutung können sie allerdings nicht ohne weiteres verrechnet werden. Da die Probanden die Noten 1, 2, 3 mit verschiedenen Häufigkeiten auf die Intonationen verteilten, kann z. B. die Note 1 recht unterschiedliche Leistungsprominenzen der Intonation ausdrücken; bei einer mit Einsen sparsamen Vp bedeutet die 1 ein höheres Niveau über dem eigenen Durchschnitt als bei einer mit Einsen freigebigeren Vp. Es mußte also eine Standardisierung vorgenommen werden, wobei wie bei der Berechnung der Korrelationen aus mathematischen Gründen ausschließlich mit Rangzahlen gearbeitet wurde:

Die der Selbstbenotung innewohnende Rangordnung der je 30 Intonationen nach der Leichtigkeit, mit der die mit ihnen verbundene Aufgabe bewältigt werden konnte, ließ sich nach dem üblichen Verfahren dadurch explizieren, daß alle k-Intonationen, die von einer Vp mit 1 benotet wurden, den gleichen Rangplatz

$$\frac{1}{k} \sum_{i=1}^k i,$$

alle m-Intonationen mit der Note 2 den gleichen Rangplatz

$$\frac{1}{m} \sum_{i=k+1}^{k+m} i$$

und alle n-Intonationen mit der Note 3 den gleichen Rangplatz

$$\frac{1}{n} \sum_{i=k+m+1}^{30} i$$

erhielten. (Diese Ausdrücke folgen daraus, daß 30 Rangplätze zu vergeben waren, auch wenn faktisch viel schwächer differenziert wurde; die Summe der mehrfach vergebenen gemittelten Rangplätze für gleiche Benotungen ist gleich der Summe der Rangplätze bei perfekter Differenzierung.)

Die Umrechnung hatte folgenden Effekt: Hatte sich eine Vp A beispielsweise 15mal eine 1, 8mal eine 2 und 7mal eine 3 gegeben, so kamen bei ihr die mit 1 benoteten Intonationen gemeinsam auf den Rangplatz 8, die mit 2 bzw. 3 benoteten Intonationen gemeinsam

auf den Rangplatz 19,5 bzw. 27. Bei einer Vp B mit 3 Einsen, 20 Zweien und 7 Dreien kamen die entsprechenden Intonationen demgegenüber auf die Rangplätze 2, 13,5 und 27. Diese Rangzahlen bezeichnen wir als Leistungsprominenzen (einer Intonation bei einer Vp). Erst auf der Grundlage der Leistungsprominenzen wurden die zur Berechnung der Korrelationskoeffizienten benötigten Rangordnungen der zehn Vpn für einzelne Intonationen hergestellt. Wenn sich sowohl die „freigebige“ Vp A als auch die weniger „freigebige“ Vp B bei der gleichen Intonation die Note 1 gegeben haben, wird B jetzt auf Grund ihrer Leistungsprominenz 2 (genauer: auf Grund der Leistungsprominenz 2 der Intonation bei ihr) besser eingestuft als A, bei der die Intonation unter den übrigen Intonationen nur die Prominenz (den Rang) 8 hat. Bei allen Vpn beträgt der Durchschnitt der Leistungsprominenzen 15,5; man sieht, daß die Note 2 bei Vp B eine überdurchschnittliche (13,5), bei Vp A eine unterdurchschnittliche Leistungsprominenz (19,5) ausdrückt.

Die mit der ziemlich groben Klassenbildung bei der Benotung verbundene Unbestimmtheit mußte im Interesse der Spontaneität des Urteils in Kauf genommen werden. Einer Fremdbenotung gegenüber hat die Selbstbenotung den Vorteil, daß die Intention der Niederschrift für niemanden eindeutiger ist als für die Vp; die Selbstbenotung wurde durchaus auch als Kontrollmöglichkeit für die Hauptauswertung eingeführt.

Die Korrelationen wurden nach der Spearmanschen Formel

$$\rho = 1 - \frac{6 \sum_{i=1}^n d_i^2}{N(N^2 - 1)} \quad (9)$$

berechnet. Für alle N = zehn Paare von Rangzahlen der gleichen Vp bei zwei Intonationen lassen sich Differenzen d_i bilden, deren Quadrate wesentlich die Größe des Koeffizienten bestimmen. ρ hat die gleichen Maximal- und Minimalwerte wie r und kann wie dieses in einer Faktorenanalyse verrechnet werden.

Die Faktorenanalyse soll auf folgende Fragen eine vorläufige Antwort geben:

a) Läßt sich die Variation der zehn Vpn bei einer bestimmten Intonation zu einem erheblichen Prozentsatz auf wenige Faktoren zurückführen, die auch die Variation bei anderen Intonationen bestimmen?

Wir dürfen hoffen, in den Faktoren hypothetische Dimensionen des kommunikativen Gehalts der Intonationen (in ihrer Verbindung mit *ja* bzw. *nein*) erfaßt zu haben. Es sei unterstellt, einer der Faktoren mätze die in der Beantwortung einer Alternativfrage mitschwingende Konzilianz. Dabei ist anzunehmen, daß die Vpn eine unterschiedliche Disposition zur erfolgreichen Bewältigung der mit „konziliannten“ Intonationen verbundenen Versuchsaufgabe haben. Sie werden zwei hoch mit Konzilianz „geladene“ Intonationen X und Y entsprechend ihrer Disposition relativ gleich gut oder schlecht verarbeiten, was tendenziell dazu führt, daß sie gleichermaßen eine relativ gute (schlechte) Leistungsprominenz sowohl für Intonation X als auch für Intonation Y erzielen. („Relativ“ bezieht sich jetzt auf den Durchschnitt der Probanden bei X oder Y.) Auch wenn die beiden Intonationen keiner einzigen Vp im Vergleich zu den anderen Intonationen „liegen“, derart, daß sowohl X als auch Y durchgängig niedrige Leistungsprominenzen haben, ist eine hohe Korrelation möglich. Nach Formel (5) wird das Ausmaß der Korrelation aber nur teilweise durch das Produkt der Gewichtungszahlen für den Faktor „Konzilianz“ bestimmt. Seine Wirkung kreuzt sich mannigfach mit der Wirkung anderer Faktoren. Zur Leistung der Faktorenanalyse gehört es, die übrigen Faktoren ebenso zu isolieren und zu wägen wie den ersten unterstellten und als „Konzilianz“ gedeuteten Faktor. Zu den übrigen Faktoren wird nicht die allgemeine Fähigkeit zur Lösung der Versuchsaufgabe gehören, denn nicht Vorhersagbarkeit der Leistung führt zu einem hohen absoluten Betrag eines Korrelationskoeffizienten, sondern Vorhersagbarkeit der Leistungsprominenz im oben definierten Sinn. Auch eine Vp mit vielleicht geringem Leistungsniveau wird ein Profil der Leistung entwickeln, da ihr bestimmte Gehalte besser liegen werden als andere, und wird dieses Profil in der Selbstbenotung zum Ausdruck bringen.

b) Unterscheiden sich gleiche Intonationen der Wörter *ja* und *nein* hinsichtlich der Faktorenstruktur?

Diese Frage wäre einfach zu beantworten, wenn wir die Faktoren aus einer einzigen Korrelationsmatrix berechnet hätten. Dann hätten die Matrizen jedoch einen Umfang von 3600 Feldern gehabt, zu deren Besetzung am Anfang der Analyse 1770 verschiedene Korrelationskoeffizienten zu berechnen gewesen wären. Da nur ein (nicht programmgesteuerter) elektronischer Tischrechner zur Verfügung stand, war ein solcher Aufwand nicht zu verantworten. Die Analyse

wurde daher für *ja* und *nein* parallel vorgenommen, was zwei Matrizen von immer noch je 900 Feldern und 435 verschiedenen Ausgangs- bzw. Restkorrelationen ergab. Damit kann freilich nicht ohne weiteres unterstellt werden, daß ein an *i*-ter Stelle für die *ja*-Intonationen extrahierter Faktor dem an gleicher Stelle für die *nein*-Intonationen erhobener Faktor entspricht.

c) Wie können die Faktoren gedeutet werden?

d) Schließen sich verschiedene Intonationen infolge Gleichheit der Faktorenstruktur zu Typen zusammen?

e) Weisen in einem oder mehreren Faktoren gleiche Intonationen gemeinsame Produktions- und/oder phänomenale Merkmale auf?

Tabelle I: Gewichtungszahlen und Gemeinsamkeiten bei ja

	a_1	a_2	a_3	a_4	$c^{(1)}$	$c^{(2)}$	$c^{(3)}$	$c^{(4)}$
g	+0,38	-0,53	-0,24	+0,53	0,15	0,43	0,50	0,77
G	+0,44	+0,12	+0,22	+0,37	0,19	0,20	0,25	0,39
sg	+0,06	-0,49	+0,14	-0,06	0,00	0,24	0,26	0,27
Sg	-0,44	-0,65	-0,13	-0,13	0,20	0,62	0,64	0,66
fg	-0,20	-0,51	+0,50	-0,36	0,04	0,30	0,55	0,68
Fg	+0,41	+0,25	-0,07	-0,43	0,16	0,22	0,23	0,41
sG	+0,17	-0,20	+0,17	-0,43	0,03	0,07	0,10	0,29
SG	-0,28	+0,65	-0,43	-0,57	0,08	0,51	0,69	1,00
fG	+0,68	-0,55	-0,18	-0,11	0,46	0,76	0,79	0,81
FG	+0,64	+0,13	+0,48	-0,35	0,41	0,43	0,66	0,78
s	+0,85	+0,23	-0,08	-0,29	0,73	0,79	0,79	0,87
S	-0,50	+0,13	+0,33	-0,61	0,25	0,27	0,38	0,76
gs	+0,92	+0,21	+0,27	-0,19	0,84	0,88	0,96	0,99
Gs	+0,80	+0,25	+0,17	+0,34	0,65	0,71	0,74	0,86
fs	-0,32	-0,31	-0,44	-0,10	0,10	0,20	0,39	0,40
Fs	+0,23	+0,41	-0,65	-0,34	0,05	0,22	0,63	0,75
gS	-0,30	+0,73	+0,19	-0,12	0,09	0,63	0,66	0,68
GS	+0,42	+0,15	-0,11	+0,10	0,18	0,20	0,21	0,23
fS	+0,29	-0,55	+0,20	-0,45	0,08	0,38	0,42	0,63
FS	+0,38	+0,27	-0,60	-0,34	0,15	0,22	0,58	0,70
f	+0,84	+0,24	+0,09	+0,09	0,70	0,76	0,77	0,77
F	-0,67	-0,25	-0,27	+0,33	0,45	0,51	0,58	0,69
gf	-0,32	+0,26	-0,33	-0,31	0,10	0,17	0,27	0,37
Gf	-0,23	+0,45	-0,14	+0,36	0,05	0,26	0,28	0,41
sf	-0,27	-0,22	-0,44	-0,08	0,07	0,12	0,32	0,32
Sf	-0,36	-0,75	+0,28	-0,07	0,13	0,70	0,78	0,78
gF	-0,36	+0,39	+0,55	+0,42	0,13	0,29	0,59	0,77
GF	-0,68	+0,35	-0,11	+0,30	0,46	0,58	0,60	0,68
sF	+0,17	+0,15	-0,44	+0,11	0,03	0,05	0,25	0,26
SF	+0,39	+0,25	+0,28	+0,50	0,15	0,21	0,29	0,54

4. Ergebnisse

In den Tabellen I und II sind die numerischen Ergebnisse der Faktorenanalyse dargestellt. Jede Zeile enthält die Werte für eine Intonation; die Intonationen sind in dem unter 1. beschriebenen Schlüssel notiert.

Dabei sind technisch die zusammengesetzten Versuchseinheiten denjenigen einfachen Versuchseinheiten untergeordnet, deren Verlaufsrichtung der Verlaufsrichtung des zweiten Gliedes der zusammengesetzten Produktion entspricht. Im zweiten Glied und bei den einfachen Intonationen geht immer kurz vor lang, im ersten Glied

Tabelle II: Gewichtszahlen und Gemeinsamkeiten bei *nein*

	a ₁	a ₂	a ₃	a ₄	c ⁽¹⁾	c ⁽²⁾	c ⁽³⁾	c ⁽⁴⁾
g	-0,33	-0,09	+0,75	-0,11	0,11	0,12	0,68	0,69
G	+0,27	-0,20	+0,71	-0,21	0,07	0,11	0,62	0,67
sg	-0,17	+0,45	+0,12	-0,09	0,03	0,23	0,25	0,26
Sg	-0,40	-0,55	-0,60	+0,15	0,16	0,45	0,81	0,84
fg	+0,32	-0,74	-0,13	+0,22	0,10	0,65	0,66	0,71
Fg	+0,71	+0,60	-0,08	+0,11	0,51	0,86	0,87	0,88
sG	-0,20	+0,54	+0,07	+0,46	0,04	0,33	0,33	0,55
SG	-0,16	+0,47	-0,39	-0,17	0,02	0,25	0,40	0,43
fG	-0,36	-0,47	-0,37	+0,08	0,13	0,35	0,48	0,49
FG	-0,66	+0,41	-0,23	-0,44	0,43	0,60	0,65	0,85
s	+0,36	-0,49	+0,21	-0,40	0,13	0,37	0,41	0,58
S	+0,72	-0,33	-0,38	+0,40	0,51	0,62	0,77	0,92
gs	+0,34	+0,14	+0,22	-0,41	0,11	0,13	0,18	0,35
Gs	+0,54	+0,49	+0,54	-0,19	0,30	0,54	0,84	0,87
fs	+0,40	-0,74	-0,17	-0,21	0,16	0,70	0,73	0,78
Fs	-0,29	-0,28	+0,35	+0,12	0,09	0,16	0,29	0,30
gS	+0,51	+0,11	-0,46	+0,40	0,26	0,27	0,48	0,64
GS	+0,70	-0,31	-0,36	-0,19	0,49	0,58	0,71	0,75
fS	+0,50	+0,26	+0,34	-0,58	0,25	0,32	0,44	0,78
FS	+0,50	+0,35	-0,47	+0,16	0,25	0,38	0,59	0,62
f	-0,35	-0,56	+0,31	-0,24	0,12	0,43	0,53	0,58
F	-0,50	+0,19	-0,08	-0,34	0,25	0,28	0,29	0,40
gf	-0,24	-0,69	-0,41	-0,20	0,06	0,53	0,70	0,74
Gf	-0,37	+0,09	+0,48	+0,61	0,14	0,15	0,38	0,75
sf	-0,07	-0,42	+0,13	-0,19	0,01	0,18	0,20	0,23
Sf	-0,78	+0,07	+0,09	+0,37	0,61	0,62	0,63	0,76
gF	-0,22	+0,49	-0,36	-0,42	0,05	0,28	0,42	0,59
GF	-0,71	-0,15	+0,29	+0,29	0,50	0,53	0,61	0,70
sF	+0,40	+0,42	+0,31	+0,46	0,16	0,33	0,43	0,64
SF	+0,27	-0,11	-0,26	+0,35	0,08	0,09	0,15	0,28

„gleich“ vor „ungleich“ (mit kurz vor lang) sowie gleichbleibend vor steigend bzw. fallend, steigend vor fallend. Entsprechend ist auch die Reihenfolge der je drei Zehnergruppen von Versuchseinheiten: g-Einheiten, s-Einheiten, f-Einheiten.

Diese Ordnung wurde gewählt, weil sie bei der gegebenen Verteilung der Tonverläufe auf bestimmte Abschnitte von *ja* und *nein* am ehesten dazu zu führen schien, daß auditiv ähnliche Intonationen nebeneinander zu stehen kamen: bei allen zusammengesetzten Intonationen wurde die erste Verlaufsrichtung auf dem einleitenden Konsonanten [j] bzw. [n], die zweite Richtung auf dem Rest [a:] oder [a] bzw. [aen] realisiert. (Die Verlaufsrichtung ändert sich weder innerhalb des einleitenden Konsonanten noch innerhalb des Restes.) Bei den einfachen Intonationen wurde eine gleichartige Verlaufsrichtung im einleitenden Konsonanten und im Rest intendiert. Intervallsprünge oder „Brüche“ durch abrupten Wechsel des Nachdrucks wurden vermieden. Der vom Steigen oder Fallen berührte Tonhöhenbereich sollte (intentional) eine Oktave umfassen. Seine untere Grenze sollte einer normal-entspannten Lage der Stimme des Experimentators entsprechen (Grundton nach Engel). Die einfachen g-Einheiten wurden auf gleicher Höhe wie der gleichbleibende Abschnitt zusammengesetzter Intonationen mit vorausgehendem Steigen gesprochen. (Um den Vpn Gelegenheit zu geben, sich auf die Intonationsweise des Experimentators einzustellen, war auf dem Tonband vor dem Korpus der Versuchseinheiten ein vom Experimentator gesprochener belletristischer Text stark dialogischen Charakters gespeichert.)

In den ersten vier Ergebnisspalten stehen die Gewichtszahlen der vier extrahierten Faktoren, in den letzten vier Ergebnisspalten die mit jeweils j-Faktoren erreichten Gemeinsamkeiten $c^{(j)}$, also die mit jeweils j-Faktoren erzielte Summe der Gewichtszahlenquadrate als Ausdruck des bereits durch j-Faktoren bestrittenen Anteils der Variation der Leistungsprominenz bei einer Intonation. Die Gewichtszahlen, denen ein überdurchschnittlicher Variationsanteil $[a_1]^2$ entspricht, sind durch Kursivdruck markiert.

Zur schnelleren Orientierung über den Inhalt der Tabellen wurden in den Fig. 1 und 2 die Gemeinsamkeiten als Funktion der Werte

$$b_x(j) = \sum_{i=1}^j a_i^{(x)} \quad (10)$$

dargestellt.

Die Werte $b^{(j)}$ – parallel den Summen der Gewichtszahlenquadrate gebildete Summen der Gewichtszahlen selbst – haben an sich keinen Aussagewert. (Sie werden daher auch nicht tabellarisch aufgeführt.) Doch gewinnt man durch sie in der graphischen Darstellung zusätzlich zur Veranschaulichung des auf der senkrechten Achse des Koordinatensystems abgetragenen Wachstums der Gemeinsamkeit ein Bild von der Vorzeichenstruktur der Faktoren in den einzelnen Variablen. Verbindet man für jede Variable die aufeinanderfolgenden Punkte mit den Koordinaten $(b^{(j)}; c^{(j)})$ durch Geraden, entsteht ein Linienzug, in dem die vom Ursprung des Systems gezählte i -te Strecke zwischen zwei Punkten dem i -ten Faktor entspricht. Der Übersichtlichkeit halber wurden die Faktoren mit ungerader Ordnungszahl zugeordneten Strecken ausgezogen, die Faktoren mit gerader Ordnungszahl zugeordneten Strecken unterbrochen gezeichnet. Der Linienzug einer Variablen ist rechtsgerichtet, wo die Gewichtszahl eines Faktors positiv ist, linksgerichtet bei negativer Gewichtszahl. Wechselt bei zwei aufeinanderfolgenden Faktoren das Vorzeichen der Gewichtszahl von positiv nach negativ, so wendet der Linienzug nach links, bei umgekehrtem Vorzeichenwechsel von links nach rechts. Laufen zwei Linienzüge für einen Faktor parallel, hat der Faktor bei beiden Intonationen das gleiche Vorzeichen. Ist der Anstieg zweier Linienzüge für einen Faktor gleich steil (flach), so ist das Gewicht des Faktors bei beiden Intonationen gleich hoch (niedrig).

4.1 Erklärungswert der Faktoren

Die Analyse wurde bis zur Extraktion von vier Faktoren geführt. Nach Formel (6) hätten sich maximal 22 Faktoren ermitteln lassen. Auch bleiben in der vierten Restkorrelationsmatrix Werte, die eine Fortsetzung der Analyse rechtfertigen würden. Wiederum war jedoch zu bedenken, daß der Aufwand im Verhältnis zum notgedrungen vorläufigen Charakter der Analyse nicht zu groß werden durfte.

Man ersieht aus der Höhe der Linienzüge in den Abbildungen, daß durch die vier Faktoren im Durchschnitt bereits ein beträchtlicher Anteil der Variabilität erfaßt wird, jedenfalls mehr als im Verhältnis zur theoretischen Maximalzahl von 22 vermutet werden könnte.

Berechnet man den durchschnittlichen Wert $c^{(4)}$ der Gemeinsamkeit

Faktorenstruktur der Intonation von ja:

Abb. 1.1

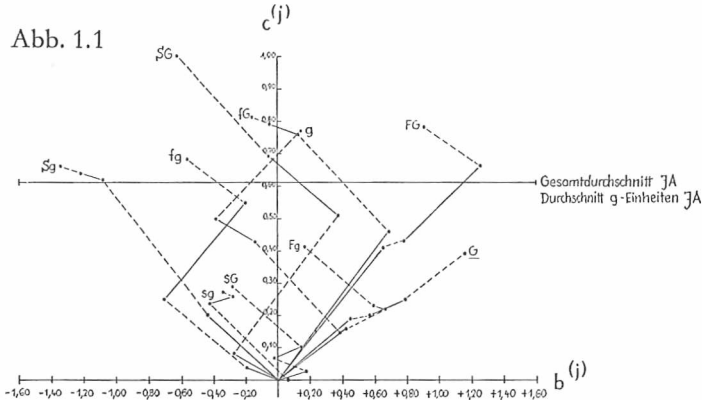


Abb. 1.2

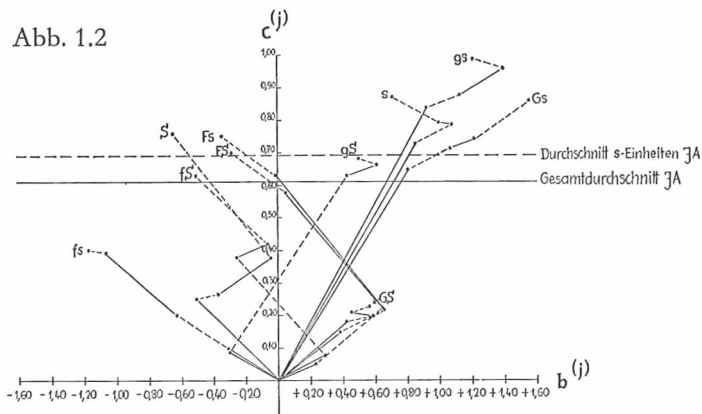
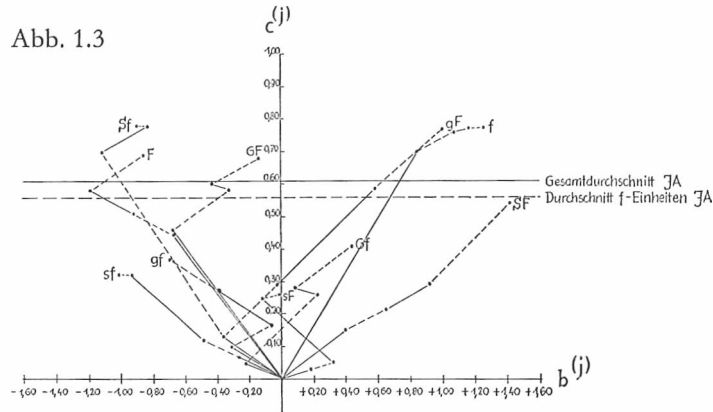
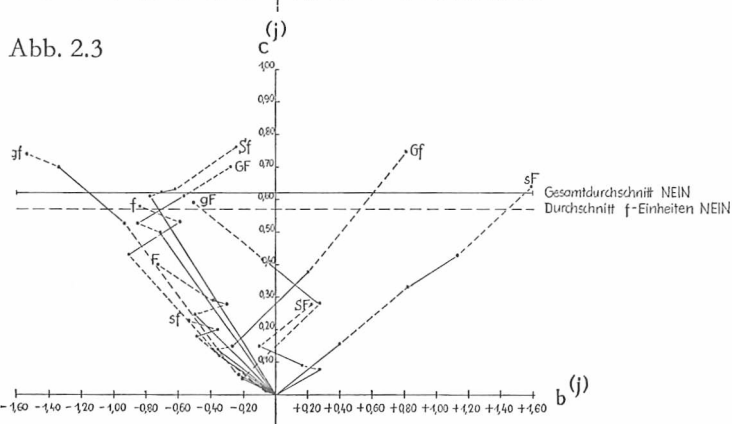
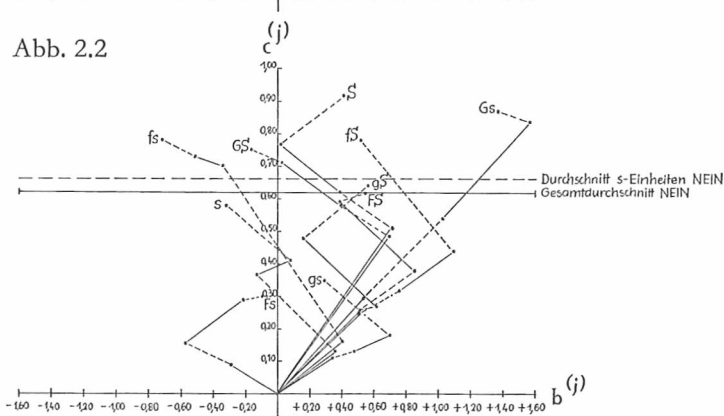
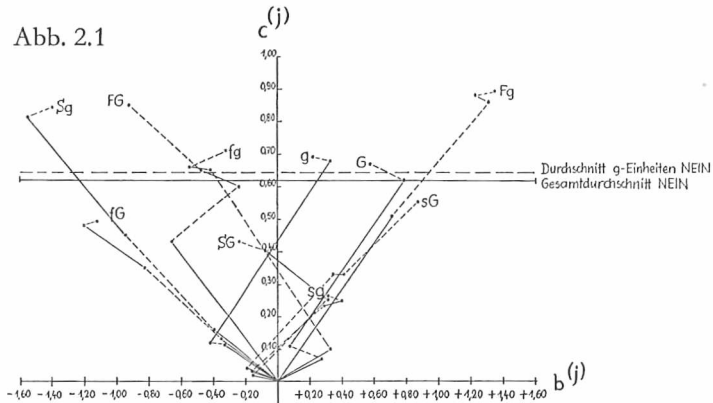


Abb. 1.3



Faktorenstruktur der Intonation von *nein*:



für alle vier Faktoren sowie – als eine Art Aufschlüsselung dazu – die durchschnittlichen Werte $\overline{[a_i]^2}$, so ergibt sich das Bild von

Tabelle III: Durchschnittliche Variationsanteile

	$c^{(4)}$	$\overline{[a_1]^2}$	$\overline{[a_2]^2}$	$\overline{[a_3]^2}$	$\overline{[a_4]^2}$
<i>ja</i>	0,61	0,24	0,16	0,11	0,11
g-Einheiten	0,61	0,17	0,21	0,09	0,14
s-Einheiten	0,69	0,31	0,14	0,13	0,11
f-Einheiten	0,56	0,23	0,14	0,11	0,09
<i>nein</i>	0,62	0,20	0,18	0,14	0,10
g-Einheiten	0,64	0,16	0,23	0,18	0,06
s-Einheiten	0,66	0,26	0,15	0,14	0,12
f-Einheiten	0,57	0,20	0,14	0,09	0,14

Die vier Faktoren kommen im Durchschnitt für knapp zwei Drittel der Variabilität (Leistungsprominenz) bei *ja* und bei *nein* auf, woran der erste Faktor bei *ja* mit einem Viertel, bei *nein* mit einem Fünftel, der zweite Faktor bei *ja* mit einem Sechstel, bei *nein* mit einem knappen Fünftel, der dritte und vierte Faktor bei *ja* mit je einem guten Zehntel, bei *nein* mit einem Siebentel und einem Zehntel beteiligt sind. Entsprechend deutet man die Angaben für die g-, s- und f-Intonationen.

Wie die graphischen Darstellungen zeigen, ist der Wert der Gemeinsamkeit und der Anteil der einzelnen Faktoren bei verschiedenen Intonationen teilweise recht unterschiedlich.

4.2 Faktorenstruktur bei gleichen Intonationen von ja und nein

Voraussetzung eines Vergleichs der Faktorenstrukturen von Bejahung und Verneinung sollte die Identität der extrahierten Faktoren sein. Die Durchschnittswerte der Tabelle III und der globale Eindruck von den einander entsprechenden Abbildungen bei *ja* und *nein* stehen der Auffassung, daß die Faktoren aus den parallelen Analysen gleiches messen, zumindest nicht entgegen. Zwingend geht diese Annahme aus den Ergebnissen allerdings nicht hervor. Die ähnlichen Durchschnittswerte und Gesamtbilder kommen zum Teil auf recht unterschiedliche Weise zustande.

Mangels einer zwingenden Alternative gehen wir dennoch von der Annahme einer Identität der Faktoren aus, was auch dann nicht ungerechtfertigt wäre, wenn die Variationsanteile stärker voneinander abweichen würden: eine Abhängigkeit der Funktion der Intonationen vom bejahenden oder verneinenden Charakter des Into-

nierten wurde von vornherein erwartet. (Aus diesem Grunde haben wir auch die Vorzeichen der Gewichtszahlen in die Erwägungen zur Identität der Faktoren nicht einbezogen.) Die Identitätsannahme wird bei einer inhaltlichen Deutung der Faktoren weiter plausibel zu machen sein.

Betrachten wir nun zur Beantwortung der eigentlichen Frage dieses Abschnitts die Gewichtszahlen gleicher Intonationen von *ja* und *nein* mit ihren Vorzeichen. Was besagt das negative Vorzeichen einer Gewichtszahl? Nach den Gleichungen (8) ist die Größe der Gewichtszahl der Summe oder dem Durchschnitt der Korrelationen proportional, die zwischen einer Variablen und allen übrigen Variablen bestehen. Je mehr die positiven Korrelationen in der betreffenden Spalte die negativen Korrelationen überwiegen, desto größer wird die positive Gewichtszahl absolut ausfallen. Die Voraussetzungen der Reflexion implizieren umgekehrt, daß die negativen Korrelationen der Variable mit anderen Variablen die positiven überwiegen; die Reflexion selbst führt dazu, daß die negative Gewichtszahl absolut um so größer ausfällt, je stärker negativ die Korrelationen im Durchschnitt sind. Nach unserer Annahme der spezifischen Dispositionen kommen negative Korrelationen wie folgt zustande:

Gegeben sei eine Intonation Z, in der die Schroffheit einer Bejahung oder Verneinung zum Ausdruck gebracht wird, also das Gegenteil von Konzilianz. (Das Beispiel ließe sich auch für Merkmale durchführen, die sich sprachlogisch nach Anwesenheit–Abwesenheit polarisieren lassen.) Wenn wir jetzt die Korrelation von Z mit einer konzilianten Intonation X bestimmen, so werden wir tendenziell einen negativen Koeffizienten erhalten. Die Vpn mit einer besonderen Disposition für Konzilianz werden *ceteris paribus* für X eine gute, für Z eine schlechte Leistungsprominenz erzielen, die Vpn mit einer besonderen Disposition für Schroffheit umgekehrt für X eine schlechte und für Z eine gute. Je weniger andere Faktoren an der Determination der Leistungsprominenz beteiligt sind, desto eher kann man aus gutem Abschneiden bei X schlechtes Abschneiden bei Z voraussagen und umgekehrt. Wenn nun auch die Variablen Y, R, S . . . stark mit Konzilianz geladen sind, also für Y und Z, R und Z, S und Z . . . dasselbe gilt wie für X und Z, wird die Spaltensumme Z negativ ausfallen, und es wird sich voraussetzungsgemäß eine negative Gewichtszahl des Faktors „Konzilianz“ ergeben. Man beachte, daß die positiven Korrelationen der Variable Z mit anderen „schroffen“

Intonationen K, L, ... in beliebigen Phasen des Gesamtprozesses der Reflexion von sich aus in Spalte Z das Vorzeichen umkehren: Irgendwann müssen auch die Spalten *und Zeilen* K, L, ... wie die Spalte (und Zeile) Z reflektiert werden. Geschieht das vor Reflexion von Z, werden positive Koeffizienten zu negativen, geschieht es nach Reflexion von Z, negative zu positiven, was auf dasselbe, die Erhöhung der positiven Spaltensumme und damit des absoluten Betrages der negativen Gewichtszahlen von Z, hinausläuft. Bei negativer Gewichtszahl einer Variablen (Intonation) wirkt sich eine Disposition für den bei positiver Ladung anzusetzenden kommunikativen Gehalt hemmend auf die Leistungsprominenz aus.

Wir können die Deutung riskieren, daß die kommunikative Funktion der negativ geladenen Intonation in der Vermittlung eines Gehalts besteht, der die – wie immer geartete – Negation des bei positiver Ladung anzusetzenden kommunikativen Gehalts einer Intonation darstellt.

Mit diesen Überlegungen hängt zusammen, daß man die Gewichtszahlen als Korrelationskoeffizienten auffassen kann; sie messen die Korrelation der Variable mit dem jeweiligen Faktor und können dementsprechend zwischen $+1$ und -1 variieren.

Die positive Gewichtszahl einer Variablen bzw. Intonation von *ja* oder *nein* besagt also, daß bei allfälliger Kenntnis der quantitativen Ausprägungen eines Faktors als Determinante der Leistungsprominenz mit einer bestimmten Reduzierung des Schätzfehlers aus hochgradigen bzw. positiven Ausprägungen der Determinante in einer Vp auf hochgradige Prominenz der Leistung geschlossen werden kann und umgekehrt. (Für die Ausbaufähigkeit unseres Experiments als Persönlichkeitstest gibt es auch andere Hinweise.)

Die Korrelation zwischen den Faktoren ist 0. Die Faktoren können als Dimensionen oder Achsen eines Koordinatensystems betrachtet werden. Aus n Faktoren ergibt sich ein n -dimensionales Koordinatensystem, in dem jede Variable durch einen Punkt mit den Koordinaten ihrer n Gewichtszahlen und die Gewichtszahlen (Korrelationen mit den Achsen) selbst durch Werte einer Winkelfunktion repräsentiert sind.

Bei mehr als zwei Faktoren wird diese Darstellungsweise schnell unhandlich, weshalb wir darauf verfielen, die Gemeinsamkeiten über den Gewichtszahlensummen abzutragen. Auf eine Rotation der Achsen (um gegebenenfalls den Wert bestimmter Faktoren auf

Kosten anderer Faktoren zu erhöhen und dadurch bei erhaltenem c⁽ⁱ⁾ die Interpretation zu erleichtern) glaubten wir verzichten zu können, weil es unwahrscheinlich sein dürfte, daß eine „Verbesserung“ der Achsenlage für ein bestimmtes Paar von Faktoren auch zu einer Verbesserung für die vier übrigen Faktorenpaare führt, welche die zunächst rotierten Faktoren mit den restlichen beiden Faktoren bilden. Die bisweilen benutzten schiefwinkligen Koordinatensysteme scheinen uns die Pointe der Methode zu verfehlen, obwohl und weil sie unter Umständen die Benennung der Faktoren erleichtern. Uns liegt gerade daran, gegenüber den korrelierten Begriffen der Alltagssprache unabhängige Beschreibungsdimensionen zu gewinnen, auch wenn wir sie nicht anders als etwa mit griechischen Buchstaben bezeichnen könnten.

Bei unseren Ergebnissen weichen die Vorzeichenstrukturen der gleichen Intonationen von *ja* und *nein* teilweise beträchtlich voneinander ab. Teilt man die Gewichtszahlen pragmatisch in die drei Klassen

	$+a \geq +0,25$	positive Determination
$+0,25 >$	$^0a > -0,25$	neutral
	$-a \leq -0,25$	negative Determination

ein und ordnet alle Intonationen den Kombinationsklassen

$+a_1$	$+a_2$	$+a_3$	$+a_4$
$+a_1$	$+a_2$	$+a_3$	$-a_4$
...			
0a_1	0a_2	0a_3	0a_4

zu, so fallen keine zwei gleichen Intonationen für *ja* und *nein* in dieselbe Kombinationsklasse.

Dieses Bild ändert sich kaum, wenn man die Übereinstimmung auf Grund der Differenz der Gewichtszahlen beurteilt. Wiederum pragmatisch sei festgesetzt, daß zwei Gewichtszahlen zwischen *ja* und *nein* als abweichend gewertet werden, wenn ihre Differenz größer oder gleich $|0,50|$ ist.

Für die einschlägigen Signifikanzüberlegungen spielt eine Rolle, daß die Gewichtszahlen Korrelationen des jeweiligen Faktors mit den Variablen der Selbstbenotung sind, wobei auch zwischen den Variablen bei *ja* und *nein* wegen partieller Gleichheit der Faktorenstruktur eine Korrelation bestehen kann. In derartigen Fällen wird

eine Differenz früher signifikant als bei Unabhängigkeit der mit einer dritten (hier dem Faktor) verglichenen Variablen. Wir haben uns die Mühe erspart, die Signifikanz jeder einzelnen Differenz zu beurteilen. Folgende Angaben mögen eine Vorstellung von der Größenordnung der Signifikanz geben:

Die Korrelation zwischen den Selbstbenotungen gleicher Intonationen von *ja* und *nein* kann im Durchschnitt mit $+0,54$ angesetzt werden. Diese Schätzung beruht auf einer Produkt-Moment-Korrelation der durchschnittlichen Leistungsprominenzen für *ja* und *nein* an den Intonationen. Entsprechend einem in (11) dargestellten Verfahren ist das Wahrscheinlichkeitskriterium für die Signifikanz in unserem Fall eine Funktion der Größe

$$t = \frac{(a_{ja} - a_{nein}) \sqrt{(N-3) (1 + r_{ja, nein})}}{\sqrt{2 (1 - a_{ja}^2 - a_{nein}^2 - r_{ja, nein}^2 + 2a_{ja} a_{nein} r_{ja, nein})}} \quad (11)$$

Wie man durch Umformung des Nenners zeigen kann, hängt die Größe von t nicht nur von der absoluten Differenz, sondern auch von der Summe der verglichenen Gewichtszahlen ab. Bei $N = 10$ und $r_{ja, nein} = +0,54$ erhalten wir für markante Differenzen und Summen der Gewichtszahlen die in Tabelle IV zusammengestellten Lösungen der Gleichung (11). In der Tabelle sind neben den Werten von t die zugehörigen Irrtumswahrscheinlichkeiten P für die sieben Freiheitsgrade unseres Problems angegeben.

Tabelle IV: Lösungen von Gleichung (11) für bestimmte Differenzen und Summen verglichener Korrelationen

Differenz	0,40	0,50	0,60
Summe			
0	1,21 0,5 > P > 0,25	1,61 0,25 > P > 0,1	2,12 0,1 > P > 0,05
$\pm 0,50$	1,27 P \sim 0,25	1,71 0,25 > P > 0,1	2,27 0,1 > P > 0,05
$\pm 1,00$	1,55 0,25 > P > 0,1	2,16 0,1 > P > 0,05	3,09 0,02 > P > 0,01

Die Größe von P ist das Maß für die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers erster Art, also für die fälschliche Unterstellung eines systematischen Unterschieds.

Nach unserem Kriterium besteht nur bei den drei Intonationen Sg, SG, GS in keinem Faktor eine hinreichend große Abweichung. Dabei ergibt ein Blick in die Tabellen I und II, daß die numerischen

Unterschiede auch bei diesen Intonationen nicht gerade unbeträchtlich sind.

Hinsichtlich der partiellen Übereinstimmung zwischen *ja* und *nein* (absolute Differenz kleiner als 0,50) findet man:

- 18 Intonationen stimmen in 3 Faktoren überein,
- 2 Intonationen stimmen in 2 Faktoren überein,
- 4 Intonationen stimmen in 1 Faktor überein,
- 1 Intonation stimmt in keinem Faktor überein.

Selbst wenn wir also große Wahrscheinlichkeiten des Fehlers zweiter Art in Kauf nehmen, müssen praktisch bei allen Intonationen unseres Experiments für *ja* und *nein* (mehr oder weniger) verschiedene Faktorenstrukturen konstatiert werden.

Auch ergab sich kein Faktor, der mehr als partiell für *ja* und *nein* übereinstimmend ausgefallen wäre:

Faktor I stimmt nach dem Differenzkriterium bei 20 Intonationen überein,

Faktor II bei 20 Intonationen,

Faktor III bei 19 Intonationen,

Faktor IV bei 19 Intonationen.

Die Häufungen übereinstimmender Gewichtszahlen in bestimmten Klassen von Intonationen – im ersten Faktor besteht bei den f-Einheiten nur für f selbst keine Übereinstimmung – gehören in den Zusammenhang der inhaltlichen Deutung. Festzuhalten bleibt, daß sich der kommunikative Gehalt der untersuchten Intonationen aller Wahrscheinlichkeit nach erst im Zusammenspiel mit der verbal vermittelten Bedeutung ausprägt. Daß Faktoren gleicher Ordnung bei *ja* und *nein* gleiches messen, ist zugestandenermaßen nur eine Annahme. Unsere abschließende Behauptung bleibt jedoch auch im Hinblick auf den Fall wahr, daß die Faktoren bei *ja* und *nein* verschieden gedeutet werden müßten: Es ist nicht wahrscheinlich, daß die „Inhalte“ der Faktoren dann genau derart abweichen würden, daß sich bei gemeinsamer Analyse überwiegend übereinstimmende Gewichtszahlenmuster für Bejahung und Verneinung ergeben müßten. Die Einzelanalysen nach der O-Technik werden Gelegenheit bieten, in diesem Punkt Klarheit herbeizuführen.

4.3 Vorschläge für die Deutung der Ergebnisse

Wir müssen die ausführliche Darstellung hier abbrechen. Das mathematische Verfahren und die unmittelbare Bedeutung der nume-

rischen Ergebnisse sind eingehend besprochen, der Grund für eine in ständiger Diskussion voranzutreibende Deutung ist gelegt.

Verfasser möchte nicht versäumen, für eine solche Diskussion auch stärker inhaltlich bestimmten Stoff zu liefern, indem er a) eine inhaltliche Deutung der Faktoren und b) ein phänomenologisches Kategoriensystem für die 30 Intonationen vorschlägt, in welchem an die Stelle von gleichbleibend, steigend und fallend teilweise andere Metaphern treten. Da wir uns versagen müssen, die mannigfachen, mehr oder weniger erfolgreichen und sicheren Beziehungstiftungen in der Faktorentabelle oder auch die introspektiven Überlegungen nachzuzeichnen, auf denen diese Vorschläge beruhen, ist mit ihnen die Bitte verbunden, nichts unversucht zu lassen, sie vom Material her anzufechten.

a) Inhaltliche Deutung der Faktoren

Bei der Deutung der Faktoren gilt es zu berücksichtigen, daß die Intonationen im Versuch als Antworten auf Alternativfragen deklariert waren. In anderen Situationen werden die gleichen Intonationen der Wörter *ja* und *nein* unter Umständen andere Gehalte übermitteln.

Wir schlagen die folgende Interpretation vor, wobei die (kursive) Hauptcharakteristik in den beiden letzten Spalten der Übersicht für alle Intonationen der entsprechenden Ladung gelten soll, während die darunter gesammelten Eigenschaften nicht notwendig allen einschlägigen Intonationen zukommen und teilweise auch nicht unabhängig von Eigenschaften sind, die bei anderen Faktoren aufgeführt werden. Die Deutung der Faktoren wird gegenwärtig experimentell rückgetestet.

b) Reorganisation des Versuchskorpus nach phänomenologischen Gesichtspunkten

Eine Beziehung der Faktoren zu den Produktionsmerkmalen der Intonationen besteht nur bedingt. Gewiß ist z. B. der Rechtsdrall der s-Einheiten in Figur 1.2 und 2.2 und der Linksdrall der f-Einheiten in Figur 1.3 und 2.3 nicht zufällig. Angesichts der schon nicht mehr als Ausnahme zu wertenden Paradoxie, daß bei *ja* f eine positive, S dagegen eine negative Gewichtszahl für den ersten Faktor hat, verbietet es sich aber, den ersten Faktor als s-f-Faktor zu betrachten.

Faktor:	Bezeichnung:	kommunikativer Gehalt einer Intonation mit positiver Ladung:	kommunikativer Gehalt einer Intonation mit negativer Ladung:
I	Perspektive	<i>prospektiv</i> „interrogativ“, „progressient“ oder „terminal“ (v. Essen, 2), mit Tendenz nach vorn: Neues erwartend, erheischend, in Aussicht stellend, aufgeschlossen, interessiert	<i>retrospektiv</i> „interrogativ“, „progressient“ oder „terminal“ mit Tendenz nach rückwärts oder zum Beharren: auf Bekanntes zurückverweisend, etwas zu bedenken gebend, desinteressiert, resignierend
II	Identifikation	<i>sich mit der Sache identifizierend</i> bereitwillig, entgegenkommend, treuherzig	<i>reserviert</i> zurückhaltend, skrupelhaft, abwartend, befremdet
III	Involviertheit	<i>souverän</i> kategorisch, gelassen, herablassend, gönnerhaft	<i>sich auf etwas einlassend</i> verbindlich, Brückenbauend, gereizt, „involved“, engagiert
IV	Seriosität	<i>dringlich</i> alarmierend, „erhobener Zeigefinger“, (dick) auftragend	<i>relativierend</i> nonchalant, augenzwinkernd, ironisierend, herabspielend

Die Faktoren stellen auch keine Radikale der phänomenalen Präzenz der Intonationen dar, was auch kaum zu erwarten war. Wichtig für das Problem der phänomenologischen Kategorien ist unser Ergebnis insofern, als ein Inventar elementarer Intonationsgestalten nicht stärker ökonomisiert werden kann, als die funktionelle Differenzierung es zuläßt. Es muß in anders gezielten Untersuchungen geklärt werden, ob ein gegebenes phänomenologisches Kategoriensystem für die formale auditive Transkription der Intonation tauglich ist; das notwendige Minimum der Differenzierung hängt von der kommunikativen Funktion ab.

So hypothetisch unsere Ergebnisse sein mögen, es scheint doch aus ihnen zu folgen, daß das „Alphabet“ der elementaren Tonlagen (13) keinen wesentlich geringeren Umfang als 30 Einheiten haben darf: Es gibt auch innerhalb der Tabellen von *ja* und *nein* praktisch keine zwei Intonationen mit gleicher Faktorenstruktur, sondern nur partielle Gleichheit.

Man wird mit Recht zu bedenken geben, mit dem eingangs betonten Unterschied zwischen spontanem Hören und Abhören zu Transkriptionszwecken möchte der Ausweg verbunden sein, auch phänomenal eine Synthese aus Teilen zuzulassen. Das ist jedoch nur bis zu dem Punkte möglich, an dem die zu Gebote stehenden Kategorien – hier namentlich die Hoch-Tief-Metaphorik – aufhören, spontan auf das auditive Erlebnis anwendbar zu sein.

Diese Grenze wird nach unseren Erfahrungen bei den langen Intonationen erreicht. Es dürfte durchaus vermeidbar sein, Elementargrößen GS, GF, ... neben G, S und F einzuführen. gS und Sg sind bereits atomar, im Sinne unmittelbarer auditiver Evidenz nicht aus g und S zusammengesetzt. Was g, s und f betrifft, gehört ein beträchtliches Maß an Gewaltbarkeit dazu, auditiv eine in der Zeit sich vollziehenden Bewegung der Tonhöhe zu unterstellen.

Es ist ein heikles und von unfreiwilliger Komik nicht freizuhaltendes Geschäft, einen Ersatz vorzuschlagen:

	(Produktionsmerkmale)
<i>A. Statische Tonlagen – einsilbig</i>	
1. Dreh	fs
2. Hang	f
3. Hub	sf
4. Knick	fg
5. Ruck	g
6. Schub	gs
7. Schwung	sg
8. Sprung	gf
9. Stand	s
<i>B. Dynamische Tonlagen</i>	
<i>B.1 Einfache dynamische Tonlagen</i>	
<i>B.1.1 Reine dynamische Tonlagen – einsilbig</i>	
10. steigend	S
11. fallend	F
12. schwebend	G
<i>B.1.2 Tonlagen mit Vorschlag – einsilbig</i>	
13. steigend mit Prallvorschlag	gS
14. steigend mit Gleitvorschlag	fS
15. fallend mit Prallvorschlag	gF

16. fallend mit Gleitvorschlag	sF
17. schwebend mit Prallvorschlag	sG
18. schwebend mit Gleitvorschlag	fG
<i>B.1.3 Vorhalt-Tonlagen – bedingt ein- oder zweisilbig</i>	
19. Steigvorhalt mit Stakkato	Sg
20. Steigvorhalt mit Sforzato	Sf
21. Fallvorhalt mit Stakkato	Fg
22. Fallvorhalt mit Sforzato	Fs
23. Schwebevorhalt mit Stakkato	Gs
24. Schwebevorhalt mit Sforzato	Gf

B.2 Zusammengesetzte dynamische Tonlagen – mehrsilbig

z. B. [10+12]	SG
---------------	----

Wieweit dieses System mit Gewinn lehrbar ist – sicher wird es dazu mancher Verbesserung bedürfen –, muß experimentell geklärt werden. Was seinen Umfang betrifft, hegen wir die Hoffnung, daß dieser bei Berücksichtigung weiterer Intonationsmerkmale nicht wesentlich vergrößert zu werden braucht, jedenfalls wohl nicht proportional der Zahl noch zu untersuchender Parameter. Die Wahl der Metaphorik zielt bereits ein wenig auf eine universellere Anwendbarkeit des Systems – vorausgesetzt, daß dadurch keine Unterschiede der kommunikativen Funktion eingegeben werden.

Literaturverzeichnis

1. Bethge, W.: Phonometrische Untersuchungen zur Sprachmelodie, Zeitschrift für Phonetik 6, 1952, S. 229–247
2. v. Essen, O.: Grundzüge der hochdeutschen Satzintonation, Ratingen 1956.
3. Haseloff, O. W., und Hoffmann, H. J.: Kleines Lehrbuch der Statistik für Naturwissenschaftler, Mediziner, Psychologen, Sozialwissenschaftler und Pädagogen, 2. Aufl. Berlin 1965.
4. Höffe, W. L.: Über die Beziehungen von Sprachmelodie und Lautstärke, untersucht an den physikalischen Übertragungsvorgängen ausdrucksgefüllter Sprachäußerungen. Phonetica 5, 1960, S. 129–159.
5. Ders.: Gesprochene Sprache. Ges. Beiträge zur Phonetik, Sprechkunde und Sprecherziehung, Ratingen 1965.
6. Hofstätter, P. R.: Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie, München 1953
7. International Society of Phonetic Sciences: I. Kolloquium Rothenberge: Auditive Erfassung der Intonation, in: Gesprochene Sprache, Forschungsbericht 7 der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Wiesbaden 1966

8. Isačenko, A.V. und Schädlich, H.-J.: Untersuchungen über die deutsche Satzintonation (= *Studia Grammatica* VII), Berlin 1966.
9. Maack, A.: Formen des Melodieverlaufs neuhochdeutscher Laute. *Archiv für vergleichende Phonetik* 3, 1939, S. 27–37.
10. Ders.: Melodiewinkel und Einsatztonhöhe. *Phonetica* 1, 1957, S. 216 bis 229.
11. Mittenecker, E.: Planung und statistische Auswertung von Experimenten, 6. Aufl. Wien 1966.
12. Moulton, W. G.: *The sounds of English and German*, Contrastive Structure Series, Chicago (Illinois) 1962.
13. Richter, H.: Anleitung zur auditiv-phänomenalen Beurteilung der suprasegmentellen Eigenschaften sprachlicher Äußerungen; in: *Gesprochene Sprache*, Forschungsbericht 7 der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Wiesbaden 1966.
14. Zwirner, E., und Zwirner, K.: Über Hören und Messen der Sprachmelodie. *Archiv für vergleichende Phonetik* 1, 1937, S. 35–47.

Zur Quellenwahl für Dokumentation und Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart

Von Peter v. Polenz

(Erstdruck in: *Wirkendes Wort* 16, 1966, S. 3–13)

Am Beginn jeder wissenschaftlichen Arbeit steht die Sammlung und Aufbereitung des Quellenmaterials, dessen Quantität und Qualität den Erfolg im voraus sichert oder aber in Frage stellt. Die Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart steht – im Unterschied zur historischen Sprachforschung – vor einer grenzenlosen Materialfülle, vor dem vielschichtigen sprachlichen Leben, in dem der Sprachforscher selbst als Sprachteilhaber mittendrin steht. Er hat also eine wohlüberlegte Auswahl zu treffen, wenn er der Gefahr entgehen will, nur den zufälligen Funden aus bevorzugter Lektüre oder den einseitigen Perspektiven seines Sprachbewußtseins nachzugehen. Auf den ersten Blick ist uns als Sprachteilhabern ja nur das vom Normalen und Selbstverständlichen Abweichende auffällig, das Ungewöhnliche, das Wertvolle oder das Neue in unserer Sprache. In unserer täglichen Ausübung des Sprachverkehrs hören und lesen wir achtlos über viele Dinge hinweg, die als wohlvertraute Mittel sprachlicher Routine keinen besonderen Anreiz zur Reflexion bieten und dennoch gerade wegen ihrer außerordentlichen Frequenz in den Mittelpunkt gegenwartbezogener Sprachbetrachtung gehören.

Nehmen wir als Beispiel eine Gruppe von Wörtern, die im sprachlichen Alltagsverkehr des öffentlichen Lebens eine große Rolle spielen: die Wörter des ‚Sagens‘, und davon nur den Teilbereich, der dem Satztypus *A sagte X* zugeordnet ist, einem der häufigsten Satztypen unserer Nachrichtentexte. Tagtäglich lesen oder hören wir da, daß ein Minister, ein Abgeordneter etwas ‚gesagt‘ hat, wobei das Gesagte in einem nebengeordneten oder untergeordneten Objektsatz ausgedrückt wird, z. B.:

Der Minister sagte: Die Wiedervereinigung ist das Ziel der deutschen Politik. Der Minister sagte, die Wiedervereinigung sei das Ziel der deutschen Politik. Der Minister sagte, daß die Wiedervereinigung das Ziel der deutschen Politik sei (ist).

Die Wiedervereinigung ist, wie der Minister sagte, das Ziel der deutschen Politik.

An der Stelle des Verbums *sagte* finden wir nun eine Reihe ziemlich freier lexikalischer Varianten: *äußerte, brachte zum Ausdruck, erklärte, meinte, behauptete, stellte fest, versicherte, bemerkte, betonte, unterstrich*. Die Wahl dieser Wörter des ‚Sagens‘ richtet sich in den Nachrichtentexten nur selten nach semantischen Unterscheidungen. Oft heißt es in Parenthese: *wie der Minister ferner betonte*, obwohl der Sprecher die betreffende Aussage in Wirklichkeit gar nicht „hervorgehoben“, sondern nur in einem größeren Zusammenhang beiläufig (*ferner*) ‚gesagt‘ hat.

Wenn von einem Minister berichtet wird, er habe etwas *gemeint*, so braucht es sich nicht immer um eine wirkliche „Meinungs“-Äußerung zu handeln; gerade in Politik und Diplomatie gibt es ein ‚Sagen‘ ohne ‚Meinen‘.

Meist werden diese Wörter nur als gleichbedeutende Trabantenwörter des Verbums *sagen* ganz wahllos zum stilistischen Zweck der Wortvariation verwendet, besonders wenn in einem längeren Nachrichtentext fortlaufend über Äußerungen eines öffentlichen Sprechers berichtet und dabei die Bezeichnung des „Sagens“ mehrfach als Redeeinleitung, Parenthese oder Nachtrag wiederholt wird. Ein Sprachkritiker hat schon darauf hingewiesen, allerdings in der Meinung, daß dieser Wortschwulst dazu diene, die Bedeutung einer Persönlichkeit zu steigern: „Wer ein bedeutender Mann geworden ist, der sagt kein Wort mehr. Er erklärt oder gibt Erklärungen ab, in denen er häufig etwas betont oder mit Betonung hervorhebt. Auf den Gipfelpunkten aber stellt er fest oder trifft eine Feststellung. . .“¹ In Wirklichkeit handelt es sich aber nur um einen beklagenswerten stilistischen Irrtum der Journalisten, die glauben, sie seien auch beim Verfassen von Nachrichtentexten dem Stilgesetz der Wortvariation unterworfen, das aus der schönggeistigen Prosa stammt.

Die Dokumentation und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache hat jedenfalls damit zu rechnen, daß diese Wörter heute

¹ H. Ruelius, Im Gespräch mit der Sprache, Glossen der FAZ über gutes und schlechtes Deutsch, Frankfurt 1962, S. 25.

unablässig als Synonyme von bloßem „Sagen“ auf die deutsche Sprachgemeinschaft einwirken. Dieser Sprachgebrauch muß zunächst einmal systematisch erfaßt werden, damit sich möglichst bald übersehen läßt, wie weit diese Anreicherung – oder vielleicht auch: Verwirrung – im Wortfeld des „Sagens“ unserer öffentlichen Informationssprache schon vorangeschritten ist, und schließlich: welche Folgen zu erwarten oder etwa noch zu verhindern sind. Diese Dokumentationsaufgabe ist noch gar nicht in Angriff genommen. Dazu soll im folgenden eine Kontrolle in dem neuen Duden-Synonymwörterbuch² vorgenommen werden, nicht um diese sehr verdienstvolle Neuerscheinung zu kritisieren, sondern weil hier endlich ein modernes Handbuch des heutigen deutschen Wortschatzes mit belegten Kontextziten vorliegt, auf dem nun weitergebaut werden kann.

Aus einer Überprüfung der einzelnen Artikel und der sehr nützlichen Zusammenstellung von Wortgruppen am Ende ergibt sich, daß nur *sagen* und *zum Ausdruck bringen* in dieser Verwendung verzeichnet sind (S. 458, 104). *Äußern* ist nur mit substantivischem Objekt belegt (*eine Absicht, einen Wunsch, Bedenken* usw. *äußern*, S. 104), nicht als Ersatzverb für ‚sagen‘ mit Objektsatz. *Erklären, behaupten, meinen, feststellen, versichern* und *bemerken* sind nur in anderen Sinnzusammenhängen gebucht: *Erklären* steht nur in der Nachbarschaft von *klar machen, erläutern, explizieren* (S. 122), *behaupten* nur reflexiv neben *sich durchsetzen* (S. 123), *meinen* nur unter dem Stichwort *vermuten* neben *mutmaßen, sich einbilden, wägen, glauben, der Ansicht sein, annehmen* usw. (S. 688), *feststellen* nur neben *konstatieren, registrieren* (S. 253) und unter *ausfindig machen* neben *ausmachen, ermitteln, erfahren* usw. (S. 92), *versichern* nur neben *versprechen, beteuern, geloben* (S. 696), *bemerken* nur unter *erblicken* (S. 216) und unter *wahrnehmen* (S. 717). *Betonen* und *unterstreichen* sind gar nicht verzeichnet.

Das Wortfeld des ‚Sagens‘ in der heutigen öffentlichen Informationssprache ist hier also nur sehr bruchstückhaft erfaßt.

Man muß dem Duden-Synonymwörterbuch selbstverständlich zugute halten, daß es als kleines Handbuch für praktische Zwecke nur eine Auswahl bieten kann. Aber hier zeigt sich ein ganz bestimmtes Auswahlprinzip, das nicht auf dem lexikalischen Gebrauchswert

² Duden, Vergleichendes Synonymwörterbuch, Sinnverwandte Wörter und Wendungen, bearb. von Paul Grebe, Wolfgang Müller u. a. (Der Große Duden, Bd. 8, Mannheim 1964).

nach Häufigkeit und Geläufigkeit beruht, sondern auf einer altbewährten Art der Quellenwahl: Fast alle belegten Beispielsätze für Wörter des ‚Sagens‘ stammen aus der schönen Literatur. In Romanen oder Dramen wird ‚Gesagtes‘ freilich nicht *geäußert*, *erklärt*, *gemeint*, *betont* oder *unterstrichen*. Es ist zwar ein großer Vorzug dieses Handbuchs, daß es ein wirklich synchronisches Material aus der modernen deutschen Literatur bietet; und die Ausbeute ist erstaunlich reich: Sie reicht von der hohen Stilebene mit *sagen*, *reden*, *sprechen*, *erzählen*, *berichten*, *vorbringen*, *darlegen*, *bekennen*, *plaudern* bis zu *schwätzen*, *plappern*, *faseln*, *schwafeln*, *quasseln*, *quatschen*, *salbadern* usw., also tief in die Niederungen der privaten, emotionalen Alltagssprache, der gerade die modernen Schriftsteller sehr zugetan sind. Aber aus der Mittelschicht der sachlichen Informationssprache ist im wesentlichen nur das gebucht, was zufällig auch von einem der ausgezogenen Schriftsteller einmal verwendet wurde.

Man könnte diese Verwendung von *erklären*, *meinen*, *betonen* usw. heute vielleicht noch als uneigentlichen, falschen, schlechten, neuen³ oder übertragenen Gebrauch abtun. Aber Begriffe wie ‚uneigentlich, falsch, schlecht‘ gehören in die Sprachkritik und Sprachpflege, die nicht am Anfang, sondern am Ende wissenschaftlicher Sprachbetrachtung stehen sollten; und Begriffe wie ‚neu‘ und ‚übertragen‘ stammen aus der diachronischen Sprachforschung und stören den Blick für die synchronischen Tatsachen des gegenwärtigen Sprachzustands und seiner Systemzusammenhänge. Was heute nur in bestimmten Stilarten üblich ist, könnte ja womöglich in absehbarer Zeit zum allgemeinen Sprachgebrauch werden.

Eine Stilart wie die der Nachrichtentexte, die tagtäglich auf die ganze Sprachgemeinschaft einwirkt, steht im Zeitalter der Massenkommunikation von vornherein im Verdacht, großen Einfluß auf die weitere Entwicklung der deutschen Sprache zu haben. Das Feld des öffentlichen Sprachgebrauchs in Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Technik darf nicht allein der publizistischen Sprachkritik überlassen bleiben. Auch die wissenschaftliche Dokumentation und Forschung haben hier eine wichtige Aufgabe. Dazu noch zwei weitere Beispiele: In unserer Zeit der beruflichen Spezialisierung und der Gliederung des öffentlichen Lebens in ‚Sachgebiete‘ und ‚Zuständigkeits-

³ Vieles davon ist wahrscheinlich gar nicht so neu, wie man zunächst meinen möchte. Bereits in Tageszeitungen von 1871 fanden sich *erklären*, *bemerkten*, *äußern* in gleicher Verwendung wie heute als Wörter für öffentliches „Sagen“.

bereiche‘ lesen und hören wir immer wieder von Dingen aus einem bestimmten *Gebiet, Bereich, Fach, Feld, Sektor, Ressort* oder einer *Branche*. Dieses ganze Wortfeld fehlt in der Duden-Synonymik; nur *Feld* ist verzeichnet, aber ganz woanders: neben *Acker* und *Flur* (S. 251). Und dabei wäre es doch gerade für die mit jenem abstrakten ‚Feld‘-Begriff liebäugelnde Wortforschung sehr wichtig, festzustellen, mit welchen räumlichen Vorstellungsweisen solche Gliederungen in Sachbereiche vorgenommen werden oder wurden, oder etwa der Frage nachzugehen, auf Grund welcher inner- oder außersprachlichen Motive heute das alte hierarchische Denken in *Branchen* (‚Zweigen‘) und *Fächern* mehr und mehr zurückgedrängt wird vom Denken in *Sektoren*⁴. Quelle für solchen Wortschatz ist nicht die schöne Literatur, sondern – neben der Fachprosa – vor allem die öffentliche Informationsprache, in der diese Gliederung in Sach- und Zuständigkeitsbereiche eine große Rolle spielt.

Zu den am häufigsten gelesenen oder abgehörten Nachrichtentexten gehört ohne Zweifel der Wetterbericht. Sein Wortschatz gehört durchaus nicht in den Bereich der Fachsprachen; zum Fach- oder Sonderwortschatz sollte man nur das rechnen, womit nur ein ganz bestimmter Teil der Sprachgemeinschaft zu tun hat. Die immer wiederkehrenden Wörter des Wetterberichts gehören durchaus zum passiven und meist auch aktiven Wortschatz der ganzen Sprachgemeinschaft, auch wenn es daneben einen umgangssprachlichen Wetterwortschatz gibt.

Jeder weiß, was ein *Hoch*, ein *Tief*, eine *Störung* oder *Niederschläge* sind; jeder weiß, was mit *veränderlich*, *wechselhaft*, *unbeständig*, *böig*, *auffrischend*, *heiter*, *mild*, *freundlich*, *diesig*, *schwül*, *trüb* oder *bedeckt* gemeint ist und weiß sich bei der Mitteilung anderen gegenüber dieses Wortschatzes zu bedienen. Im Duden-Synonymwörterbuch sind davon nicht gebucht: *Hoch*, *Tief*, *Störung*, *Niederschlag*, *veränderlich*, *wechselhaft*, *bedeckt*. *Auffrischen* steht nur als transitives Verb unter *aufarbeiten* neben *aufmöbeln*, *aufpolieren* (S. 72); *heiter* steht nur unter *glücklich* neben *froh*, *selig*, *zufrieden*, *vergnügt* (S. 329), daneben in der

⁴ Wahrscheinlich metaphorischer Gebrauch nach dem Bild kreisförmiger Diagramme von Wirtschafts- und Verwaltungsstatistiken, jedenfalls nicht – wie der Sprachkritiker W. E. Süskind ohne Beweisführung behauptet – eine Erfindung des totalitären Staates, der (wie in einem radialen Gefängnisssystem) vom Mittelpunkt aus die Sektorengliederung eingerichtet und deren Unüberschreitbarkeit beaufsichtigt habe (D. Sternberger–G. Storz–W. E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, dtv, München 1962, S. 125ff.).

Redensart *aus beiterem Himmel* unter *plötzlich* neben *unvermittelt*, *unversehens*, *überraschend* usw. (S. 497); *freundlich* findet sich nur neben *liebenswert*, *nett* (S. 271), *mild* nur unter *barmherzig* neben *gnädig* (S. 108), also in einem Sinnbereich, in dem dieses Wort heute schon im Absterben ist; eine Zukunft scheint das Wort *mild* gerade im Bereich von Witterung und Klima, also als Wort für Sinnesempfindungen, zu haben.

Das neue Duden-Handbuch legt natürlich besonderen Wert auf Wortschatzbereiche, die für das praktische Nachschlagen bei Wortwahlproblemen wichtig sind, und hat darum die feststehende Nomenklatur von Sachtexten wie dem Wetterbericht wohl absichtlich nicht berücksichtigt. Wenn die Dokumentation und Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart aber in einem wissenschaftlichen Institut betrieben werden sollen, dann genügt es freilich nicht, aus dem gegenwärtigen Sprachschatz nur das herauszuheben, was auffällig ist und stilistische Probleme bietet. Auch das ganz Normale, Alltägliche, das uns Selbstverständliche muß dabei systematisch bearbeitet werden, damit unsere wissenschaftlichen Sammlungen, Grammatiken und Wörterbücher nicht den Charakter von Idiotiken haben, die nur das Auffällige, Besondere und uns Interessante buchen. Oft stellen wir ja bei sprachgeschichtlichen Untersuchungen fest, daß ein Wort oder eine grammatische Fügung, die in den Wörterbüchern oder Grammatiken erst für das 19. oder 20. Jahrhundert belegt wird, bereits in spätmittelalterlicher Gebrauchsprosa oder in Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts⁵ anzutreffen ist und diesen Handbüchern nur deshalb entgangen ist, weil sie etwa nur literarische Texte herangezogen haben.

Wir sollten uns nicht der Gefahr aussetzen, daß spätere Linguistengenerationen auch unsere Arbeit bemängeln müssen mit dem Vorwurf, wir hätten – trotz moderner sprachwissenschaftlicher Einsichten, Methoden und Mittel – die häufigsten und alltäglichsten Erscheinungen unserer Sprache nicht berücksichtigt, nur weil sie uns zu selbstverständlich, stilistisch problemlos oder etwa normwidrig erschienen. Wir wissen auch, daß die Nomenklatur gewisser Sachbereiche auf die Dauer nicht auf diese Sachbereiche beschränkt bleibt. Die Sprachgemeinschaft holt sich immer wieder Wörter aus sach-

⁵ Vgl. z. B. die neuen Erstbelege aus Zeitungstexten bei L. Mackensen, Zur Sprachgeschichte des 17. Jahrhunderts. Aus der Arbeit der „Deutschen Presseforschung“, WW 14, 1964, S. 157 ff.

gebundenem Wortschatz und macht sie durch Übertragung zu okkasionellen und schließlich usuellen Gliedern ganz anderer Wortschatzbereiche. Wir sprechen heute schon vom *Hoch* und *Tief* in der Stimmung eines Menschen, von *frostiger* Verhandlungsatmosphäre, von politischem *Tauwetter*, vom *Einfrieren* oder der *Abkühlung* diplomatischer Beziehungen. Der Wortschatz des Wetterberichts – und des Wettergesprächs im weiteren Sinne – hat im Sprachleben und Sprachwandel eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; er kann durch seine Frequenz und sprachsoziologische Breite wichtiger sein als etwa der Wortschatz eines avantgardistischen Schriftstellers.

Eine repräsentative Quellenauswahl für die Gegenwartssprache sollte also neben der (ständig variablen) Liste der z. Z. für bedeutend gehaltenen Schriftsteller auch eine der sprachsoziologischen Wirklichkeit angemessene Menge von Texten aus Tageszeitungen erfassen. Dabei genügt es nicht, sich auf Feuilletons, Essays, Reportagen und Leitartikel zu beschränken, denn auch diese Art von Sprachwerken strebt in verschiedener Weise über das Normalmaß der öffentlichen Informationssprache hinaus. Im Zentrum des öffentlichen Sprachverkehrs stehen vielmehr die Nachrichtentexte mit ihrer hundertfachen Wiederkehr der gleichen Wörter und Satztypen, die in aller Stille in der Sprachgemeinschaft weiterwirken.

Man könnte einwenden, in den Nachrichtentexten sei die Sprache zum Klischee erstarrt und darum nicht betrachtenswert. Man kann aber auch umgekehrt davon ausgehen, daß wir hier im sachlichen Informationsstil einen überschaubaren Grund- oder Kernbestand des fest Definierten und Allgemeingültigen vor uns haben, von dem aus sich die verwirrende Vielfalt des übrigen Sprachgebrauchs viel deutlicher erschließen läßt. Vieles, was im Nachrichtentext sachlich, nüchtern und stereotyp formuliert ist, wird im Leitartikel, Feuilleton oder in der Reportage gemieden, umschrieben oder einseitig verdeutlicht, mit Metaphern, Periphrasen, Euphemismen, mit seltenen, neuen oder wohlklingenden Wörtern, mit geistvollen oder emotionalen Anspielungen. Wenn wir aus Leitartikeln, politischen Feuilletons oder Reportagen Wörter notieren wie *Schreibtischmörder*, *Drabtzieher*, *Lobbyist*, *Wahlkampfstrategie*, *Fußvolk der Partei*, *Jasager*, *schwarzrote Koalition*, *Kirchturmspolitik*, *Vogel-Strauß-Politik*, *Kubbandel*, *Machenschaften*, *umfallen*, *Fremdenindustrie* oder *Schandmauer*, dann gehört es mit zur Aufgabe sprachwissenschaftlicher Dokumentation, jeweils festzustellen, ob diese Wörter auch im sachlichen Nachrichten-

text vorkommen oder nicht, ob es dort Entsprechungen gibt oder nicht.

Bei der Darstellung des Wortschatzes aus dem öffentlichen Leben wäre es nötig, jeweils eine Kerngruppe der nachrichtenfähigen Wörter herauszuarbeiten bzw. die emotionalen Wörter oder Umschreibungen deutlich zu kennzeichnen. Teilweise ließe sich dann später durch diachronischen Vergleich erkennen, daß Wörter (oder auch grammatische Erscheinungen) zu einem bestimmten Zeitpunkt nachrichtenfähig werden durch einen Wandel der Sache, des Begriffs oder des Stilwertes. Auch die verschämten Anführungsstriche, das Attribut *so genannt* und die Parenthese *wie es heißt* sind deutliche Symptome für das Bewußtsein einer solchen Grenze. Man sollte von Zeit zu Zeit Berichte über ein bestimmtes Ereignis in möglichst vielen Zeitungen miteinander und mit den dazugehörigen Leitartikeln, Reportagen usw. vergleichen, und zwar von der ‚Frankfurter Allgemeinen‘ bis zum ‚Spiegel‘ und zur ‚Bild‘-Zeitung. Die Grenze zwischen reiner Informationssprache und kommentierendem oder polemisierendem Sprachgebrauch wird zwar in bestimmten Zeitungen und überhaupt im Nachrichtenstil im östlichen Teil Deutschlands oft nicht beachtet. Aber gerade das sollte für die Sprachforschung ein Anlaß sein, dieser Frage rechtzeitig und soweit wie möglich nachzugehen. Ob und inwieweit es im heutigen Deutsch eine solche Grenze gibt, ist nicht nur eine rein stilistische Frage, sondern eine Frage auch der Sprachstruktur selbst.

Das fluktuierende Sprachleben jenseits der Grenze des Sachlichen, Ernsthaften und Normalen können wir jedenfalls erst dann richtig erschließen, zuordnen und beurteilen, wenn wir bei der Dokumentation auch den engeren Bereich der Informationssprache als Vergleichsmaßstab zur Hand haben, wenn wir in unseren Handbüchern und Untersuchungen in der Darstellung der stilistischen Variationsbreite nicht ausgerechnet den Stilbereich aussparen, an dem das besondere Deutsch – sei es nun das bessere oder das schlechtere – gemessen werden kann und muß.

Das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen literarischen und gebrauchssprachlichen Quellen. Wenn in Grammatiken und Wörterbüchern die Beispiele vorwiegend aus literarischen Texten zitiert werden, kann es vorkommen, daß Ausländer, die das Deutsche direkt oder indirekt nach solchen Handbüchern gelernt haben, in der Sprache Lessings oder Kleists, Thomas Manns oder Heideggers zu

uns sprechen. Auch die Sprachforschung und Sprachlehre würden sich durch eine solche einseitige Quellenauswahl der Möglichkeit berauben, das Literaturdeutsch mit dem Normaldeutsch zu kontrastieren und damit die besonderen sprachstilistischen Intentionen und Leistungen des einzelnen Schriftstellers deutlicher zu erkennen. Wie soll man überhaupt verfahren, wenn man moderne, stilistisch eigenwillige Schriftsteller, wie z. B. Grass oder Johnson, nach Beispielen für eine deutsche Gegenwartsgrammatik oder ein Gegenwartswörterbuch auswertet? Welche Erscheinungen eignen sich für die Belegung normalsprachlicher Regeln, und welche gehören als literatursprachliche Besonderheiten in die Fußnoten? Der jeweilige Bearbeiter kann zwar vielfach seinen eigenen aktiven Sprachschatz als Kontrollmaßstab benutzen; aber auch er kann von einer einseitig literarischen Lektürierichtung oder Quellenauswahl seines Belegmaterials beeinflusst sein. Es wäre besser, wenn ihm eine breite Materialgrundlage aus dem öffentlichen Normaldeutsch zur Verfügung stünde, die bei Dokumentation und Forschung den Ausgangspunkt bilden müßte, von dem aus erst in einem zweiten Schritt die Besonderheiten des literarischen Sprachgebrauchs und anderer Sprachschichten erschlossen werden sollten.

Es wäre eine Illusion, zu glauben, die gegenwärtige deutsche Schrift- oder Hochsprache sei identisch mit der Sprache unserer besten Schriftsteller. Diese Auffassung herrschte im 18. und 19. Jahrhundert, als die Sprachmeisterschaft der für klassisch gehaltenen Schriftsteller als Vorbild für die Sprachgemeinschaft anerkannt und gelehrt wurde. Nachdem sich aber dadurch der allgemeine Sprachgebrauch der Gebildeten der Literatursprache soweit angenähert hatte, daß schließlich in allen Festreden Schillersches Pathos ertönte, begannen sich die Dichter aus dieser tödlichen Umarmung zu befreien. Sie besannen sich auf ihr Vorrecht auf die nicht alltägliche, die nicht allgemeinverbindliche Kunstsprache. Die Dichter der Moderne begannen den pädagogisierten Wörtern und Stilmitteln der literarisch kanonisierten Hochsprache zu mißtrauen; sie griffen entweder nach der emotionalen Alltagssprache oder übten sich in der Sprachverfremdung und im Spiel mit der Sprache.

Seit dieser literatursprachlichen Krise um die Jahrhundertwende⁶ hat sich die Literatursprache wieder ihren eigenen unangreifbaren Stil-

⁶ Vgl. L. Mackensen, Die deutsche Sprache unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jh., 1956, bes. S. 5ff., 109ff.

bereich zurückerobert. Der Sprachgebrauch unserer Schriftsteller kann heute keinesfalls mehr in der gleichen Weise wie etwa im Gymnasium des 19. Jahrhunderts als Norm für die deutsche Hoch- und Schriftsprache angesehen werden. Wahrscheinlich legen auch die Schriftsteller selbst nicht viel Wert darauf, daß ihre Werke in Grammatiken, Wörterbüchern und linguistischen Untersuchungen nach Beispielen für die gemeinsprachliche Dokumentation ausgebeutet werden. Wenn man sich weiterhin bemüht, den notwendigen Unterschied zwischen Gemeinhochsprache und Literatursprache zu vertuschen, wird es andererseits immer wieder vorkommen, daß beckmesserische Literaturkritiker (wie zuletzt Karlheinz Deschner⁷) der Sprache moderner Schriftsteller fassungslos gegenüberstehen und sie nur als Vergehen gegen die deutsche Sprache verurteilen.

Die Sprachwissenschaft ist zwar aus alter wissenschaftsgeschichtlicher Tradition eng mit der Literaturwissenschaft verbunden. Ihre Aufgabe und Methodik reichen aber weit über diesen Bereich hinaus. Sie hat deshalb eine sprachsoziologisch orientierte Quellenauswahl zu treffen. Die Sprache der schönen Literatur nimmt darin eine wichtige, aber wegen ihrer individualsprachlichen Tendenzen nur zweitrangige Stellung ein. Alle Erscheinungen, die gemeinsprachlich sind, sollten grundsätzlich aus gemeinsprachlichen Texten belegt werden, d. h. Texten, mit denen jeder durchschnittlich gebildete Sprachteilhaber ständig im Alltag zu tun hat und deren Stilform nicht an individuelle sprachliche Begabungen oder Intentionen gebunden ist, also Texten, deren Verfasser im stilistischen Sinne beliebig sind. Und nur das, was über diesen sprachlichen Gemeinbesitz hinausgeht, sollte danach literarischen Quellen entnommen werden.

Die gegenwartbezogene Sprachforschung ist es den fremdsprachigen Ausländern ebenso wie den Nachfahren schuldig, bei der Darstellung des heutigen Sprachzustandes aus der Fülle der stilistischen und sprachsoziologischen Möglichkeiten den Grundbestand dessen herauszuarbeiten, was heute beim ernsthaften öffentlichen Reden und Schreiben die breiteste Geltung und höchste Frequenz im Sprachverkehr hat. Der ganze Reichtum des übrigen Sprachschatzes braucht darüber nicht vernachlässigt zu werden. Im Gegenteil:

⁷ Talente, Dichter, Dilettanten, 1964. – Seine Zusammenstellung von „Grammatiksnitzern“ bei Uwe Johnsons Gebrauch von Präpositionen (S. 196f.) ist eine Fundgrube für sich anbahnende Wandlungen und neue Ausdrucksmöglichkeiten der dt. Präpositionen.

Durch eine solche Kontrastierung würde erst richtig erkennbar, wie ökonomisch und ergänzungsbedürftig diese normalsprachliche Schicht ist.

Zur öffentlichen Normalsprache oder Gemeinsprache gehört natürlich auch das, was nur oder vorwiegend im mündlichen Gebrauch üblich ist. Damit ist hier weder die private Umgangssprache gemeint noch das gehemmte oder wirklich fehlerhafte Deutsch, wie es in vielen peinlichen Rundfunkinterviews zu hören ist. Auch im mündlichen Verkehr existiert die Hochsprache, und da unterscheidet sie sich in Einzelheiten noch immer von der Schreibsprache; man könnte das „Diskussionssprache“ nennen. Darunter ist der Sprachgebrauch in der freien öffentlichen Rede zu verstehen, insoweit die Diskussions- oder Gesprächspartner gezwungen sind, sich unvorbereitet ohne Manuskript zu allgemeinverständlichen Themen zu äußern.

Quellenmaterial dafür läßt sich z. B. durch Tonbandaufnahmen von Podiumsdiskussionen im Rundfunk oder Fernsehen gewinnen. Es gibt aber einen noch einfacheren Weg: die stenographischen Bundestagsberichte⁸. Dabei muß allerdings unterschieden werden zwischen langen Manuskriptreden und spontanen Äußerungen in kurzen Diskussionsbeiträgen oder Zwischenrufen. Es ist deshalb zu begrüßen, daß der Bundestag neuerdings beschlossen hat, von Zeit zu Zeit „Aktuelle Stunden“ abzuhalten, in denen die Redezeit auf fünf Minuten begrenzt und das Ablesen von Manuskripten streng verboten ist. Die Protokolle der „Aktuellen Stunden“ des Bundestages sollten laufend in das Quellenmaterial des Instituts für deutsche Sprache aufgenommen und als Materialgrundlage für Untersuchungen in vielfacher Hinsicht ausgewertet werden.

In solchen spontanen Redetexten findet sich manches vom Leben und Werden der deutschen Gemeinhochsprache, was uns bei einer Beschränkung auf schriftlich verfaßte Texte entgehen würde. Dazu möchte ich hier nur kurz einige zufällig beobachtete Erscheinungen der Grammatik andeuten:

„Prägungs“-Verben⁹ werden zu festen Präfixverben, z. B. *Wir anerkennen etwas, wir unterordnen etwas einer Sache, dies widerspiegelt etwas*.

⁸ Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographische Berichte. (Im folgenden mit „B“ abgekürzt.) – Auszüge daraus in: Das Parlament, die Woche im Bundeshaus. (Im folgenden mit „P“ abgekürzt.)

⁹ Vgl. K. Boost, Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes, 1955, S. 42ff.

Das einfache Demonstrativum steht subjektbezogen an Stelle von *es* als vorausweisendem Korrelat eines *daß*-Satzes oder satzwertigen Infinitivs, z. B.:

Der Sinn der Initiative ist ja der, nicht nur den deutschen Willen zur Wiedervereinigung ... zum Ausdruck zu bringen ... (P 15, Nr. 7, 17. Februar 1965, S. 2).

Der Kernpunkt der Ausführungen von de Gaulle war doch der, daß ... (P a.a.O.).

Es zeigt sich überhaupt eine Vorliebe für das einfache Demonstrativ an Stelle von traditionell-schriftsprachlichem *es* oder *dies*, z. B.:

und wie steht das mit Frankreich? (P a.a.O.).

Wir sind zu einer Initiative bereit, wenn das im Interesse der deutschen Bundesregierung liegt (P a.a.O., S. 3).

Ich persönlich bin der Meinung, daß das additiv gesehen werden muß (P a.a.O.).

... darauf hinzuwirken, daß das nicht zur Kontinuität französischer Politik gerechnet werden kann (P a.a.O.).

Damit auch das klar ist ... (P a.a.O.).

... Veredelungsgeschäfte. Die unterlagen einer besonderen Genehmigung (B 52, 18. März 1963, S. 3073).

Typische verblose Sätze kommen im normalen Redezusammenhang vor, z. B.:

So zu lesen in den Erklärungen des Sprechers der französischen Regierung (P a.a.O., S. 2).

Zunächst ein Wort zu dem, was der Abgeordnete Dr. Starke gesagt hat (P a.a.O.).

Häufig findet sich die Spätstellung des Objektpronomens, besonders des Reflexivums, die in der Duden-Grammatik (S. 588f.) noch als „nicht korrekt“ bezeichnet wird, z. B.:

Wie soll der Bürger, ..., sich ein einwandfreies Bild machen können? (B 51, 7. November 1962, S. 1992).

... daß tatsächlich der Berufsverkehr sich abwickelt morgens in der Zeit von ... (B 39, 12. Februar 1958, S. 457.)

... daß Präsident de Gaulle in einer so klaren und unzweideutigen Weise sich für die deutsche Wiedervereinigung einsetzt (P a.a.O.).

Wie schon in der Duden-Grammatik angedeutet, besteht für diese Spätstellung „in der Gegenwartssprache eine starke Neigung“. Bei aller Anerkennung des noch starken Bewußtseins für korrekten und inkorrekten Gebrauch sollte man darauf achten, ob hier nicht gerade

das Reflexivum auf dem Wege ist, immer mehr den „telischen“¹⁰ Gliedern der engeren Sphäre des Verbs sich anzuschließen und damit einen ähnlichen Wortstellungsrang wie die Satzverneinung sich zu erobern.

Schließlich noch eine wichtige Erscheinung der Wortstellung, die in solchen Redetexten deutlich zutage tritt: die Ausklammerung substantivischer Satzglieder verschiedener Art aus dem Rahmenbau der schriftsprachlichen Norm. Sie werden den telischen Gliedern nachgestellt, um eine Überbelastung des Klammerfeldes zu vermeiden und einen wichtigen Teil des „Rhemas“¹¹ in der „Eindrucksstelle“¹² am Satzende herauszuheben. Diese auf eine alte Wortstellungsfreiheit zurückgehende Möglichkeit zeigen die folgenden Beispiele aus Bundestagsdebatten:

... ich als Bundeskanzler ... habe die Pflicht, einzutreten/für unsere Landwirtschaft, für unsere Textilwirtschaft, für unseren Steinkohlenbergbau. (Adenauer; B 51, 11. November 1962, S. 1688).

Hier ist mit der Nachstellung der verdreifachten Präpositionalergänzung in der Eindrucksstelle deutlich der Kern des Neumitzuteilenden, das Rhema des Satzes, herausgehoben. Es lohnt sich, solche Sätze des Redestils mit ihren Pressewiedergaben in Tageszeitungen zu vergleichen.¹³ Die Redakteure glauben sich offenbar verpflichtet, jede Eigenart des Redestils in Schreibstil umzuformen. Auch in dem zitierten Satz Adenauers setzen sie das Verbum *einzutreten* ans Satzende und ließen so ein Klammerfeld entstehen, das die Übersichtlichkeit und die Thema-Rhema-Gliederung des Satzes stört:

„Als Bundeskanzler habe ich die Pflicht, für unsere Landwirtschaft, unsere Industrie und unseren Steinkohlenbergbau einzutreten“, sagte Adenauer (Frankf. Allgemeine, Süddeutsche Zeitung, Stuttgarter Zeitung, 12. Oktober 1962).

... er müsse für die deutschen Interessen, für die Interessen der deutschen Landwirtschaft, der Textilindustrie und des Bergbaus eintreten (FAZ, a.a.O.).

Schließlich sei er als Bundeskanzler ... nicht dazu da, die Interessen Großbritanniens, sondern die Interessen Deutschlands, nämlich seiner Landwirtschaft, der Textilindustrie und seines Bergbaus, zu vertreten (Rhein-Neckar-Zeitung, 12. Oktober 1962).

¹⁰ Vgl. K. Boost, a. a. O., S. 47.

¹¹ Boost, a. a. O., S. 31ff.

¹² Vgl. E. Drach, Grundgedanken der deutschen Satzlehre, 4. Aufl. 1963, S. 17f.

¹³ Die im folgenden angeführten Textstellen verdanke ich der Sammelarbeit von Fräulein Gabriele Beugel. Die Striche und Sperrungen stehen nicht im Text.

Solche Beispiele finden sich nicht nur in dem äußerst ökonomischen Satzbau Adenauers, sondern auch bei Rednern der beiden anderen Parteien, z. B.:

Von daher ist es durchaus berechtigt, einen Unterschied zu machen / zwischen Staatsgeheimnis und Regierungsgeheimnis (Heinemann; B 52, 28. März 1963, S. 3219).

Denn die Liberalen waren es, die gegen den Widerstand der Sozialisten eine Gewerkschaftsbewegung überhaupt ermöglichten / durch das Eintreten für die Koalitionsfreiheit (Mende; B 50, 6. Dezember 1961, S. 83).

Auch diese Sätze sind auf dem Wege vom Stenogramm zum Presstext in Klammersätze verwandelt worden durch absolute Endstellung des Verbs:

Nach seiner (Heinemanns) Ansicht muß das Gesetz einen Unterschied zwischen Staats- und Regierungsgeheimnis machen (Rhein-Neckar-Zeitung, 29. März. 1963, S. 1).

... als Mende darauf hinwies, daß die „Liberalen gegen den Widerstand der Sozialisten eine Gewerkschaftsbewegung durch die Einführung des Koalitionsrechts erst ermöglicht“ hätten (Die Welt, 7. Dezember 1961, S. 6).

Wenn man also für solche Redetexte nur die Pressewiedergaben als Quelle benutzt, entgeht uns wichtiges Material für die Frage nach den Gesetzen der deutschen Wortstellung, die sich auch heute nicht im Prinzip des Rahmenbaus erschöpft. Es handelt sich hier tatsächlich um Gesetzmäßigkeiten, nicht etwa nur um individuelle Freiheiten oder bloße Verlegenheiten eines unkonzentrierten Sprechens. Die Ausklammerung wird vielmehr bewußt und sinnvoll verwendet. Sie ist nicht an bestimmte Arten von Satzgliedern gebunden, sondern sprengt den verbalen Rahmen nach dem „Gesetz der wachsenden Glieder“ (O. Behaghel) und nach dem Mitteilungswert.

Neben nachgestellten präpositionalen Ergänzungen und Umstandsangaben (wie in den bisher zitierten Texten) finden sich auch ausgeklammerte Akkusativobjekte, die durch substantivische Unterglieder erweitert sind, z. B.: *Wir möchten gewahrt wissen | die Verhältnismäßigkeit zwischen der Gefährdung und der Abwehr, insbesondere hinsichtlich der Höhe der vorgesehenen Strafe* (Heinemann; B 52, 28. März 1963, S. 3219). Dazu der Presstext: *Die SPD wünsche die Verhältnismäßigkeit zwischen Gefährdung und Abwehr gewahrt wissen, insbesondere, was die Höhe der Strafe betreffe.* (Süddeutsche Zeitung, 29. März 1963, S. 2; durch die Spätstellung des zweiten Prädikatsteils ist hier das von *wünschen* geforderte *zu* vergessen worden!)

Selbst das Satzsubjekt kann aus der Klammer entlassen werden, wenn es den Schwerpunkt des Rhemas bildet, z. B.:

Es hat sich zum Wort gemeldet / Herr Kollege Erler (Becker; B 39, 5. November 1957, S. 95).

Es ist eingegangen / eine Zusammenstellung der über- und außerplanmäßigen Haushaltsausgaben im vierten Vierteljahr des Rechnungsjahres 1961 (Gerstenmaier; B 51, 27. Juni 1962, S. 1479).

Der Hauptgegenstand meiner Verhandlungen in den Vereinigten Staaten ist gewesen / die Wiedervereinigung Deutschlands (Adenauer; P 26, 29. Oktober 1955, S. 10).

... daß nämlich darin enthalten sind / die Lehrlinge, Arbeitnehmer in der Land- und Forstwirtschaft und in häuslichen Diensten Beschäftigte (Hellwig; B 39, 22. Januar 1958, S. 284).

Nach dem Wortlaut dieser Bestimmung könnte auch strafbar werden / offene Presseberichterstattung – etwa hinüber nach Ost-Berlin – könnten auch strafbar werden / politische Einzelgespräche von Bürgern diesseits und jenseits der Mauer, könnten auch strafbar werden / Beeinflussungsversuche durch lautere Mittel (Heinemann; B 52, 28. März 1963, S. 3218).

Die Möglichkeit der Ausklammerung ist als Erscheinung des lebendigen Redestils seit langem bekannt.¹⁴ Es genügt aber nicht, sie in die Stilistik zu verweisen. Die Grammatik der deutschen Sprache der Gegenwart darf sich nicht auf die reine Schreibsprache beschränken; das gesprochene Deutsch (auf der Ebene der Hochsprache) muß als heilsames Gegengewicht gegen die Gefahr schreibsprachlicher Erstarrung ebenso berücksichtigt werden. Da die deutsche Grammatikforschung und -lehre seit langem, und gerade in letzter Zeit, das schreibsprachliche Klammerprinzip so sehr in den Vordergrund gestellt hat und da sich in der Öffentlichkeit bereits der Irrtum auszubreiten scheint, die Ausklammerung sei normwidrig, „schlechtes Deutsch“ oder „undeutsch“,¹⁵ ist es höchste Zeit, daß die grammatischen Bedingungen der Ausklammerung wissenschaftlich erschlossen und gelehrt werden. Es gibt auf der einen Seite satzinhaltliche Motive für sie, auf der anderen eine Grenze für den Sättigungsgrad des Klammerfeldes, einen satzstrukturellen Punkt, an dem der unbedingte Zwang zum Rahmenbau aufhört und die Möglichkeit der Ausklammerungsvarianten beginnt.

Wenn man diese Ausklammerungen nur aus Werken von Stefan Zweig, Hofmannsthal, Brecht oder Uwe Johnson belegt, könnte

¹⁴ Vgl. z. B. O. Behaghel, Deutsche Syntax, Bd. IV, 1932, S. XII, 85, 134f.

¹⁵ Vgl. P. v. Polenz, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, Der Deutschunterricht 16, 1964, H. 4, S. 67ff., bes. S. 79ff., 85.

man sie für dichterische, rhythmisierende Freiheiten halten und als die Norm überschreitende Stilistika beiseite schieben. Man sollte dafür besser Texte aus dem lebendigen Sprachverkehr des öffentlichen Alltagslebens heranziehen. Diese umfangreiche Dokumentationsaufgabe übersteigt freilich die Arbeitskraft eines einzelnen Forschers. Ich darf also mit der Hoffnung schließen, daß sich das Institut für deutsche Sprache schon von seiner Quellenwahl her solcher Aufgaben annimmt.

Philologische Erfahrungen mit datenverarbeitenden Maschinen

Von Hans Eggers

Im Jahre 1956 habe ich erstmals begonnen, mich ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen, ob und wie weit datenverarbeitende Maschinen für sprachwissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen werden können, und im Herbst 1958 habe ich auf dem Germanistenkongreß in Hamburg im Rahmen eines Einführungsvortrages zum erstenmal die Arbeit mit einer Sortiermaschine, einem mechanischen Gerät, demonstrieren können. Ich kann damit wohl für mich in Anspruch nehmen, als einer der ersten Vertreter unseres Faches in Deutschland den Einsatz von Maschinen nicht nur erwogen, sondern auch praktisch erprobt zu haben. Seit mehr als zehn Jahren bin ich nun auf diesem Gebiet tätig, zwar nicht ständig, und durch die vielseitigen Pflichten akademischer Forschung und Lehre auf manches andere Interessengebiet geführt, aber doch intensiv genug, daß ich mir heute wohl erlauben darf, in diesem Kreise über „Philologische Erfahrungen mit datenverarbeitenden Maschinen“ zu berichten. Mir kommt dabei zugute, daß ich seit etwa vier Jahren durch großzügige Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft einen wissenschaftlichen Mitarbeiter und fünf studentische Hilfskräfte beschäftigen kann, an deren fortschreitenden Erfahrungen und Leistungen ich ständig Anteil nehme.

Davon, daß ich anfangs viel Lehrgeld zu zahlen hatte, will ich nicht berichten, auch nicht von den mancherlei überflüssigen Umwegen, auf die ich zuweilen geriet. Ich will aber keineswegs verschweigen, daß meine Mitarbeiter und ich auch heute noch lange nicht am Ziele stehen. Man braucht sehr viel Zeit, bis ein umfangreiches Vorhaben „maschinenreif“ programmiert ist, und mein Ziel, die automatische Analyse des syntaktischen Baus beliebiger deutscher Sätze zu errei-

chen oder jedenfalls die Grenzen der Maschinenarbeit auf diesem Gebiet abzustecken, ist vielleicht besonders weit gespannt und anspruchsvoll. Zwar sind meine Mitarbeiter und ich in den letzten Jahren auf diesem Weg ein gutes Stück vorangekommen, aber er muß Schritt für Schritt erkämpft werden, und auch heute noch beobachten wir immer wieder, daß jeder neue Schritt sorgfältig erwogen und vorbereitet werden muß. Oftmals glaubt man, alle Möglichkeiten in Betracht gezogen zu haben, arbeitet ein entsprechendes Programm aus und stellt dann in der praktischen Erprobung mit dem gegebenen Sprachmaterial doch eine unvorhergesehene Schwierigkeit fest, meist eine nicht hinlänglich beachtete Einzelheit der Sprachstruktur, der gegenüber das ausgearbeitete Programm versagt. Manchmal kann man dann die Wege zur Lösung noch in das Programm einbauen. Es ist aber ebenso möglich, daß man alles umstoßen und den ganzen Schritt noch einmal tun muß. Es entwickelt sich also – und das ist eine grundlegende Erfahrung – sozusagen ein Dialog zwischen dem Sprachforscher und der Maschine. Der Forscher meint, alles sprachlich Mögliche berücksichtigt und im Maschinenprogramm erfaßt zu haben, und die Maschine gehorcht seinen Anweisungen bis zu dem Punkt, wo ihr Versagen anzeigt: „Die an dieser Stelle vorliegende Sprachstruktur hast du noch nicht gemeistert.“ Neue geistige Arbeit hat dann die nun erst erkannte Schwierigkeit zu überwinden.

Ich sprach von „gegebenem Sprachmaterial“ und möchte mein Verfahren in aller Kürze erläutern. Wir arbeiten in Saarbrücken mit zwei Katalogen, zwei Corpora mit je etwa 5500 Einzelsätzen aus populärwissenschaftlicher und journalistischer Prosa, die nach bestimmten äußerlich-formalen Gesichtspunkten zusammengestellt sind. Und zwar haben wir aus einem Gesamtmaterial von zweimal 50000 Sätzen und von 100 Autoren – je 1000 Sätze von jedem Autor – alle Sätze von bestimmter Länge, gemessen nach der Anzahl der Wörter, zu diesen beiden Katalogen zusammengestellt. Ausnahmslosigkeit wurde dabei angestrebt; kein Satz wurde beiseite geschoben, weil er unbequem oder grammatisch undurchsichtig war. Wir glauben daher, in den 11000 Sätzen unserer Kataloge über ein einigermaßen repräsentatives Material aus einer mittleren schriftsprachlichen Schicht zu verfügen, in dem alle irgend wichtigen syntaktischen Erscheinungen der deutschen Gegenwartssprache vorkommen müssen. Dabei erlaubt es unsere Methode auch, die Häufigkeit des Vorkommens jeder Einzelerscheinung statistisch festzustellen, was für die maschinelle Bear-

beutung und die Reihenfolge der dafür notwendigen Untersuchungsgänge wichtig ist.

Dieses Verfahren muß notwendigerweise strukturalistisch sein; denn es sind in erster Linie formale Kriterien der Wort- und Satzgliedfolge einschließlich der Flexionsregeln, durch deren Anwendung die automatische syntaktische Analyse ermöglicht wird. Dabei ist unsere Methode ausgesprochen induktiv. Sie geht von der Analyse der Einzelercheinungen aus und versucht, auf dieser Grundlage zur Synthese immer größerer Einheiten zu gelangen. Dieses Verfahren steht in diametralem Gegensatz zu jener anderen Methode der sogenannten „generativen Grammatik“, mit der sich heute die führenden Strukturalisten, vor allem auch die mathematischen Linguisten, vornehmlich befassen. Dieser Richtung geht es darum, sprachrichtige Sätze nach erkannten und festgelegten Regeln zu „erzeugen“. Demgegenüber sucht unser Verfahren schon vorhandene Sätze zu analysieren. Ich halte es für völlig unnötig, über die eine oder die andere Methode zu streiten, was oft genug geschieht. Denkt man beispielsweise an das Problem der automatischen Übersetzung, so müssen freilich in der Zielsprache Sätze erzeugt werden, und hier ist die generative Grammatik ganz und gar am Platze. Bei der Ursprungssprache dagegen handelt es sich um ein bereits fertig vorliegendes Sprachmaterial, das analysiert werden muß, bevor man es der Übersetzung zuführen kann. Und hier möchte ich auf Grund meines jahrelangen Umgangs mit aktuellem Sprachmaterial, der mich vor täglich neue überraschende Einsichten stellt, behaupten: Die deutsche Sprache und jede andere Sprache verfügt über so viele syntaktische Möglichkeiten, daß man ihrer in einem theoretischen Deduktionsverfahren niemals zur Gänze habhaft wird. Hier kann nur die Fülle der Einzelbeobachtungen die sichere Erkenntnisgrundlage liefern.

Aber wenden wir uns konkreten Erörterungen zu, und dem Erfahrungsbericht, den ich Ihnen mit meiner Themenwahl versprochen habe. Es sollte zunächst erwähnt werden, daß es außer dem Elektronenrechner auch andere datenverarbeitende Maschinen gibt. Im Vorhof der Elektronik steht ein elektromechanisches Gerät, die Sortiermaschine, die Lochkarten verarbeitet – etwa 600–700 Stück in der Minute – und nach allen gewünschten Gesichtspunkten ordnet. Das zugehörige Tabelliergerät ermöglicht es, auf Grund ziemlich einfacher Programmierung die durch den Sortiervorgang gewonnenen Ergebnisse in Listen auszudrucken und unmittelbar benutzbar zu

machen. Die Lochkartensammlung (Lochkartei) kann daher den bei uns Philologen so beliebten Zettelkasten mit großem Vorteil ersetzen. Man denke etwa an die ungeheure Beschleunigung aller rein mechanischen Ordnungsarbeiten in einem Wörterbuch-Archiv, das mit Hunderttausenden und Millionen von Belegen zu arbeiten hat. Noch rascher und noch differenzierter läßt sich allerdings auch ein solcher Sortiervorgang mit Hilfe des Elektronenrechners bewerkstelligen. Denn hier lassen sich die einzelnen Phasen des Sortierens, die auf dem mechanischen Sortiergerät nacheinander ablaufen müssen, kombinieren, die Zwischenergebnisse können gespeichert werden, und das Ausdrucken kann genau in der differenzierten Form erfolgen, die der Bearbeiter für notwendig hält. Damit wären wir beim Elektronenrechner angelangt und ich möchte Ihnen nun an drei ausgewählten Beispielen von Erfahrungen berichten, die ich als Philologe mit den modernen Automaten gemacht habe.

1. Wo es um reine Materialsammlung und -ordnung geht, kann uns der Rechenautomat die Arbeit weitgehend abnehmen. Anstatt z. B. Zettel handschriftlich oder mit der Schreibmaschine anzulegen, kann man auch Lochkarten oder Lochstreifen benützen, wozu man sich einer Schreibmaschinentastatur mit einigen wenigen Sondereinrichtungen bedient. Wer maschineschreiben kann, erlernt dieses Verfahren in kürzester Zeit. Die so entstehenden Informationsträger können dann nach entsprechender Programmierung in jeder gewünschten Weise verarbeitet werden.

In günstig gelagerten Fällen kann man sich sogar die vorbereitende Stufe der maschinellen Herstellung von Informationsträgern ersparen. Als ich seinerzeit daranging, mir mein Untersuchungsmaterial zu schaffen, habe ich in mühsamer Arbeit mit freiwilligen Helfern von 100 Autoren je 1000 Sätze abgezählt und für jeden einzelnen Satz die Anzahl der darin vereinigten Wörter ermittelt. Die Ergebnisse wurden dann in Strichlisten eingetragen. Wir stellten fest, daß der Satz mit 16 Wörtern häufiger als jede andere Satzlänge vorkam, und vereinigten dann die sämtlichen Sätze dieser Länge und zum Vergleich sämtliche Sätze verschiedener anderer Längen in Schreibmaschinenarbeit zu den beiden vorerwähnten Katalogen. Diese mechanischen Arbeiten nahmen qualifizierte Kräfte, die dadurch wertvollerer Arbeit entzogen wurden, viele Monate lang in Anspruch. Dabei waren, wie wiederholte Kontrollen bewiesen haben, die Ergebnisse keineswegs

fehlerfrei, was bei so ausgedehnter mechanischer Arbeit gewiß nicht verwunderlich ist.

Inzwischen haben wir ein Verfahren gefunden – was uns damals noch nicht möglich war –, die 6-Kanal-Lochstreifen der automatischen Setzmaschinen der Druckereien in 5-Kanal-Lochstreifen umzukodieren, so daß sie durch Elektronenrechner bearbeitet werden können. Heute könnten wir daher mit leichter Mühe ein elektronisches Programm entwerfen, das die Texte vollständiger Bücher entsprechend aufbereiten würde. Es könnte in einem Arbeitsgang die Gesamtzahl der Sätze bestimmen oder auch 1000 Sätze abzählen, könnte die Anzahl der in jedem Satz enthaltenen Wörter ermitteln und die Ergebnisse in geordneten Tabellen ausgeben. Es könnte außerdem noch zugleich alle Sätze von bestimmter Länge ausdrucken, wobei diese automatisch sowohl eine laufende Katalognummer wie auch die Angabe der Belegstelle erhalten könnten. Ein Unternehmen, das seinerzeit eine Anzahl von Menschen monatelang zu rein mechanischer Tätigkeit zwang, ließe sich also heute in wenigen Stunden automatisch erledigen. Dabei würden „Stunden“ nur für die Ausgabe des Katalogs, für das Ausdrucken, erforderlich sein. Die eigentliche elektronische Verarbeitung würde viel schneller ablaufen. Da rechnet man heute nicht mehr mit Tausendstelsekunden, sondern mit Mikrosekunden, d. h. mit unvorstellbaren Geschwindigkeiten, bei denen sich die einzelnen elektronischen Vorgänge in Millionstelsekunden abspielen. Rein mechanische Tätigkeiten, die dem qualifizierten Bearbeiter nur zu vorbereitender Materialsammlung und -ordnung dienen und die ihn seiner eigentlichen Aufgabe entziehen, vertraut man daher besser der Maschine an. Auf diesem Gebiet arbeitet sie um ein Vielfaches rascher – und fehlerfreier – als der bald ermüdete Mensch.

2. Es stellte sich im Laufe unserer syntaktischen Arbeiten bald heraus, daß wir mit Abstraktbegriffen wie Satzglied und Syntagma, Wortart und Formklasse allein nicht arbeiten konnten. Ein Verzeichnis der vorkommenden Wörter und ihrer Häufigkeit erwies sich als dringend notwendig. Die beiden Kataloge enthalten jeder rund 100 000 Wörter, und in meiner Ungeduld, rasch zu Ergebnissen zu gelangen, habe ich anfangs, ehe noch an automatische Bewältigung des Problems zu denken war, den einen der beiden Kataloge von Teilnehmern einer Seminarübung verzetteln lassen. Dutzende von Karteikästen füllten sich mit Zetteln, die dann mühsam von Hand sortiert werden

mußten. Das erwünschte Wörterbuch ist dabei niemals über die ersten vier, fünf Buchstaben des Alphabets hinausgediehen, weil die Arbeitskräfte fehlten; und was fertig wurde, erweist sich jetzt als reichlich fehlerhaft.

Inzwischen nämlich ist es uns nach langen Vorbereitungen gelungen, das Wörterbuch maschinell zu erstellen. Es ist freilich kein Wörterbuch im herkömmlichen Sinne geworden, sondern nur ein Index aller vorkommenden Wortformen, aber das reicht für unsere Zwecke auch vollkommen aus. Jetzt besteht dieses Opus aus je zwei Teilen für beide Kataloge: je einem alphabetischen Register mit Häufigkeitszählung und vollständigen Stellenangaben und je einem nach der Häufigkeit geordneten Index für beide Kataloge. In die beiden alphabetischen Register konnten wir infolge entsprechender Vorarbeiten auch gleich die Unterscheidung von Homographen einarbeiten, so daß etwa der Artikel *arbeiten* automatisch untergliedert wurde in *arbeiten* Subst. plur., *arbeiten* Infinitiv und *arbeiten* Verbum finitum, wobei den einzelnen Teilen die Häufigkeits- und die Stellenangaben hinzugefügt wurden. Zum Schluß wird dann die Gesamthäufigkeit des Homographen registriert.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, dauerte die automatische Verarbeitung und Ausgabe der 200000 Wörter zu zwei Doppelregistern nur etwa je sechs Stunden, wobei wiederum die eigentliche Rechenzeit wesentlich kürzer war; die längste Zeit nahm das Ausdrucken der Stichwörter (rund 40000) mit ihren 200000 Belegstellen in Anspruch.

Man sollte nicht übersehen, was alles hierbei zur „automatischen Verarbeitung“ gehört. Wir hatten zuvor die Sätze unserer beiden Kataloge, jeden mit seiner Katalognummer und jedes Wort mit den erforderlichen grammatischen Angaben versehen, von Lochkarten auf ein Magnetband übertragen. Nach einem mit Unterstützung des Deutschen Rechenzentrums in Darmstadt ausgearbeiteten Programm mußte nun der Elektronenrechner die 11000 Sätze Wort für Wort vom Magnetband „ablesen“, jedes Wort mit Angabe der Satznummer in alphabetisch richtiger Folge „speichern“, mußte dabei noch die einzelnen Stichworte, wie eben am Beispiel *arbeiten* gezeigt, untergliedern und schließlich die Summe der Belege in den Untergliederungen und die Gesamtbelegzahl jedes Stichwortes feststellen. Ein äußerst umfangreiches Programm also, das trotzdem in wenigen Stunden fehlerfrei bewältigt wurde. Es ist kaum zu berechnen, wie-

viel angespannte geistige und manuelle Arbeit und wieviel Zeit ein für philologische Arbeit qualifizierter Mensch hätte aufwenden müssen, um die gleiche Arbeit zu leisten, und wieviel Fehler ihm dabei unterlaufen wären.

Jetzt steht das Programm und ist mit geringfügigen Adaptionen für die Herstellung beliebiger Wortregister anwendbar. Es bedurfte aber langwieriger Vorbereitungen. Ich will gar nicht die vorausgehende Herstellung von Lochkarten in Anschlag bringen, die uns auch für alle anderen Arbeitsvorhaben notwendig sind. Auch daß meine Mitarbeiter zunächst die recht schwierige und größte Sorgfalt erfordernde Technik des elektronischen Programmierens zu erlernen hatten, sei nicht in Rechnung gestellt; denn das sind notwendige Voraussetzungen für jegliche Arbeit mit Rechenautomaten. Aber auch nach Erfüllung aller Vorbedingungen waren meine beiden tüchtigsten und selbständigsten Mitarbeiter fast ein halbes Jahr lang damit beschäftigt, die Programme für das alphabetische und das Häufigkeitsregister zu entwerfen. Sie durften sich dabei der tatkräftigen Unterstützung unseres örtlichen Saarbrücker Rechenzentrums wie auch des Deutschen Rechenzentrums in Darmstadt erfreuen. Das sei auch an dieser Stelle dankbar hervorgehoben. Besonders sei dabei Herrn Stickel in Darmstadt Dank und Anerkennung ausgesprochen. Seine Erfahrungen befähigten ihn sofort, unsere Absichten hinsichtlich des alphabetischen Registers zu verstehen und unser noch unvollkommenes Programm zu korrigieren. Für den Häufigkeitsindex stellte er uns sogar ein von ihm bereits ausgearbeitetes Programm zur Verfügung, so daß wir auf einen Entwurf verzichten konnten. Aber das alphabetische Programm hat uns jedenfalls monatelang beschäftigt.

Es ist freilich sicher, daß die Kräfte sich an wachsenden Aufgaben entfalten und üben, und ein neues Projekt gleichen Umfangs würde gewiß nicht mehr ebensoviel Zeit der Vorbereitung erfordern. Aber Monate würden doch vergehen müssen, bis ein größeres Programm entwickelt und erprobt ist und für ausführungsfähig erklärt werden kann. Man hat sich also als Philologe recht genau zu überlegen, ob der Umfang der gestellten Aufgabe den Aufwand der elektronischen Bearbeitung lohnt.

3. Von ganz anderer Art sind die Probleme, die bei dem dritten hier zu erörternden Arbeitsvorhaben auftreten, bei den vorbereitenden Arbeiten zur automatischen syntaktischen Analyse deutscher Sätze. Hier kommt es einerseits darauf an, z. B. Fügungen wie *die treuen*,

in vielen schwierigen Lagen erprobten Freunde nicht nur als syntaktische Einheit, sondern auch noch nach ihrer Gliedfunktion als Subjekt, Prädikativ, Objekt usw. zu bestimmen. Die dafür erforderlichen Programmierungsarbeiten sind umfangreich und zeitraubend. Hier kommt aber hinzu, daß intensive philologische Vorarbeit zu leisten ist. Es gibt ja noch keine Bestandsaufnahme all der vielen syntaktischen Möglichkeiten unserer Sprache. Ihre Untersuchung muß vorausgehen, bevor man überhaupt nur an Programmierung denken kann. Ich greife einige Beispiele heraus: Wir halten es für unerlässlich, vor Beginn einer auf Gliederung zielenden Analyse festzustellen, ob der zu untersuchende Satz ein einheitlicher einfacher Satz ist, ob mehrere Einfachsätze aneinandergereiht sind oder ob es sich um ein Gefüge aus Haupt- und Nebensätzen handelt. Die als bekannt geltenden, aber keineswegs wirklich erforschten Wortstellungsregeln reichen für eine solche Unterscheidung nicht aus. Man muß vielmehr auch den diakritischen Wert der Zeichensetzung dafür in Betracht ziehen. So wird in der Regel ein Komma vor *der, die, das* als Anhaltspunkt dafür gelten können, daß es sich um ein Relativpronomen und mithin um den Beginn eines Relativnebengesatzes handelt, dessen Ende bei dem nächsten auf die finite Verbform folgenden Komma zu erwarten ist. Nun lassen sich die sämtlichen Kommata mit ihrer Umgebung sehr leicht und rasch automatisch auffinden und in Listen zusammenstellen. Bei der Bearbeitung der Listen zeigt sich dann aber, daß lange nicht jedes *der* hinter Komma ein Relativpronomen ist. Es kann sich z. B. auch um den Artikel am Anfang einer Apposition handeln (*Adenauer, der Altbundeskanzler, hat gestern erklärt...*). Hier hat man also zu differenzieren und hat nach formalen Kriterien zu suchen, die eine automatische sichere Unterscheidung ermöglichen.

Oder ein anderes Beispiel: Das vorhin schon erwähnte Wort *arbeiten* kann Plural eines Substantivs, Infinitiv oder Verbum finitum mit mehreren syntaktischen Funktionen sein. Wir werden uns dessen meist gar nicht bewußt, daß es Hunderte von semantischen und viele Tausende von syntaktischen Homographen gibt. Die Semantik macht (was zunächst verwunderlich erscheint) nicht allzu viele Schwierigkeiten, solange es um syntaktische Analyse geht; sie wird erst bei der Übersetzung relevant. Desto lästiger sind die syntaktischen Homographen; denn hier ist es natürlich von entscheidender syntaktischer Bedeutung, ob man es mit der 1. oder 3. Person Plural oder mit dem Infinitiv zu tun hat. Diese sehr vielfältigen Möglichkeiten syntak-

tischer Homographien möglichst vollständig zu erkennen, zu gruppieren und gruppenweise zu registrieren, verlangt intensive philologische Vorarbeit. Dann erst kann man nach formalen Kriterien für die Unterscheidung suchen, und nur wenn diese sich finden, kann man überhaupt an programmierende Bewältigung der Aufgabe denken. Dabei ist es besonders verzwickelt, daß sich in sehr vielen Sätzen mehrere Homographen finden. In dem kleinen Sätzchen *das kann sein* kommen z. B. mit den drei Wörtern auch drei Homographen zusammen. *Das* ist entweder Artikel oder Demonstrativ- oder Relativpronomen. *Kann* bezeichnet sowohl die 1. wie die 3. Person, und *sein* kann als Infinitiv, Substantiv oder Possessivpronomen aufgelöst werden. Erst aus dem Zusammenspiel der drei Wörter wird die Geltung und syntaktische Funktion jedes einzelnen eindeutig bestimmt. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß manche Homographen leichter, andere schwieriger mittels formaler Kriterien zu bestimmen sind. Wir sind daher auch auf diesem Gebiet dabei, eine Rangliste zu entwerfen und festzulegen, welche Homographen mit Vorrang aufzulösen sind.

Es erübrigt sich, weitere Beispiele zu häufen. Ich habe eingangs schon angedeutet, daß wir von dem Endziel, der vollständig automatisch durchgeführten Analyse, noch weit entfernt sind. Aber wir machen ständig Fortschritte, und der Zwang zu scharfer Beobachtung ist nicht nur eine reizvolle wissenschaftliche Tätigkeit. Er führt auch zu immer neuen Einsichten, die, ganz abgesehen von dem eigentlichen Arbeitsziel, auch durchaus ihren philologischen Eigenwert haben. Ein Beispiel dafür ist etwa die Arbeit meines Mitarbeiters Rainer Rath „Trennbare Verben und Ausklammerung“ (Wirkendes Wort 15, 1965, S. 217 ff.), deren Ergebnisse in die Neuauflage der Duden-Grammatik Aufnahme fanden (S. 636–638, § 7040–7060).

Die drei Beispiele, die ich Ihnen hier vorgetragen habe, mögen für drei Typen von Arbeitsmöglichkeiten mit elektrotechnischen Maschinen stehen. In dem ersten Fall, bei der automatischen Aufnahme und Ordnung von Daten (Satz- und Wortzählung), kommt es im wesentlichen nur auf die statistischen Werte an. Hier ist der Rechenautomat ein idealer Helfer, der in kürzester Zeit ungeheure Mengen von Material verarbeiten kann, das dann unmittelbar für die Auswertung zur Verfügung steht. Dabei handelt es sich allerdings nicht um philologische Arbeiten im engeren Sinne, sondern höchstens um die Vorbereitungen dazu.

Ausgesprochen philologischen Wert haben dagegen die lexikalischen und die syntaktischen Arbeiten. Um mit den letzteren zu beginnen, so liegt hier das Schwergewicht auf der Vorbereitung, und zwar mehr noch auf der philologischen Bearbeitung als auf der Programmierung. Wenn es freilich gelingt, ein vollständiges Programm für die automatische Analyse zu entwickeln, so steht es ein für allemal und ist immer wieder verwendbar. Damit wäre dann die entscheidende Grundlage für die automatische Übersetzung aus dem Deutschen in andere Sprachen geschaffen. Es lohnt sich also schon, auf dieses Ziel hin von langer Hand zu arbeiten. Dabei mag es hinsichtlich der automatischen Technik als ein Nebenprodukt erscheinen, wenn dabei neue philologische Erkenntnisse herauspringen. Die Sprachwissenschaft hingegen wird gerade hier den Hauptvorteil sehen.

Zur Bewältigung dieses Programms sind allerdings noch sehr vielseitige Einzelfragen zu klären. Um einschlägige Aufgaben nur anzudeuten, so laufen an meinem Institut zur Zeit, jeweils von einzelnen bearbeitet, u. a. folgende Untersuchungen nebeneinander her:

Zeichensetzung

Aufbau nominaler Satzglieder

Syntaktische Funktionen der Adjektiva

Attributiv gebrauchte Partizipia

Zusammengesetzte Verbformen und Modalerweiterungen

Ausklammerung.

Die Liste ist nicht vollständig. Viele detaillierte Untersuchungen (Funktion des *und*, Nebensatzeinleitende Konjunktionen u. ä.) werden außerdem stetig gefördert. Das sind zeitraubende Arbeiten, die große Sorgfalt verlangen, und damit stellt sich das Personalproblem. Je mehr geschulte Mitarbeiter zu solchen vorbereitenden Arbeiten angesetzt werden können, desto rascher wird man dem Ziele näher kommen. Da ich selbst zur Zeit nur einen hauptamtlichen Mitarbeiter und wenige studentische Hilfskräfte beschäftigen kann, machen meine Arbeiten bei weitem nicht die raschen Fortschritte, die im Interesse der Sache wünschenswert wären.

In ganz anderer Weise macht sich die Personalfrage bei unserem zweiten Beispiel geltend. Wie gesagt, nachdem das Programm einmal steht, könnten wir in kürzester Zeit eine beliebige Fülle von Material bereitstellen. Aber bleiben wir der Einfachheit halber bei unseren beiden vorhandenen Katalogen. Daß die Journalisten andere Substantiva verwenden als die Gelehrten, ergibt sich aus der Natur der

von ihnen behandelten Themata. Warum aber verwenden die Gelehrten mehr Demonstrativ- und Possessivpronomina, warum die Journalisten beim Verbum mehr das Präsens, die Gelehrten eher das Präteritum? Warum stehen die Journalisten im Gebrauch des Konjunktivs den Gelehrten weit voran, und warum kommen bei ihnen viel mehr Pluralformen vor? Das alles sind merkwürdige Erscheinungen, die die Häufigkeitsstatistik enthüllt. Ihnen allen, auf die man sonst gar nicht aufmerksam würde, kommt man durch die Statistik auf die Spur. Aber nun verlangen sie philologische Auswertung und versprechen dann viele neue Einsichten in unseren Sprachgebrauch. Wichtige Aufschlüsse über den Sprachstil unserer Zeit, über fachgebundene Sprachschichten, auch über den Personalstil könnten sich daraus ergeben. Aber wo sind die Bearbeiter, die alles untersuchen? Jeder neue Häufigkeitskatalog – und das ist ja nur ein Beispiel – würde neue Probleme aufwerfen. Und dies ist nun ein Faktum: Die datenverarbeitenden Maschinen werfen uns in Sekundenschnelle ein Material auf den Tisch, dessen wissenschaftliche Aufbereitung einen Bearbeiter jahrelang beschäftigen kann. Ich sage ohne Übertreibung: Die eine Maschine kann hundert Menschen beschäftigen, sehr viele zur Vorbereitung, vor allem der philologischen Vorbereitung weittragender Programme, noch viel mehr aber zur Aufbereitung des rasch und überreichlich gelieferten Materials. Solange wir in Deutschland, hier in diesem Mannheimer Institut, an meiner eigenen Forschungsstätte in Saarbrücken und an einer Reihe von anderen Arbeitsstellen immer nur mit einer Handvoll Mitarbeiter wirken können, darf von intensiver Ausnutzung der durch die Maschinen gebotenen Hilfsmittel noch nicht die Rede sein. Allerdings kann an diesen kleinen Forschungsstätten das erforderliche Personal besonders intensiv ausgebildet werden, und das wird nützlich sein. Wir müssen uns aber auf einen künftigen, sehr großen Personalbedarf einstellen, und wir sollten uns rechtzeitig darauf vorbereiten. Auch dies gehört zu den Erfahrungen eines Philologen, die vorgebracht und sehr ernst genommen werden müssen.

In lockerem Zusammenhang mit diesen allgemeinen Ausführungen möchte ich noch auf eine spezielle, die am deutschen Mittelalter Interessierten vor allem angehende Einzelfrage zu sprechen kommen. Seit mehreren Jahren arbeitet Dr. Roy Wisbey in Cambridge energisch und erfolgreich an Fragen der automatischen Herstellung mittelhochdeutscher Wörterbücher, oder sagen wir auch hier lieber vorsichtig,

mittelhochdeutscher Formenindizes. Er hat über die Fortschritte seiner Arbeiten an verschiedenen Stellen berichtet. Nunmehr kann er ein vollständiges, alphabetisches Formenregister zur Wiener Genesis vorlegen, und ich wünsche aufrichtig, daß die finanziellen Schwierigkeiten, die sich einer Veröffentlichung in Buchform entgegenstellen, überwunden werden können. Ich kenne sein Manuskript und habe im Interesse der Sache den lebhaften und ehrlichen Wunsch, daß es durch Veröffentlichung der Kritik der Fachgenossen zugänglich werden möge. Was also steht hier zu erwarten? Die einzelnen Wortformen werden in alphabetischer Folge verzeichnet. Während aber die bekannten amerikanischen Wortindizes, die im manuellen Verfahren hergestellt wurden, sich ohne Rücksicht auf Homographien mit Aneinanderreihung der Belegstellenangaben begnügen, gibt Wisbey zu jedem Beleg auch den Kontext im Umfang eines Verses an, was bei der oftmals stichischen Syntax der Wiener Genesis in den meisten Fällen wenigstens erste Einblicke in Bedeutung und Gebrauch der jeweiligen Form gewährt. Homographen trennt auch er nicht; aber der Benutzer erkennt sie jedenfalls aus dem mitangeführten Kontext. Bei reichlich 6000 Versen ergibt sich, durchschnittlich 5 Wörter auf den Vers gerechnet, ein Formenwörterbuch, das außer den Zeilen für die Lemmata 30000 Zeilen Belegstellen enthält. Der ganze Band enthält demnach reichlich 850 Seiten und wird trotz photographischer Herstellung des Satzes aus den vom Elektronenrechner ausgeworfenen Listen entsprechend teuer. Das Verfahren ist nun ausgearbeitet und läßt sich auf jeden beliebigen mittelhochdeutschen Text anwenden. Organisatorisch ließe sich durchaus ein Plan ausarbeiten, nach dem im Verlauf einiger Jahre die gesamte mittelhochdeutsche Literatur in entsprechender Weise indiziert werden könnte. Viele von uns, auch ich selber, würden das sogar für sehr wünschenswert halten. Aber wäre es gerechtfertigt, 4000 Seiten Hartmann von Aue, 8000–10000 Seiten Wolfram von Eschenbach usw. usw. zu drucken? Hier kann man vor den neuen Möglichkeiten einer Massenproduktion erschrecken. Archivierung (am besten nicht einmal ausgedruckt, sondern auf Magnetbändern) wäre hier wohl angebracht, vorausgesetzt, daß das Archivmaterial jedem Interessierten zugänglich gemacht wird, – und daß im Archiv eine hinlänglich große Gruppe von Fachgelehrten an der wissenschaftlichen Aufbereitung des ungeheuren Stoffes ständig arbeitet.

Denn auch hier erhebt sich die Frage nach dem rechten Verhältnis zwischen Material und bearbeitendem Personal. Roy Wisbey, wirklich ein Pionier auf diesem Gebiet, sagt in seinem Vorwort entschuldigend, er könne nicht mehr als einen voll belegten Formenindex vorlegen. Daraus ein wirkliches Wörterbuch herzustellen, dazu habe ihm und seinen Mitarbeitern die Zeit gefehlt. Das ist dieselbe Entschuldigung, die auch ich vorbringe, wenn ich aus meinen 200 000 Wörtern nur ein Formenregister und kein Wörterbuch gemacht habe. Ich will die Frage offenlassen, ob sich überhaupt ein Wörterbuch auf vollautomatischem Wege herstellen läßt. Ein mehr oder minder großer Rest wird sich wohl immer nur in geistiger Arbeit bewältigen lassen, und legt man Wert auf eine irgendwie geartete intelligente Ordnung der Belege innerhalb der einzelnen Lemmata, dann muß der Geist und nicht die Maschine jeden einzelnen Artikel bearbeiten.

Noch einmal also dasselbe Problem: Die Maschine arbeitet rasch und fehlerfrei. Wo es nur auf Datenverarbeitung und mechanisches Erledigen ankommt, ist sie ein Helfer von unschätzbarem Wert. So auch für den Mathematiker und für den Techniker, für den sie die schwierigsten Berechnungen unbegreiflich schnell und fehlerfrei ausführt. Wir Philologen hingegen können oftmals von der Maschine nur die Bereitstellung des Materials verlangen, dessen geistige Durchdringung uns niemand abnimmt. Aber dieses Material wird in solcher Beschleunigung und Menge geliefert, daß der einzelne es nicht mehr bewältigen kann. Der Einsatz von Maschinen erfordert Gruppenarbeit, und ständiger Einsatz der Maschinen erfordert sehr große Gruppen von Bearbeitern.

Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung

Von Helmut Gipper

Nachdem der Präsident des Institutes vergeblich versucht hatte, aus den Reihen der Kommission für strukturalistische Grammatik einen Herrn zu erreichen, der für den leider durch einen Unfall verhinderten Vortragenden, Herrn Professor Zwirner, einspringen konnte, bat er mich in letzter Minute, ein Referat über das Verhältnis von Sprachinhaltsforschung und Strukturalismus zu übernehmen, damit der Tagungsbeginn nicht gefährdet werde. Wenn ich mich trotz der kurzen Vorbereitungszeit von knapp drei Tagen zur Zusage entschloß, so nur deshalb, weil der vorgesehene Vortrag Professor Zwirners vermutlich nicht ohne Beziehung zu einem Briefwechsel gewesen wäre, den ich im Anschluß an ein Referat auf der Gründungstagung der Societas Linguistica Europaea in Kiel (Februar 1966) mit ihm geführt hatte.

Ich darf daher diese Vorgeschichte kurz skizzieren:

Ausgangspunkt war, wie gesagt, mein Kieler Referat mit dem Titel: „Zielsetzungen der Sprachwissenschaft 1924 und heute. Versuch einer Standortbestimmung aus Anlaß der Gründung der Societas Linguistica Europaea.“

Ich hatte damit gerechnet, daß dieser Vortrag, welchen der Diskussionsleiter Professor Fourquet als eine „mutige Stellungnahme“ bezeichnete, einen heftigen Streit der Meinungen auslösen würde, fand jedoch überraschenderweise vorwiegend Zustimmung, z. B. von den Herren K. O. Apel (Kiel), B. Collinder (Uppsala), H. Eggers (Saarbrücken), W. Eilers (Würzburg), M. Mayrhofer (Wien), F. Rundgren (Uppsala) und C. de Simone (Freiburg). Auch H. Weinrich stimmte, wenn auch mit Vorbehalten, zu. Erst nachträglich meldete Herr Professor Zwirner, der in Kiel nicht anwesend war, aber meinen vervielfältigten Text erhalten hatte, entschiedene Einwände an. Sie führten zu einem Briefwechsel, aus dem hervorging, daß sich seine Bedenken vor allem gegen die Zielsetzungen und Methoden der Sprachinhaltsforschung richteten. Herr Professor Zwirner schlug schließlich vor, in einer offenen Diskussion die beiderseitigen Standpunkte zu erörtern. Ich nehme an, daß dieser Wunsch auch dem Plan für die heutige Sitzung zugrunde gelegen hat.

Meine Absicht ist nun, zunächst die Grundgedanken meines Kieler Referates, das in der geplanten Zeitschrift der Societas veröffentlicht werden soll, zu wiederholen und dabei jene Punkte hervorzuheben, die Professor Zwirners Einspruch provozierten. Ich möchte dann die wichtigsten Einwände Professor Zwirners, soweit dies ohne Indiskretion möglich erscheint, darlegen und dazu meinerseits kurz Stellung nehmen. Ich beziehe dabei den Aufsatz von E. Zwirner: „System der Sprachen und System der Wissenschaften“ (IF 68, 1963, S. 133–148) ein, der einige seiner Argumente bereits vorwegnimmt, mir aber leider im Frühjahr noch unbekannt war. Schließlich werde ich versuchen, die Hauptgesichtspunkte beider Seiten gegenüberzustellen, um so geeignete Ansatzpunkte für die anschließende Aussprache zu schaffen.

Ausgangspunkt meiner Kieler Ausführungen waren die Zielsetzungen, die den Gründern der Linguistic Society of America im Dezember 1924 vorgeschwebt hatten. Damals war es das erklärte Ziel der Initiatoren, die Sprachwissenschaft aus der untergeordneten Stellung einer bloßen Hilfswissenschaft der Einzelphilologien zu befreien und ihr den Status einer eigenständigen Wissenschaft zu verschaffen. Vor allem waren die theoretischen und methodischen Beiträge von Leonard Bloomfield wegweisend (vgl. besonders seinen programmatischen Aufsatz „A Set of Postulates for the Science of Language“, *Language* 2, 1926, 153–164). Bloomfield forderte ein neues Selbstverständnis der Linguistik und eine Neuorientierung der sprachwissenschaftlichen Arbeit.

Es schien mir nun dringend geboten, bei der Gründung eines europäischen Pendantes zu der amerikanischen Gesellschaft, der Societas Linguistica Europaea, zu überprüfen, ob wir heute noch von den gleichen Voraussetzungen und Vorstellungen ausgehen können und dürfen.

Bloomfield ging unter dem Eindruck des Vorbildes der sogenannten exakten Wissenschaften von einer positivistisch-behavioristischen Wissenschaftsauffassung aus. Er forderte in den folgenden Jahren immer stärker eine Abkehr von mentalistischen und „animistischen“ Vorstellungen, wie sie in den Frühstadien der Sprachwissenschaft vorgeherrscht hatten, und trat für eine Übersetzung der herkömmlichen Terminologie in die Sprache der Physik und der Biologie ein. Noch entschiedener als die Mitbegründer dieser spezifischen Wissenschaftsauffassung, Rudolf Carnap und Otto Neurath, setzte sich Bloomfield für eine strenge Beachtung jener Postulate ein, die im sogenannten Wiener Kreis aufgestellt worden waren. Das Sprachgeschehen sollte nach Möglichkeit auf das Denkmodell von „stimulus“

und „response“ reduziert werden, um strenge Analysen mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu ermöglichen. Der Einfluß der sogenannten objektiven Psychologie I. Pavlovs, besonders seines Modells des bedingten Reflexes, ist hier ganz deutlich. Die Sprache sollte systematisch den Forschungsgegenständen der sogenannten exakten Wissenschaften gleichgestellt werden. Ziel war, die Sprache als ein Objekt anzusehen, das mit quantitativ-analysierenden Methoden – vermeintlich vorurteilsfrei – erschöpfend zu beschreiben wäre. Dies sollte möglichst ohne Rückgriff auf außersprachliche Faktoren geschehen.¹

Der damit eingeschlagene Weg führte, wie wir alle wissen, zum Strukturalismus, einer Forschungsrichtung, deren Ursprünge zwar sämtlich in Europa liegen (Baudouin de Courtenay, Trubetzkoy, de Saussure, Noreen u. a.²), die aber in den Staaten ihre eigentliche Durchschlagskraft gewann. Heute allerdings ist „Strukturalismus“ bereits ein Sammelname für recht heterogene Richtungen geworden, genau so, wie die Forscher, die man der sogenannten Sprachinhaltsforschung zurechnen darf, zum Teil recht unterschiedliche eigene Auffassungen vertreten. Daher ist größte Vorsicht bei jedem Versuch einer generalisierenden Charakterisierung und Gegenüberstellung geboten. Jedoch bleiben dort wie hier bestimmte Grundanschauungen gemeinsam, und es muß zum Zweck einer vorläufigen Orientierung gestattet sein, diese Züge hervorzuheben.

Die Glossematik L. Hjelmslevs darf dabei in gewisser Weise als eine europäische Variante des Strukturalismus mit spezifisch eigener, algebratischer Tendenz und einigen charakteristischen Unterschieden (z. B. der durchgehenden Berücksichtigung der content-side) betrachtet werden. Auch Bestrebungen L. Tesnières u. a. sind methodisch wesensverwandt. Bei aller Vielfalt der strukturalistischen Strömungen scheinen mir folgende Gesichtspunkte gemeinsam zu sein:

1. Das Bemühen, synchrone Sprachstrukturen auf Grund exakt-formaler Systemerprobung, vornehmlich an der Lautgestalt ansetzend, am Material eines geschlossenen Corpus zu beschreiben.

¹ Vgl. hierzu L. Bloomfield, *Language or ideas?* Language 12, 1936, S. 89–95, und *Linguistic aspects of science*, Chicago 1939, VIII, 59 S.

² Vgl. Björn Collinder, *Les origines du structuralisme*, Acta Universitatis Upsalensis, Nova Series 1:1, Stockholm 1962, 15 S.

2. Methodischer Ausgangspunkt ist die Ermittlung der sich wiederholenden Einheiten durch Analyse der Lautketten, eine Prozedur, die auf verschiedenen Ebenen fortzusetzen ist.
3. Hauptziel ist, so darf man vielleicht sagen, die Entwicklung einer nachvollziehbaren Technik der Segmentierung und Transformierung auf den verschiedenen Beobachtungsebenen, wobei die Phonem- und Morphemebenen lange Zeit als vorrangig galten. Besonders ausgebaut wurde das Verfahren der sogenannten Distributional Analysis und der Immediate Constituent Analysis (ICA). Die gewohnten Größen von Wort und Satz werden dabei von manchen Vertretern aufgegeben.
4. Charakteristisch war und ist auch heute vielfach noch die Tendenz, nach Möglichkeit die „meaning“-Komponenten auszuschalten. Sie werden meist nur mehr oder minder verdeckt in Gestalt der „intuition of the native speaker“ (Sprachgefühl) zugelassen.

Diese Meaning-Feindlichkeit tritt im Spätwerk Bloomfields immer deutlicher hervor, wenn auch die semantische Seite bei ihm keineswegs ganz übersehen wird (vgl. z. B. das Kapitel „Meaning“ in seinem Buch „Language“, New York 1933).

Allgemein besteht eine Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer exakten Erfassung der geistig-inhaltlichen Seite der Sprachen, und zwar vor allem deshalb, weil diese mit unkontrollierbaren psychischen Faktoren verknüpft erscheint.

Diese Einstellung läßt sich wissenschaftstheoretisch recht gut vom logischen Positivismus des Wiener Kreises her begründen: Schon Moritz Schlick hatte darauf hingewiesen, daß Inhalte nicht mitteilbar seien, sondern nur Strukturen. Gottlob Frege, einer der Begründer moderner Sprachkritik, hat den folgeschweren Vorschlag gemacht, die Bedeutung dem (außersprachlichen) Gegenstand gleichzusetzen. Ihm schloß sich auch der junge Wittgenstein des *Tractatus logico-philosophicus* an.³

Wenn aber die Bedeutung als außersprachlich angesehen wird, dann darf der Linguist sie mit Recht ausklammern. Hier scheint mir ein wesentlicher Grund für die strukturalistische Abneigung gegen semantische Untersuchungen zu liegen. Sie hängt zusammen mit der Leugnung der Möglichkeit psychischer Introspektion, wie sie sich

³ Diese Zusammenhänge sind im ersten Kapitel meiner Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, Düsseldorf 1963, ausführlicher dargestellt.

aus positivistisch-behavioristischer Sicht heraus folgerichtig ergab. Die treffendste Kritik an dieser Sprachtheorie hat meines Erachtens Erwin Straus in seinem aufschlußreichen Buch: „Vom Sinn der Sinne“ (2. Aufl. 1956) geliefert.⁴

In der Tat liegen gerade hier Fallstricke des Strukturalismus verborgen: Die Ausschaltung der meaning-Seite erweist sich nämlich, sosehr sie auch dem Bestreben nach methodischer Strenge entspringen mag, praktisch als undurchführbar. Schon bei der Ermittlung der Phoneme bleibt die Bedeutung unumgänglich die letzte Entscheidungsinstanz bei der Bestimmung geltender Oppositionen. Als weitere strukturalistische Forderungen sind zu nennen:

1. Die Bedingung der Nachvollziehbarkeit aller Analysen, d. h. Explizierung aller Schritte, und
2. das Ziel der Voraussagbarkeit richtiger, aber nicht im Corpus vorkommender Äußerungen (wogegen natürlich nicht das Geringste einzuwenden ist).

Soviel zur allgemeinen Orientierung.

Ein weiter Weg führt nun von Z. S. Harris und Ch. F. Hockett zu G. A. Miller und N. Chomsky. In wachsendem Maße wurden beim Ausbau der Methoden die Hilfsmittel der formalen Logik und der Mathematik genutzt.

Die vorläufig letzte Stufe scheint mit der sogenannten „generative“ bzw. „transformational grammar“ erreicht zu sein.⁵ (Neben den Arbeiten N. Chomskys und der Ostberliner Arbeitsgruppe sei hier das gut informierende Buch von Emmon Bach: „An Introduction to Transformational Grammars“, New York 1964, genannt). Es geht bei den letztgenannten Bestrebungen vor allem um die Ermittlung von Regeln zur Erzeugung grammatisch richtiger Sätze einer Sprache, wobei sich Chomsky sogar auf Humboldts Satz von der Sprache als Erzeugung berufen hat.

Die Theorie muß nach Bachs Darstellung sein: formal (d. h. bei ihm: ohne Berücksichtigung der Bedeutung), explicit, complete und simple (a. a. O., S. 10).

⁴ Dazu auch: Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, S. 65ff.

⁵ Trotz offenkundig neuer Tendenzen darf man m. E. diese Strömung schon aus heuristischen Gründen noch zum „Strukturalismus“ im weiteren Sinne rechnen, und zwar handelt es sich um den notwendigen Übergang von statischer zu energetischer Betrachtungsweise.

Die Striktheit einiger dieser methodischen Forderungen wäre im Grunde wesentlich strengeren Systemen angemessen, als es die natürlichen Sprachen sind. (Wo bleiben, um nur eine aus dieser methodischen Askese erwachsende Schwierigkeit zu erwähnen, die zahlreichen sprachlichen Einheiten, die sich selbst in einem umfangreichen Corpus nicht zu wiederholen brauchen?) Es ist hier natürlich die Frage nach der Angemessenheit der Methode an den Gegenstand zu stellen. Dazu hat W. Schlachter in seiner besonnenen Kritik am Werk Z. S. Harris' unter dem Titel „Sprachschichtung und strukturalistische Methodik“ (DVj 36, 1962, S. 69–152) einen beachtenswerten Beitrag geliefert. Er hat vor allem bestimmte Einseitigkeiten und Inkonssequenzen nachgewiesen und mit Recht betont, daß der Sprachstruktur mit reinen Kombinationsregeln allein nicht beizukommen ist. Auch weist er darauf hin, daß die Strenge stellenweise mit einer fast spielerischen Willkür erkaufte ist. Seine kritische Analyse bestätigt die Beobachtung anderer, daß das Streben nach konsequenter Ausschaltung aller schwer kontrollierbaren subjektiven Elemente im Grunde zu einem Selbstbetrug führt, was bei dem Versuch der Ausschaltung der *meaning* ganz deutlich wird. Die härteste Kritik an N. Chomsky findet sich in dem soeben erschienenen Bändchen der Rowohlt-Enzyklopädie von Mortimer Taube: „Der Mythos der Denkmaschine. Kritische Betrachtungen zur Kybernetik“ (rde 245, Reinbek 1966). Taube wirft Chomsky Schludrigkeit in der Definition seiner Prämissen vor und zieht ihn zahlreicher Verstöße gegen die Gebote der geforderten Exaktheit (z. B. bezüglich der sogenannten *kernel-sentences* – in denen übrigens das alte Problem der Protokoll- bzw. Atomsätze des Wiener Kreises wiederkehrt). Taube geht so weit, von „törichter Agilität“ zu sprechen sowie von der „Fähigkeit, mit Worten Schindluder zu treiben und bei logischen und mathematischen Erörterungen ‚Begriffe‘ zu benutzen, deren Vagheit das übliche Maß nicht überschreitet“ (ebd., S. 66).

Ich schließe mich dieser scharfen Kritik, auch wenn sie in manchem zutreffend sein mag, allerdings nicht an, und zwar nicht nur deshalb nicht, weil Taube als Experte auf dem Gebiet des amerikanischen Informationswesens wohl nicht kompetent für die Beurteilung dieser sprachwissenschaftlichen Methode ist, sondern vor allem deshalb nicht, weil N. Chomsky noch in voller Entwicklung begriffen ist. Dabei gewinnt mit dem Rückgriff auf die *Grammaire de Port Royal* auch die europäische Tradition erneute Beachtung. Er veröffentlicht

allerdings meines Erachtens zu viel und zu schnell. In seiner Bedeutung für die Förderung der modernen Sprachtheorie dürfte er von manchen doch überschätzt werden.⁶

Meine Stellungnahme zum Strukturalismus möchte vielmehr auf die erkenntnistheoretischen Grundlagen lenken und damit an den Kern der Sache führen: Wissenschaftsgeschichtlich können die Bestrebungen des Strukturalismus, einem Vorschlag des Kieler Philosophen K. O. Apel folgend, als „technisch-szientifischer Ansatz“ angesprochen werden.⁷ Bei den hier entwickelten Methoden wird die Sprache zu einem mit mathematiknahen formalen Verfahrensweisen manipulierbaren Objekt. Als linguistisch relevant wird dabei letzten Endes nur das anerkannt, was sich im erkenntnistheoretischen Kategoriennetz des Neopositivismus, des Behaviorismus, des Pragmatismus und der formalen Logik fängt. Es handelt sich, mit Helmut Schelsky zu reden, um eine „objektivistische Thematisierung der menschlichen Wirklichkeitserfahrung“, die sich vor allem bei unbelebten Forschungsgegenständen bewährt hat.⁸

Die Möglichkeiten, die dieser Weg der Sprachwissenschaft bietet, mögen noch lange nicht erschöpft sein, sie bleiben jedoch prinzipiell begrenzt.

Die Verdienste, die sich der Strukturalismus um eine Reinigung und Zuschärfung der sprachwissenschaftlichen Methoden erworben hat, bleiben davon unberührt. Was hier an minutiöser Deskriptionsarbeit geleistet worden ist, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Allerdings ist hier niemandem ein Urteil erlaubt, der diese zum Teil sehr schwierigen Werke nicht eingehend studiert hat. Freilich muß auch gesagt werden, daß die Strenge zweifellos zur Enge und diese wiederum zur Einseitigkeit geführt hat. So bleibt ein allgemeiner Gewinn zu verzeichnen, der jedoch noch nicht ausreicht. Diese einschränkenden Feststellungen entspringen nicht etwa der gerade bei uns ziemlich verbreiteten Abneigung gegen formalisierende Verfahrensweisen in den Geisteswissenschaften, sondern vielmehr der

⁶ Soeben ist schon wieder ein neues Buch von Chomsky erschienen, das, wie schon der Titel: *Cartesian Linguistics*, New York/London 1966, zeigt, seine Bemühung um einen Anschluß an die europäische Tradition des Cartesianismus, aber auch an Schlegel, Herder und Humboldt vollends bestätigt.

⁷ Vgl. hierzu die wichtige Einleitung K. O. Apels zu seinem Buch: *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*, Bonn 1963.

⁸ Vgl. H. Schelsky, *Zum Begriff der tierischen Subjektivität*, *Studium Generale* 3, 1950, S. 102–116, und dazu: *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung*, 472ff.

Einsicht, daß die Sprache bzw. die Sprachen ein Forschungsgegenstand besonderer Art sind, dem auf dem technisch-scientifischen Weg allein nicht beizukommen ist. Vielmehr ist zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung eine Verbreiterung der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen unbedingt nötig. Dabei haben wir meines Erachtens auch die Verpflichtung, uns des Erbes der abendländischen Philosophie und insonderheit unserer Sprachphilosophie würdig zu erweisen.

Die Sprache (*langage* und *langue*) ist eben ein Phänomen, das zu eng mit dem Wesen des Menschen verknüpft ist, als daß wir sie uns wie andere Objekte unserer Wirklichkeitserfahrung gegenüberzustellen vermöchten. Die menschliche Existenz ist derart mit ihr verwoben, daß wir ihr gegenüber nie ganz vorurteilsfreie Beobachter sein können. Infolgedessen ist hier auch eine „reine“ Beschreibung noch weniger möglich als anderswo. Stets sind hier individuelle und soziale Voraussetzungen mit im Spiel. Der Sinnhorizont der Sprache, in der wir aufgewachsen sind, bzw. der Sprachen, die wir erlernt haben, bleibt nicht ohne Einfluß auf unsere Sehweise und unser Urteil. Strukturzüge und Merkmale, die wir aus den Texten herauszupräparieren hoffen, müssen dabei schon in uns bzw. im „native speaker“, dem Informanten, vorausgesetzt werden. Es handelt sich eben um Sinngebilde mit eigener Gesetzmäßigkeit. Wir müssen dazu quasi in diesen Sinn „hineinspringen“ und doch zugleich Distanz zu ihm zu gewinnen suchen, wenn überhaupt Beschreibung möglich werden soll. Hier gewinnt das Problem des Verstehens grundlegende Bedeutung, vor allem verdient der hier notwendig auftretende hermeneutische Zirkel mit all seinen Konsequenzen eingehende Berücksichtigung. Ein bestimmtes, apriorisches Weltverständnis ist immer mit im Spiel, selbstverständlich auch bei den Positionen des Positivismus und des Behaviorismus. (So zeigt sich der amerikanische Linguist bereits einer bestimmten Wissenschaftsauffassung verpflichtet, wenn er die Sprache als „kind of human behavior“ definiert.) Die Sehweise bestimmt, wie auch E. Zwirner mit Recht betont, den Gegenstand entscheidend mit.

Beim technisch-scientifischen Ansatz kommt es zu einer Unterbelichtung wesentlicher Seiten des Phänomens Sprache. Die Sprache erweist sich überdies recht spröde gegenüber Methoden, die den sogenannten exakten Wissenschaften abgelauscht sind. Ohne Überheblichkeit darf man meines Erachtens sagen, daß die meisten ameri-

kanischen Strukturalisten erkenntnistheoretisch in gewisser Hinsicht naiv sind.

Der technisch-scientifische Ansatz ist unbedingt, und damit kommen wir zur anderen Seite der Medaille, zu ergänzen um das, was K. O. Apel den „transzendental-hermeneutischen“ Ansatz nennt.⁹ In diesen ist das Erbe des philosophischen Kritizismus und des Idealismus, die Hegelsche Dialektik, die Existenzphilosophie und die Hermeneutik einzubringen. Sprache ist letzten Endes, auch wenn diese mentalistische Ausdrucksweise für das Ohr eines positivistisch eingestellten Forschers anstößig klingen mag, „tönender Sinn“ (W. v. Humboldt), objektiver bzw. objektivierter Geist (Hegel, Freyer). Seine Struktur ist nicht isoliert zu erfassen, sondern nur in weiteren Zusammenhängen. Sinn und Bedeutung, die geistig-inhaltliche Seite der Sprache ist deshalb, so möchte ich sagen, wieder in ihre angestammten Rechte einzusetzen, allerdings mit geläuterten methodischen Mitteln, und zwar durchaus unter Einschluß strukturalistischer Verfahrensweisen. Roman Jakobsens Mahnung: „Linguistics without meaning is meaningless“ kann nicht oft genug wiederholt werden. Sprachwissenschaft scheint mir nun einmal als selbstgenügsame empirische Wissenschaft nicht möglich zu sein. Zielt doch die Sprache, d. h. jede geschichtlich gewachsene, natürliche Sprache, mit ihrem biologisch-physikalischen Aspekt auf Verfügbarmachung von Geist. Dieser aber ist dadurch gekennzeichnet, daß er über sich hinausweist, und zwar im Falle der Sprache erstens auf das, worüber gesprochen wird, zweitens auf den, der spricht, drittens auf die Gemeinschaft, deren Sprache dabei aktiviert wird, und viertens auf das beteiligte Sprachsystem selbst.

Es handelt sich also um eine Mehrstrahligkeit der semantischen Relation, worauf in jüngster Zeit besonders B. Liebrucks im Anschluß an K. Bühler wieder hingewiesen hat.¹⁰ Dabei sind über-rationale Bezüge nie ganz auszuschalten. Berücksichtigt man dies, dann wird man zu der Einsicht gedrängt, daß die Sprache, soll sie wirklich zureichend beschrieben werden, als isolierter Forschungsgegenstand aufgegeben und statt dessen der Funktionskreis Mensch – Sprache – Welt in den Blick genommen werden muß.

Die Sprache kann infolgedessen auch nicht ausschließlich objektivistisch thematisiert werden, sondern sie ist in ihrem semantischen

⁹ A. a. O., Einleitungskapitel.

¹⁰ B. Liebrucks, Sprache und Bewußtsein, 1. Bd., Frankfurt 1964, S. 419ff.

Kernbereich im Schelskyschen Sinne zusätzlich „subjektivistisch“ (nicht zu verwechseln mit „subjektiv“!) zu thematisieren.¹¹ Das heißt, sie ist zu behandeln wie Forschungsgegenstände mit eigener Individualität (wie z. B. Lebewesen), wobei der entscheidende Unterschied zu den nichtbelebten Objekten darin besteht, daß hier anders als bei toten Sachen mit Rückwirkungen des zu Beobachtenden auf den Beobachter zu rechnen ist. In dieser Sicht sind aber gerade Instanzen wie „Sprachempfinden“ (intuition of the native speaker) keine *quantité négligeable*, sondern irreduzible Kontrollinstanzen, die die Gesamtanalyse steuern und regeln und deshalb ausdrücklich anerkannt werden müssen.

Das, was der Sprecher an seiner Sprache erlebt, was er beabsichtigt und was er versteht, muß ausdrücklich einbezogen werden. Die Sprachwissenschaft muß daher aus ihrer Isolierung herausstreben. Sie muß meines Erachtens Verbindung zu allen Disziplinen suchen, die Aufschlüsse über die Wechselwirkungen von Mensch bzw. Sprachgemeinschaft, Sprache und Welt zu geben vermögen. Philosophie, Psychologie, Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, aber unter Umständen auch Mathematik, ja sogar Neurologie und Zytologie (die z. B. Aufschlüsse über Struktur und Funktionsweise der Zellverbände in den Sprachzentren zu geben verspricht) können in verschiedenen Zusammenhängen wichtig werden.¹²

Ich bin mir bewußt, daß an dieser Stelle Einwände zu erwarten sind. (In der Tat liegt hier auch ein entscheidender Punkt der Kritik Professor Zwirners). Mancher mag sich gedrängt fühlen, hier die alte Forderung nach Fernhalten alles Außersprachlichen aus der Sprachwissenschaft zu wiederholen. Man könnte mir, wie ich in Kiel scherzhaft sagte, zurufen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Meine Antwort darauf kann aber auch heute nur lauten: Was soll ein Schuster machen, dessen Leisten, so, wie die Dinge nun einmal liegen, in alle Bereiche menschlichen Wissens und Forschens hineinragt? Wer selbstkritisch genug ist, muß eingestehen, daß fast keine sprachwissenschaftliche Frage ohne die Berücksichtigung außersprachlicher Faktoren zu beantworten ist. Schon die Frage nach den sprachsystemkonstituierenden phonologischen Oppositionen führt

¹¹ A. a. O. (Anm. 8).

¹² Vgl. meinen Entwurf einer ganzheitlichen Schau des Beziehungsgefüges von Mensch bzw. Sprachgemeinschaft, Sprache und Welt im 6. Kapitel der Bausteine: Eigenwelt und Sprachwelt.

zwangsläufig in weitere (z. B. physiologische) Zusammenhänge hinein. Deshalb bleiben rein negative Bestimmungen wie die F. de Saussures: „Il n'y a dans la langue que des différences, mais sans termes positifs“, letzten Endes unbefriedigend. Zusätzlich sind positive Bestimmungen zu fordern, wie sie z. B. Trubetzkoy auch anfangs für die Definition des Phonems vorgesehen hatte. Von hier aus ist auch J. Lohmanns Forderung nach einer positiven Semantik zu verstehen.¹³

Als ein konkretes Beispiel für die Verflechtung eines Sprachproblems mit außersprachlichen Voraussetzungen seien hier nur die Farbwortuntersuchungen erwähnt: Hier ist ohne den Blick auf die physiologischen Voraussetzungen der Sehenden und auf die Struktur der physikalischen Vorbedingungen des Sehprozesses keine ausreichende Bestimmung eigentümlicher Wortfeldgliederungen zu erzielen.

Freilich ist es nun nicht etwa so, als könnten von außersprachlichen Voraussetzungen her sprachliche Strukturen „vorausgesagt“ werden, wohl aber sind bestimmte Möglichkeiten sprachlicher Gliederungen (etwa die Reihenfolge der Farbtöne) vorherzusehen. Innersprachliche Ordnungen bedürfen nicht selten außersprachlicher Vergleichsfolien, um vor diesem Hintergrund in ihrer Eigenart sichtbar gemacht werden zu können.¹⁴

Dabei gilt es jeweils, Stellenwert und Eigenwert der einzelnen Elemente im sprachlichen Gefüge zu ermitteln, wobei die Verhältnisse in verschiedenen Sinnbereichen auch verschieden gelagert sein können. Dies gilt natürlich auch für höhere Einheiten, über die stehenden Wendungen und die Satzbaupläne hinaus bis zu dem hin, was man ohne Mystifikation als „Weltansicht der Sprache“ im Sinne Wilhelm von Humboldts bezeichnen darf.

Anzuschließen wäre hier die Forderung nach einer weltweiten Sprachentypologie, d. h. dem umfassenden Versuch einer Erfassung der inneren Sprachformen, so wie es E. Lewy und J. Lohmann anstreben.

Ist dies alles geschehen, dann wird auch die Zielsetzung der Sprachinhaltsforschung verständlich: Es geht hier um eine ganzheitliche Sprachauffassung in dem Sinne, daß sämtliche die Sprachstruktur

¹³ Vgl. J. Lohmann, *Philosophie und Sprachwissenschaft*, Berlin 1965.

¹⁴ Vgl. H. Gipper, *Purpur, Weg und Leistung eines umstrittenen Farbwords*, Glotta 42, 1964, 39–69.

mitbestimmenden Faktoren in die empirische Sprachforschung einbezogen werden sollen.

In diesem Zusammenhang gewinnt z. B. die Methode der Feldforschung als ein Weg zur Aufhellung semantischer Gliederungen ihre zentrale Bedeutung. Diese spezifische Art der Gliederungsforschung darf sogar als eine Art struktureller Semantik bezeichnet werden, allerdings mit der Einschränkung, daß sie bei der heutigen Forschungslage noch nicht reif für eine durchgehende Formalisierung ist.

Bei der Beurteilung dieser oft angefochtenen Methode sind ebenfalls neuere Entwicklungen mit zu berücksichtigen: Manche Mängel der Anfangszeit, zu dogmatische Formulierungen und Vorstellungen (z. B. Lückenlosigkeit der Felder, mosaikartige Abgrenzungen usw.) sind längst überwunden und haben sprachwirklichkeitsnäheren Betrachtungsweisen Platz gemacht.¹⁵

Damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen. Der Sinn dieser meiner Kieler Bemerkungen war schlicht und einfach der, daß ich die *Societas Linguistica Europaea* von Anfang an vor jeglicher Einseitigkeit und vor jeder Bevorzugung bestehender Forschungsrichtungen warnen wollte. Es schien mir nicht überflüssig zu sein, gerade bei der Gründungsversammlung gegen das leidige Polemisieren, wie es heute zwischen einzelnen Forschungsrichtungen üblich ist, Front zu machen und zur Zusammenarbeit aufzurufen. Mir schien eine Komplementarität der Verfahrensweisen wünschenswert, denn je breiter das Fundament, desto stabiler der geplante Bau. L. Bloomfield und F. de Saussure wollte ich als Pioniere würdigen, von denen immer noch viel zu lernen ist, aber zugleich schien mir die Breite W. v. Humboldts wieder als erstrebenswert. Die Sprachwissenschaft müsse, so schloß ich, endlich werden, was sie schon längst sein sollte, eine Grundlagenforschung innerhalb der Wissenschaften vom Menschen.

Ich darf nun versuchen, die wichtigsten Einwände E. Zwirners gegen die vorgetragenen Gedanken darzustellen. Dabei stütze ich mich auf den erwähnten Aufsatz aus den *Indogermanischen Forschungen* von 1963 sowie auf einige brieflich mitgeteilte Bemerkungen.

¹⁵ Die neueste Darstellung der Feldlehre gibt Hans Schwarz in der Einleitung zum Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung, Opladen/Köln 1966.

Zwirner geht von der Feststellung aus, daß die moderne Sprachwissenschaft seit dem Wirken F. Bopps, R. Rasks und J. Grimms endlich eine autonome Wissenschaft geworden sei, deren Ziel heute wie damals die Erfassung des Systems der Sprachen bleibe.

Sprachwissenschaft sei weder eine „Wissenschaft vom Menschen“ noch Philosophie. Unbedingt sei eine Beschränkung auf rein linguistische Aufgaben zu fordern. Der diachrone Aspekt der Junggrammatiker sei durch den Strukturalismus legitim um den synchronen Aspekt erweitert worden. Demgegenüber erschienen die Ziele der Sprachinhaltsforschung in mehrerer Hinsicht bedenklich: Es handle sich um den anfechtbaren Versuch, aus der Analyse von der Basis einer „Muttersprache“ aus Aussagen über Sprache überhaupt zu gewinnen. Dabei gefährde die Einbeziehung nichtlinguistischer Zusammenhänge nicht nur die Autonomie der Sprachwissenschaft, sondern führe vor allem zu einer heillosen Vermischung von sorgsam auseinanderzuhaltenden Gegenständen. E. Zwirner stellt in diesem Zusammenhang die Frage, ob muttersprachliche Analysen noch Linguistik oder schon Sprachphilosophie seien, und antwortet mit Entschiedenheit: Keines von beiden.

Die sogenannte Humboldt-Renaissance sieht er ebenfalls als bedenklich an: Was Humboldt in seiner Zeit gestattet war, nämlich Sprachwissenschaftler und Sprachphilosoph zugleich zu sein, sei uns nach Kants Einsichten in die Zuständigkeiten und Grenzen der einzelnen Erkenntnisbereiche nicht mehr erlaubt. Es könne heute nur Linguistik einerseits und Erkenntnistheorie andererseits geben, nicht aber beides in einem. Die Sprachphilosophie habe apriorisch nach den Bedingungen der Möglichkeit sprachwissenschaftlicher Analysen zu fragen. Auf diesem Weg habe der Neukantianismus, vor allem R. Hönigswald bis 1933 wichtige Vorarbeit geleistet, die fortzusetzen wäre. „Es gibt“, so faßt Zwirner seine Stellungnahme zusammen, „empirische, diskursive Linguistik, und es gibt apriorische Sprachtheorie im Rahmen der Erkenntnistheorie, d. h. einer Systematik der Wissenschaften – ein Drittes gibt es nicht“ (a. a. O., S. 145).

Natürlich unterstehe auch die Theorie der Sprache als Theorie der Linguistik dem Grundsatz der Diskursivität, auch habe sie selbstverständlich Beziehungen zur Geschichte und Literaturwissenschaft. Aber prinzipiell bleibe sie von der Sprachwissenschaft getrennt. Im Rahmen der erkenntnistheoretischen Aufgaben seien auch Begriffe wie „Inhaltbezogenheit“ zu definieren. Nicht aber dürfe dies in die

Linguistik einbezogen werden, wo spätestens seit F. Bopp kein Platz mehr für Spekulationen sei. Grenzverwischungen könnten nur auf Holzwege führen. Gesichtspunkt und Forschungsziel blieben stets entscheidend, wobei der Satz gelte: „Der Gesichtspunkt schafft das Objekt“ (a. a. O., S. 148).

Über diese Stellungnahme hinaus hat E. Zwirner noch brieflich bemängelt, daß die Sprachinhaltsforschung die ausländische Forschung übersehe und durch gegenseitiges Zitieren innerhalb der eigenen Reihen ein unzureichendes Bild der internationalen Forschungslage vermittele. Stellenweise mache sich auch eine unerträgliche Deutschtümelei bemerkbar, die gerade im Ausland als unangenehm empfunden werde. Vor allem seien auch die Leistungen des Strukturalismus nicht anerkannt worden. Um aber die semantische Seite der Sprachen wieder in die Linguistik einzubeziehen, wogegen nichts einzuwenden gewesen wäre, hätte ein Anschluß an die Semantik des 19. Jahrhunderts, und zwar unter Verzicht auf höhere Ansprüche, genügt. Dabei bleibe die Semantik ein Teil der Linguistik, zu deren Erforschung wiederum methodische Selbstbeschränkung erforderlich sei. Die tatsächlich praktizierte Inhaltsforschung vermische Erkenntnistheorie und Linguistik und sei deshalb weder das eine noch das andere. Sie mache den Eindruck deutscher Weltanschauung mit linguistischen Ambitionen. Typisch deutsch sei auch der Ganzheitsbegriff, der einer bedenklichen Verbindung disparater Gegenstände Vorschub leiste. Ich hoffe, die Ansichten E. Zwirners in seinem Sinne sachgerecht referiert zu haben, und darf nun abschließend eine kurze eigene Stellungnahme hinzufügen und zur Diskussion stellen:

Ich bin der Ansicht, daß sich heute keine Wissenschaft, insonderheit keine empirische Wissenschaft wie es die Sprachwissenschaft ist, als autonom betrachten darf. Gerade die Sprachwissenschaft scheint mir auf Grund der Eigenart ihres Forschungsgegenstandes nur in Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen zukunftsreich zu sein. Damit möchte ich aber keineswegs einem Durcheinanderwirbeln von Zielsetzungen und Methoden das Wort reden. Ich stimme Zwirner völlig darin zu, daß dies verhängnisvoll wäre. Man muß natürlich wissen, was man jeweils tut und weshalb man es tut. Aber ohne ständige Anleihen bei anderen Wissensbereichen wird keine ausreichende Beschreibung irgendeines sprachlichen Phänomens möglich sein. Was die Nichtbeachtung der ausländischen Forschung in der Sprachinhaltsforschung anbetrifft, so möchte ich hier lediglich auf

den jetzt fertiggestellten ersten Band des Bibliographischen Handbuchs zur Sprachinhaltsforschung verweisen, der 6130 Arbeiten, alphabetisch geordnet nach Verfasseramen (Aakjaer – Gytkaier), erfaßt.¹⁶ Schon eine flüchtige Durchsicht zeigt, daß weit über die Hälfte dieser Titel auf ausländische Autoren entfällt. Hier ist wirklich alles einbezogen worden, was irgendwie für sprachinhaltliche Fragestellungen auswertbar sein könnte. Wenn in Veröffentlichungen deutscher Sprachinhaltsforscher häufiger deutsche Kollegen als etwa Amerikaner zitiert sind, so hängt das ganz einfach damit zusammen, daß die Erforschung der inhaltlichen Seite der Sprachen aus den geschilderten Gründen in den letzten Jahren vornehmlich eine deutsche Domäne war. In den Staaten, wo man vor allem strukturalistisch arbeitete, war daher auf diesem Gebiete einfach wenig zu finden. Umgekehrt stellt man etwa auf amerikanischer Seite das gleiche fest: In zahlreichen amerikanischen Veröffentlichungen erscheint kein einziger deutscher, kaum ein europäischer Forscher zitiert, noch ist ein auf dem alten Kontinent erschienen Buch genannt. Dies alles zeugt von einer bedauerlichen Isolierung der Forschungsrichtungen, die indessen auf beiden Seiten nachzulassen beginnt. Zugunsten der Sprachinhaltsforschung muß man jedoch gerechterweise sagen, daß alle greifbaren ausländischen Ansätze zur Erforschung inhaltlicher Sprachstrukturen hierzulande unverzüglich aufgegriffen worden sind. Unsere durch den zweiten Weltkrieg mitverschuldete Abkapselung ist lange überwunden. Erwähnt sei hier nur die große Beachtung, die etwa die Arbeiten E. Sapirs und B. L. Whorfs bei uns gefunden haben, zum Teil noch vor den großen Diskussionen, die hierüber in den USA geführt worden sind. Die „Deuschtümelei“ ist ein alter Vorwurf, der eigentlich nicht mehr wiederholt werden sollte. Es hatte ja doch gute Gründe, weshalb die Erforschung eines sprachlichen Weltbildes zunächst am Paradigma der eigenen Sprache erprobt wurde. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß neue Sehweisen auch eine neue, in diesem Fall also eine eigentümlich deutsche Terminologie hervorbrachte, deren Übersetzung naturgemäß noch Schwierigkeiten macht und nicht zuletzt deshalb auf Ablehnung stößt. Neues kann nun einmal nicht mit alten Begriffen ausgesagt werden. Die Sprachinhaltsforschung ist ihrer sprachtheoretischen Herkunft und Zielsetzung nach aber sicher so eigenständig, daß keine einfache

¹⁶ Das beim Westdeutschen Verlag in Opladen in Lieferungen erscheinende Werk ist auf vier Bände (alphabetischer und systematischer Teil) berechnet.

Fortsetzung der Semantik des 19. Jahrhunderts möglich erscheint. Diese Eigenständigkeit muß allerdings mit Nachdruck betont werden, und wir hoffen, daß die jetzt erschienene programmatische Einleitung zum Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung die Unterschiede zur traditionellen Semasiologie und Onomasiologie ganz unverkennbar deutlich macht. Die Erkenntnistheorie darf meines Erachtens bei all diesen grundsätzlichen Fragestellungen nicht von der Sprachwissenschaft abgeschnitten werden. Sprachphilosophische Fragen gehören fundamental zur Sprachwissenschaft, da nur sie Grundlage wie Ziel dieser Disziplin aufzustellen vermögen. Der Ganzheitsgedanke scheint mir unentbehrlich zu sein. Vielleicht darf man gerade in ihm einen wichtigen deutschen Beitrag zur allgemeinen Sprachwissenschaft erblicken. Im übrigen darf nicht übersehen werden, daß auch in Amerika längst neue Entwicklungen eingesetzt haben: auf breiter Front nähert sich auch der Strukturalismus der bislang zurückgestellten semantischen Seite der Sprachen. Die transformative Grammatik verlangt nach Ergänzung durch die semantische Komponente, die J. J. *Katz* und J. A. *Fodor* u. a. liefern wollen. Aber schon vorher hat es stets andere Unterströmungen gegeben. Ein Gesinnungswandel war bereits durch E. *Sapir*, B. L. *Whorf*, K. L. *Pike*, E. *Nida* und andere eingeleitet. Ein heutiges Zentralthema der amerikanischen Linguistik lautet „Psycholinguistics“ (vgl. *Osgood / Sebeok / Diebold: Psycholinguistics. A Survey of Theory and Research Problems. A Survey of Psycholinguistic Research. Indiana University, Bloomington 1965*). Die selbständig gewonnenen Einsichten auf diesem Gebiet werden sehr gepriesen, und es ist für uns nicht ohne Reiz, schließlich auch den Hinweis zu finden, daß es sich hier allerdings nicht um völlig neue Entdeckungen handele, sondern daß in Europa schon seit längerem auch Ähnliches versucht werde. (Es folgt der Hinweis auf die sogenannten Neo-Humboldtian-Ethnolinguistics, vgl. S. 260.)

Umgekehrt haben natürlich auch die strukturalistischen Anregungen Amerikas in Europa und auch bei uns ein lebhaftes Echo gefunden. Man darf daher durchaus von einem Aufeinanderzutendieren der neueren Strömungen hüten und drüben sprechen. In der Tat ist die Zeit überreif für eine gegenseitige Annäherung und für neue Synthesen. Will man Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung überhaupt gegenüberstellen, so scheint mir dies eigentlich nur mit Einschränkungen vertretbar zu sein. Am ehesten wird man sagen dürfen, daß

der Strukturalismus im Grunde eine Methode (bzw. ein Bündel von Deskriptionsverfahren) ist, die sich immerfort am Gegenstand, d. h. an den natürlichen Sprachen, zu bewähren hat. Seine sprachtheoretische Grundlage ist gewollt schmal und wird daher der ständigen Erweiterung bedürfen.

Sprachinhaltsforschung ist dagegen keine Methode, sondern eher ein Ziel, das auf Grund sprachphilosophischer und sprachtheoretischer Einsichten zu postulieren ist.¹⁷ Zur Erreichung dieses Zieles sind alle Methoden willkommen, die voranhelfen können. Auch die strukturalistischen Methoden sind in dem Maße einzubeziehen, wie sie sich als fruchtbar erweisen.

Schließlich aber ist bei all diesen Überlegungen eines nicht zu vergessen, was meines Erachtens bei der Beurteilung sprachwissenschaftlicher Forschungsrichtungen eine entscheidende Rolle spielt und doch meist übersehen wird: Man darf die persönliche Veranlagung und Neigung des einzelnen Forschers nicht außer acht lassen. Es wird stets Forscher geben, die nach Anlage, Herkunft und wissenschaftlicher Erziehung mehr der technisch-scientifischen Seite der Sprachforschung zuneigen werden, und ebenso andere, die sich mehr der transzendental-hermeneutischen Seite zugehörig fühlen. Es ist deshalb eine Illusion zu glauben, man könne jeden Vertreter der einen Richtung durch die Kraft rationaler Argumente zur anderen Seite hinüberziehen. Oft kann nur erreicht werden, daß der eine den Standpunkt des anderen respektiert, ohne ihn zu teilen. Dennoch ist förderliche Zusammenarbeit nicht unmöglich. Sie wird sich am ehesten zwischen solchen Forschern ergeben, die auf Grund vielseitiger Veranlagung beiden Seiten gegenüber offen zu sein vermögen. So hat sich z. B. bereits ein fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen Forschern verschiedener Herkunft ergeben, etwa zwischen Vertretern der Sprachinhaltsforschung und Sprachwissenschaftlern, die Hjelmslev und Tesnière verpflichtet sind wie E. Coseriu und J. Fourquet. Solche Kontakte sind zu pflegen und auszubauen, wenn weitere Fortschritte in unserem Fach erzielt werden sollen.

¹⁷ Mit dieser zugespitzten Formulierung möchte ich zum Ausdruck bringen, daß die strukturalistischen Verfahrensweisen sich im Grunde in der Deskription, um deretwillen sie entwickelt wurden, erschöpfen, während die Sprachinhaltsforschung auf das Fernziel einer weltweiten Erfassung der „sprachlichen Weltansichten“ zustrebt, um von hieraus neue Zugänge zu den menschlichen Denk-voraussetzungen und allen damit verknüpften Problemen zu gewinnen.

* Auf das mir von den Herausgebern angebotene Schlußwort, in dem mir freundlicherweise Gelegenheit geboten werden sollte, auf die von Herrn Professor G. Ungeheuer und Herrn Professor E. Zwirner vorgetragenen Einwände zu antworten, möchte ich verzichten, einmal, um nicht die starke Position dessen auszunutzen, der das letzte Wort hat, vor allem aber, um das Urteil über die zur Diskussion stehenden Argumente und Gegenargumente ganz dem Leser zu überlassen. Ich bin beiden Korreferenten sehr dankbar für die ebenso offene wie faire Aussprache, aus der ich viel gelernt habe. – Nur einen Vorwurf möchte ich nicht gerne auf mir sitzen lassen, zumal er sicher auf einem Mißverständnis beruht: G. Ungeheuer zieht mich an der Stelle, wo ich mich gegen die Striktheit strukturalistischer Methodik gewandt habe, eines fundamentalen Irrtums: der Vertauschung von Objekt- und Metasprache; die Forderung nach methodischer Strenge sei als wissenschaftliches Grundgesetz unumstößlich aufrechtzuerhalten, so amorph und irregulär das zu untersuchende Phänomen auch sein möge. – Das Mißverständnis hängt hier an den Wörtern *Striktheit* und *Strenge*. In der Forderung nach Methodenstrenge im Sinne eines sauberen und kontrollierbaren Analyseverfahrens stimme ich G. Ungeheuer völlig zu. Ich wende mich selbstverständlich nicht hiergegen, sondern gegen den Rigorismus, gegen die Starrheit, gegen den Mangel an Flexibilität und Anpassungsfähigkeit an die Eigenart des Forschungsgegenstandes Sprache, der zumindest die methodischen Ansätze von Z. S. Harris u. a. kennzeichnet. Um es bildhaft kraß zu verdeutlichen: Wenn eine linguistische Methode wie eine Mähmaschine arbeitet, ist sie schwerlich geeignet zur Erfassung historisch gewachsener und in stetem Wandel befindlicher Sprachstrukturen. Ich bin sicher, daß G. Ungeheuer mir hierin beipflichtet, so wie es auch sicher ist, daß die strukturalistischen Methoden seither anpassungsfähiger geworden sind, ohne deshalb an Exaktheit eingebüßt zu haben. H. G.

Stellungnahmen

Von G. Ungeheuer

Der kurzen Vorbereitungszeit entsprechend, können diese Anmerkungen nicht mehr sein als ein etwas ausführlicherer Diskussionsbeitrag zu Gippers Vortrag. In vielen Punkten stimme ich mit seinen Ausführungen überein. Aus denjenigen Darlegungen, denen ich nicht folgen kann oder die mir einer Präzisierung bedürftig erscheinen, habe ich die wichtigsten als Themen meiner Bemerkungen ausgewählt.

1. Gipper weist richtig darauf hin, daß „Strukturalismus“ ein Sammelname für sehr heterogene Richtungen geworden ist. Trotz dieser Einsicht hält er sich doch zu sehr an dieses Wort, das heute zu einem Schlagwort geworden ist. Keine Wissenschaft wird ohne Einsichten

in die Struktur der erforschten Erscheinungen auskommen; die Inhaltsforschung selbst – und hier wird mir wohl Gipper recht geben – ist durch einen strukturalistischen Grundzug gekennzeichnet. Die Konzeption des sprachlichen Systems, in dem jede linguistische Einheit nicht absolut und isoliert, sondern relativ in bezug auf alle anderen darin enthaltenen Einheiten bestimmt ist, wurde in Europa besonders von F. de Saussure herausgearbeitet, jenem Sprachwissenschaftler also, dessen Gedanken sowohl in die Sprachinhaltsforschung Weisgerbers als auch in die Glossematik Hjelmslevs eingegangen sind.

Charakteristisch für die Sprachwissenschaft Bloomfields und seiner Schüler scheint mir der Terminus „descriptive linguistics“ zu sein, der von ihnen selbst verwendet wurde, wobei zu beachten ist, daß die deskriptive Linguistik als wissenschaftlicher Neuansatz gegenüber der traditionellen, historischen Linguistik verstanden wurde. Diese Wendung in der Sprachwissenschaft und der Systemgedanke sind nur zwei Aspekte derselben geschichtlichen Entwicklung in der Sprachforschung. Von ihnen aber steht nichts in den vier Punkten, die Gipper als charakteristisch für die vielfältigen Strömungen des Strukturalismus herausstellt. Wenn er im dritten Gesichtspunkt „die Entwicklung einer nachvollziehbaren Technik der Segmentierung und Transformierung auf den verschiedenen Beobachtungsebenen“ als Hauptziel hervorhebt, so legt er das Zentrum seiner Analyse einseitig in den Bereich der Methodologie. Dies ist allerdings richtig, daß die deskriptive Linguistik aus ihrer neugestellten Aufgabe heraus mit besonderer Sorgfalt sich methodologischen Problemen zuwandte. Die Erarbeitung wissenschaftlich einwandfreier Methoden aber ist von jeder Wissenschaft zu fordern.

2. Daß auf die Entwicklung des linguistischen Strukturalismus in den USA der sogenannte Logische Positivismus einen Einfluß hatte, ist bekannt. Der Grund hierfür lag in der Bereitschaft der Linguisten, sich in ihrem Sachgebiet zu bemühen, die Verifizierbarkeit wissenschaftlicher Aussagen zu gewährleisten, so wie es nach dem damaligen Kenntnisstand der Wissenschaftstheorie gefordert wurde. Der Hinweis auf die Methoden der exakten Naturwissenschaften, die Übernahme physikalistischer Betrachtungsweisen in den extremsten Fällen, die Anlehnung an das Gedankengut des Behaviorismus sind Folgen dieser wissenschaftlichen Grundhaltung. Sie können von sprachlichen Gesichtspunkten aus nicht befriedigend interpretiert

werden; ohne Berücksichtigung der damals vorherrschenden Lehre der Epistemologie bleiben sie unverständlich.

In der Entwicklung des Strukturalismus wird ein Bemühen um methodische Strenge und damit um Wissenschaftlichkeit sichtbar, das man bei vielen Sprachwissenschaftlern, die sich als Nicht-Strukturalisten betrachten, schmerzlich vermißt. Daß mit methodischer Strenge eine Einengung der wissenschaftlich erforschbaren Erscheinungsbereiche verknüpft ist, ist nicht verwunderlich, wenn man nicht von vornherein annimmt, daß alle mögliche menschliche Erkenntnis wissenschaftlicher Forschung entstammt. Daß dies eben gerade nicht vorausgesetzt wurde, läßt sich am vielgenannten Beispiel der Introspektion zeigen: Geleugnet wurde nicht die Möglichkeit der Introspektion, sondern die Kommunizierbarkeit der introspektiv festgestellten Sachverhalte.

Die Forderung nach methodischer Strenge ruft häufig einen Widerspruch hervor, der in folgendem Satz von Gipper in klassischer Weise formuliert ist: „Die Striktheit dieser methodischen Forderungen wäre, so möchte man sagen, wesentlich strengeren Systemen angemessen, als es die natürlichen Sprachen sind“ (S.6). In ihm steckt ein fundamentaler Irrtum: Verwechselt wird die begriffliche Klarheit und die Verifizierbarkeit eines Systems wissenschaftlicher Aussagen mit der augenfälligen Strukturiertheit des Forschungsgegenstandes. Hier wird die Metasprache (Sprache des Wissenschaftlers) mit der Objektsprache (untersuchte Sprache) vertauscht. Ein Phänomen kann noch so amorph und irregulär sein, die Forderung nach methodischer Strenge bei seiner Analyse muß als wissenschaftliches Grundgesetz unumstößlich aufrechterhalten bleiben.

3. Eine Folge der wissenschaftstheoretischen Einstellung, welche die Hauptvertreter des Strukturalismus auszeichnet, ist auch jene Vorsicht beim Umgang mit sprachlichen Bedeutungen, die man häufig (so auch Gipper) als „meaning-Feindlichkeit“ beschreibt. Ich möchte auf die sehr schwierige Problematik, die hiermit angesprochen ist, nur mit wenigen Bemerkungen eingehen.

Die Gedankengänge der sogenannten Strukturalisten sind in diesem Punkt sehr viel komplexer, als es die schwarz-weiß malenden, gefühlhaltigen Schlagworte ahnen lassen. Es lassen sich in ihnen verschiedene konstituierende Momente unterscheiden: die aus einer spezifischen Lösung des Verifikationsproblems resultierende Bevorzugung von „Strukturaussagen“ (siehe: G. Ungeheuer, Logischer

Positivismus und moderne Linguistik [Glossematik], Sprakvet. Sällsk. Förhandl., Uppsala 1961, 1–24), die Denkschemata eines gemäßigten Behaviorismus, die Hereinnahme sozialer Relationen als unableitbarer Größen. Auf dieser Grundlage wurde versucht, das Problem der „meaning“ anzugehen. Daß das Resultat bei diesem Ausgangspunkt anders aussieht, als wenn man Geist, Seele, psychische Vermögen und Denkhandlungen ohne genaue Abgrenzung möglicher Konnotationen voraussetzt, erscheint trivial. Im übrigen wurde empirisch so verfahren, daß man von den Informanten einfache Reaktionen verlangte, die als Korpus von Daten für die Analyse ein gesicherteres Ausgangsmaterial bilden als spezifische Urteile mit all ihren subjektiven Voraussetzungen.

Von Eberhard Zwirner

Zu dem vorzüglichen Referat von H. Gipper habe ich lediglich zwei Anmerkungen anzumelden: eine verhältnismäßig unwichtige und eine zweite, die zwar höchst zentrale Fragen betrifft, über welche jedoch auf der Grundlage des abgewogenen Referats eine für die Arbeit fruchtbare Verständigung möglich sein sollte.

Von keinem großen Gewicht ist die Anmerkung, daß man zwar „durchaus von einem Aufeinanderzutendieren der neueren Strömungen hüben und drüben (ich würde sagen: im Ausland und in Deutschland) sprechen“ darf, und daß „in der Tat die Zeit überreif sei für eine gegenseitige Annäherung und für neue Synthesen“. Meine Kritik bezog sich jedoch auf die mehr als 30 Jahre, die zwischen der beginnenden Prager Phonologie, der Hjelmslevschen Glossematik und den frühen amerikanischen Arbeiten zum Strukturalismus vergangen sind, ohne daß sie in Deutschland – mit verschwindenden Ausnahmen (Elise Richter, Wien; A. Schmitt usw.) – überhaupt zur Kenntnis genommen worden sind. Dies gilt auch noch für die in diesem Jahr erschienene Dudengrammatik, in der nach kurzer Darstellung der klassischen Lautlehre der Begriff der Opposition übernommen wird, ohne auch nur den Namen Trubetzkoy zu erwähnen, oder von einer Erneuerung der Grammatik die Rede ist, ohne auch nur einen einzigen ausländischen Autor zu nennen. Da diese Phase aber überwunden zu sein scheint, erübrigt sich in Zukunft diese Anmerkung.

Interessanter und wichtiger ist das Problem der „Autonomie der Wissenschaften“. Eine Verständigung scheint jedoch gleichsam vor der Tür zu stehen. Wenn Gipper auf die Notwendigkeit verweist, die engsten Beziehungen zu anderen Wissenschaften zu suchen, so darf er überzeugt sein, das volle Verständnis bei jemandem zu finden, der auf den Umwegen über Aphasieforschung und Psychopathologie, über Denkpsychologie und Erkenntnistheorie zur Phonetik und Linguistik gestoßen ist und dessen Lebensarbeit darin bestand, psychologische und physiologische, physikalische und mathematische Gesichtspunkte linguistischen Aufgaben unter- und einzuordnen. Aber eben darauf scheint es anzukommen, daß man nicht aus dem Auge verliert, was man eigentlich will und soll und daher weder trennt noch vermengt, sondern unterscheidet, und es hieße eine hundertfünfzigjährige wissenschaftliche Tradition preisgeben, wenn man leugnen wollte, daß die Ziele der Geschichte und Soziologie bei aller Bezogenheit auf die Linguistik doch von den Aufgaben der Linguistik unterschieden sind.

Autonomie der Linguistik heißt nicht mehr als Berücksichtigung der Eigenart der sprachwissenschaftlichen Aufgabe, unter deren Voraussetzungen der Gegenstand der Sprachwissenschaft definierbar wird. Dieser Gegenstand ist weder das gehörte Wort, bzw. der gelesene Text, noch „Sprache überhaupt“, sondern das System der in tradierten Sprachgemeinschaften geltenden überlieferten Formen und Normen der Verständigung. In diesem Sinn ist jede Grammatik inhaltbezogen; in diesem Sinn gehört Semantik selbstverständlich zur Untersuchung von Einzelsprachen. Wenn der amerikanische Strukturalismus – sei es auf Grund falscher Voraussetzungen, sei es auf Grund kritischer, vorläufiger Selbstbeschränkung – zunächst davon abgesehen hat, so scheint heute auch diese Phase überwunden zu sein. Allgemeine Bedeutungstheorie ist zwar unerläßlich für die Bestimmung der linguistischen Fragestellung, aber gerade als solche ist sie von den linguistischen Aufgaben unterschieden und muß von ihnen unterschieden werden.

Eine gewisse Schwierigkeit bietet der Verständigung der Umstand, daß Gipper mit zwei Begriffen der Apriorität operiert: Apriorität ist die Bedingung der Möglichkeit fachwissenschaftlicher Forschung, die Bedingung in unserem Fall also der Möglichkeit linguistischer Aufgabenstellung. Nicht aber ist Apriorität die Fülle individueller oder sozialer, nämlich bei der kindlichen Spracherwerbung *erworbener*

Bestimmungen unseres „Sinnhorizonts“. Erstens ist dieser Sinnhorizont von Sprache zu Sprache, ja, von Ideolekt zu Ideolekt verschieden, und zweitens ist seine Berücksichtigung kein Forschungsziel – es sei denn mit der Aufgabe, die Begrenzungen dieses Sinnhorizonts zu überwinden. Einer der Wege dieser Überwindung heißt in der Linguistik seit Bopp Vergleichung. Eben deshalb ist die methodische Beschränkung auf die Muttersprache gefährlich.

Die Hinweise auf die Naturwissenschaft sind keine Erfindungen der Strukturalisten, sondern haben eine über hundertjährige Geschichte. Sie sind falsch und damit praktisch erledigt, sofern hinter ihnen der Versuch steht, die Sprache in ein Naturobjekt zu verwandeln – eine Gefahr, die übrigens durch den Organismusbegriff von Humboldt keineswegs überwunden war. Sie bleiben aber von ständiger Bedeutung, wenn mit diesen Hinweisen die Forderung gemeint ist, daß sich auch die Linguistik eindeutiger (wenn auch infolge ihrer Autonomie eigenartiger) Begriffe zu bedienen habe, so wie das die Naturwissenschaft seit Galilei und Newton tut. Denn Eindeutigkeit und Wissenschaftlichkeit kann man geradezu als identisch bezeichnen.

Es ist auch ein Irrtum, heute zu sagen, daß die Mathematisierung der Naturwissenschaften eine Selbstverständlichkeit, die Mathematisierung der Geisteswissenschaften jedoch dem Gegenstand der Geisteswissenschaften nicht adäquat und daher nicht erlaubt sei.

Abgesehen davon, daß hier mit einer Autonomie der Geisteswissenschaften operiert wird, die gerade den gegen die Autonomie der Einzelwissenschaften gerichteten Tendenzen Gippers nicht gerecht würde, ist diesem Argument gegenüber zu sagen: Erstens, daß diese Zweiteilung ebenso alt und ehrwürdig wie unbegründet und unhaltbar ist, und zweitens, daß zur Zeit der Mathematisierung der Chemie vor 150 Jahren die deutschen Chemiker dieselben spekulativ-chemischen Argumente gegen diese Mathematisierung vorgebracht haben, wie sie heute von (deutschen) Linguisten gegen die Mathematisierung der Linguistik vorgebracht werden – wozu noch zu sagen ist, daß Mathematisierung in gar keiner Weise den Anspruch erhebt, die linguistische Methode zu ersetzen, wohl aber zu ergänzen, was freilich erst möglich ist, wenn die Linguistik mit eindeutigen Begriffen operiert, was in ihrer diachronischen Phase nur bedingt geschehen ist.

Ein solcher nicht eindeutiger Begriff ist z. B. der von Gipper in seinem Vortrag benutzte Begriff der „Ganzheit“. Der Begriff der

„erlebten Ganzheit“ ist in seiner psychologischen Bedeutung und Differenziertheit wohl definiert – *hier* ist er es nicht. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen zu begründen, warum er hier ersetzt werden müßte durch einen definierten Begriff des „Systems der Wissenschaften“ – nämlich aller Methoden, die der Linguist zu berücksichtigen hat, um sein Objekt zu beschreiben, und von denen er sich doch, indem er sie berücksichtigt, unterscheidet.

Auch den Begriff der „Sprachinhaltsforschung“ halte ich bis jetzt noch für nicht genügend definiert. Steht der Begriff des „Inhalts“ in einer oder steht er in mehreren Oppositionen? Das heißt zur linguistischen „Form“ oder auch zur „Form“ der Literaturwissenschaft? Und ist bewiesen, daß dieser Begriff der Opposition seinem Gegenstand gemäß ist? Für fruchtbarer halte ich es zunächst, die linguistische Methode im Zusammenhang der beiden anderen Methoden zu definieren, die sich auf Quellen beziehen – der literaturwissenschaftlichen und der historischen Methode –, und danach zu fragen, mit welchem Sprachinhaltsbegriff der Linguist operieren muß, wenn er Sprachen bestimmen und voneinander unterscheiden will?

Eine Überwindung formalistischer Einengung des Gegenstandes und der Methode der Linguistik wird jedoch kaum gelingen durch Ausweichen in eine sogenannte „Psycholinguistik“. Die Argumente, die sie für sich ins Feld führt, sind Scheinargumente, wie es schon die Argumente für die „Psychophonetik“ Baudouins de Courtenay waren. Was Karl Bühler gegen diese ins Feld geführt hat, gilt mutatis mutandis auch für die „Psycholinguistik“. Die Autonomie der Linguistik, d. h. die Eigenart ihrer Forschungsziele und Gegenstände, verlangt adäquate Definitionen.

Ich möchte aber nicht versäumen, meiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben für die Weite, unter der Gipser die von ihm aufgeworfenen Probleme behandelt hat und für die Korrektheit, mit der er meiner Auffassung, die sich auch im Wandel befindet – wie sollte es anders sein? –, in meiner Abwesenheit Ausdruck gegeben hat.